

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

196



Elke Erb: Geradeaus

Begriffskarrieren: Subjekt und Geschlecht

Kathy E. Ferguson, Philipa Rothfield,
Ruth Seifert, Elaine Showalter

Innere Peripherien im modernen Weltsystem und
die Zukunft Ostdeutschlands

Kuba: Nicht Modell, Tragödie

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1990/91 schrieben unter anderen

Günther Anders, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Irene Dölling, André Gunder Frank, Ehrenfried Galander, Stuart Hall, Gisela Hänel-Ossorio, Brigitte Hansen, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Frederic Jameson, Jürgen Jünger, Pierre Juquin, Mary Kaldor, Wilhelm Kempf, Helga Königsdorf, Stefan Krätke, Ingrid Kurz-Scherf, Georges Labica, Gabi Lindner, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Mary McIntosh, Steffen Mensching, Ina Merkel, Matthias Morgenstern, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Christina Schenk, Michael Schneider, Klaus Segbers, Anne Showstack Sasson, Dorothee Sölle, David Tetzlaff, Bernd Jürgen Warneken, Sieglinde von Wasielewski, Anja Weberling, Inge Wettig-Danielmeier, Paul Willis, Susan Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Ingeborg Musold, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert, Eva Stäbler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1992 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Umschlag: Johannes Nawrath. Foto: © Pedro Luis Raota. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) II 14 40 13 00, BLZ 100 101 II. Satz: Comtext, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. — November/Dezember 1992. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorial	823
Nachrichten aus dem Patriarchat	827
Elke Erb: Geradeaus	828

Begriffskarrieren: Subjekt und Geschlecht

Philipa Rothfield Subjektivität, Erfahrung, Körperlichkeit Feministische Theorie zwischen Humanismus und Anti-Humanismus	831
Elaine Showalter Frauen – Männer – Texte »Geschlecht« in der Literaturwissenschaft	849
Ruth Seifert Männlichkeitskonstruktionen Das Militär als diskursive Macht	859
Kathy E. Ferguson Politischer Feminismus und Dekonstruktionstheorien	873

* * *

Hans-Heinrich Nolte Innere Peripherien im modernen Weltsystem und die Zukunft Ostdeutschlands	887
Volker Külow David Rjasanow – mit Marx gegen Stalin	897
Bert Hoffmann Kuba: Nicht Modell, Tragödie	905
<i>Kongreßberichte</i> From New World to New Order; Sozialismus-Konferenz; Bloch-Tagung; Christliche Ethik; Sozialistisch-Feministische Konferenz	911
<i>Besprechungen</i> DDR-Philosophie; Epistemologie; Benjamin; Kafka; Pädagogische Argumente; Schule und Geschlecht; Faschismus; Regulationstheorie; Automobilindustrie	921
Verfasser/innen, Jahresinhalt 1992, Zeitschriftenschau, Summaries	975

Besprechungen

Philosophie

<i>Kapferer, Norbert</i> : Das Feindbild der marxistisch-leninistischen Philosophie in der DDR 1945-1988 (<i>A.Schölzel</i>)	921
<i>Wilharm, Heiner</i> : Denken für eine geschlossene Welt. Philosophie in der DDR (<i>A.Schölzel</i>)	921
<i>Rauh, Hans-Christoph</i> (Hrsg.): Gefesselter Widerspruch. Die Affäre um Peter Ruben (<i>Chr.Löser</i>)	922
<i>Gesellschaft für Theoretische Philosophie</i> (Hrsg.): Jahrbuch für systematische Philosophie '91 (<i>W.Bialas</i>)	924
<i>Tagliagambe, Silvano</i> : L'epistemologia contemporanea (<i>S.Ghisu</i>)	926
<i>Mittelstraß, Jürgen</i> : Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie (<i>L.Mehtonen</i>)	927
<i>Martens, Ekkehard</i> : Der Faden der Ariadne (<i>U.Menzer</i>)	928
<i>Bolz, Norbert, und W. van Reijen</i> : Walter Benjamin (<i>Th. Weber</i>)	929
<i>Holz, Hans-Heinz</i> : Philosophie der zersplitterten Welt. Studien zum Werk von Walter Benjamin (<i>Th.Weber</i>)	931

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Kittler, Wolf, und Gerhard Neumann</i> (Hrsg.): Franz Kafka: Schriftverkehr (<i>A.Honold</i>)	932
<i>Köppel, Peter</i> : Die Agonie des Subjekts. Das Ende der Aufklärung bei Franz Kafka und Blanchot (<i>C.Feldmann</i>)	934
<i>Guntermann, Georg</i> : Vom Fremdwerden der Dinge beim Schreiben. Kafkas Tagebücher als literarische Physiognomie des Autors (<i>C.Feldmann</i>)	934
<i>Deiritz, Karl, und Hannes Krauss</i> (Hrsg.): Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder »Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge« (<i>M.Wedel</i>)	937
<i>Arnold, Heinz Ludwig</i> : Krieger, Waldgänger, Anarch. Versuch über Ernst Jünger (<i>W.Jung</i>)	939
<i>Brandes, Wolfgang</i> : Der 'neue Stil' in Ernst Jüngers »Strahlungen« (<i>W.Jung</i>)	939

Erziehungswissenschaft

<i>Paschen, Harm, und Lothar Wigger</i> : Zur Analyse pädagogischer Argumentation (<i>M.Bohlender</i>)	940
<i>Birmily, Elisabeth</i> (Hrsg.): Die Schule ist männlich. Zur Situation von Schülerinnen und Lehrerinnen (<i>U.Preuss-Lausitz</i>)	941
<i>Büttner, Christian, und Marianne Dittmann</i> (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben? Erziehung zur Geschlechtsidentität in Kindergarten und Grundschule (<i>U.Preuss-Lausitz</i>)	941
<i>Kreienbaum, Anna Maria</i> : Erfahrungsfeld Schule. Koedukation als Kristallisationspunkt (<i>U.Preuss-Lausitz</i>)	941
<i>Ulrich, Winfried</i> (Hrsg.): Mädchen und Junge – Mann und Frau: Geschlechtsspezifik von Verhalten und Erziehung? (<i>U.Preuss-Lausitz</i>)	941
<i>Matthes, Eva</i> : Von der geisteswissenschaftlichen zur kritisch-konstruktiven Pädagogik und Didaktik. Der Beitrag Wolfgang Klafkis (<i>G.Ruder</i>)	943
<i>Merkert, Rainald</i> : Medien und Erziehung (<i>N.Franck</i>)	945
<i>Dewe, Bernd, u.a.</i> (Hrsg.): Erziehen als Profession (<i>Ch.Lüders</i>)	946
<i>Steinlechner, Manfred</i> : Bildungsmythen der Moderne (<i>V.Schubert</i>)	947
<i>Egger, Rudolf</i> (Hrsg.): Zwischen Null und Unendlich – Identität und Pädagogik (<i>A.Chassé</i>)	949
<i>Richter, Herbert-Friedrich</i> : Bildungsurlaub in der BRD (<i>A.Gmelch</i>)	949

(Fortsetzung Seite X)

Editorial

Bereits in den siebziger Jahren wurden in der Bundesrepublik – im Zuge der Diskussionen um Eurokommunismus – zentrale marxistische Begriffe wie »Diktatur des Proletariats«, »Klasse«, »Produktionsverhältnisse« hinterfragt (vgl. z. B. den Band »Eurokommunismus und Theorie der Politik«; AS 44). Dogmen sollten durch Analysen der konkreten Situation ersetzt werden. Diese Öffnung wurde von marxistischen Feministinnen in Europa um die Kategorie »Frauen« und das Verhältnis zur »Dritten Welt« erweitert (vgl. den Band: Marxismus und neue soziale Bewegungen«; AS 78). Was als Aufbruch in eine plurale marxistische Orientierung gelesen werden kann, brachte auf der anderen Seite Verunsicherungen und Theoretisierungen, die mehr vorschlagenden Charakter hatten als kategorische Bestimmung waren. Die theoretische Stärke einer offenen Diskussion beinhaltet als politische Schwäche, das vielfach verschiedenen Gemeinte in einen Handlungszusammenhang zu bringen. Wo Ableitungsverhältnisse – wie sie dem ökonomistischen Marxismus anhaften – durch die Suche nach Bestimmungen und Bestimmtes ersetzt werden, treten die Vorschläge in einen Wettbewerb und das Offene der Fragen, ihr Noch-Nicht der Beantwortung wird sichtbar. So ist etwa die Debatte um das handelnde politische Subjekt bzw. seine Mehrfachbestimmung immer noch nicht abgeschlossen. Das politische Subjekt »Arbeiterklasse«, in seiner – der Wirklichkeit entfremdeten – widerspruchsfreien Identität, wurde durch allgemein soziale Bewegungen ersetzt, im besonderen durch die Frauenbewegung. Dieses neue Subjekt war und ist ebenso von Gemeinsamem als auch von Gegensätzen bestimmt. An ihm wird auch deutlich, wie schwierig es ist, eine schlüssige Theorie der Gesellschaft zu erstellen, die der Vielfachbestimmung der Individuen ebenso Rechnung trägt wie den generalisierenden gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen. Postmoderne Theorien sind seit einigen Jahren eine Herausforderung für die selbst-kritischen linken Theoriebemühungen geworden. Und was auf der theoretischen Ebene auch als produktive Herausforderung gelesen werden kann, lähmt oder blockiert auf der politischen. Die kritische Befragung der Realitätsebenen, ihrer Ordnung und diskursiven Konstruktionen, bringt jenen Feminismus ins Licht der Illusion, der den Anspruch auf unmittelbare Realitätsveränderung für sich reklamiert. Wo alles fragwürdig wurde, bleiben auch die Befreiungsperspektiven nicht verschont. »Der Augenblick der Postmoderne ist eine Art Explosion der modernen Episteme, bei der die Vernunft und ihr Subjekt – als Platzhalter von 'Einheit' und des 'Ganzen' – in Stücke fliegen.« (Albrecht Wellmer) Gemeinsam ist modernen und postmodernen TheoretikerInnen die Suche nach den Vermittlungen von Individuum und Gesellschaft. Unterschieden sind die Herangehensweisen und Voraussetzungen: in postmodernen Theorien wird die Aktivität, Gesamtgesellschaft als Zusammenhang zu denken, ausdrücklich zurückgewiesen oder verhöhnt; Gesamtgesellschaft sei nicht in individuellen Erfahrungen und Aktivitäten aufzusuchen, sondern funktional imaginär, in ihrem Namen reproduziere sich Gesellschaft, und als Regelungsprinzip sei sie zu zerstören (Foucault). Vergesellschaftungs- und Individualisierungsprozesse werden soweit entkoppelt,

daß Zusammenhanglosigkeit angenommen werden muß. Die Humanisierung funktionaler Systeme kann in einem solchen Kontext keine Perspektive mehr sein. In der »individualisierte(n) Gesellschaft der Unselbständigen« (Baudrillard) wächst die Fremdbestimmung ins Totale.

Der soziologischen Tradition, Synthesen zu bilden, entgegengesetzt wird postmodern die Differenz zum Strukturprinzip. Innerhalb feministischer Debatten wird z.B. der Begriff Patriarchat als gemeinsamer Bezugspunkt für fragwürdig gehalten, da die Spaltungen/Differenzen zwischen Frauen so groß seien, daß ein allen Gemeinsames nicht auszumachen sei (z.B. Michèle Barrett). Die theoretische Resonanz auf den Postmodernismus in den kritischen Sozialwissenschaften nimmt zu; so wird der Wechsel von einem organisierten zu einem desorganisierten Kapitalismus unterstellt (z.B. Claus Offe). Die sozialen Zerreißen seien nicht mehr zentral durch Begriffe wie Klasse strukturiert, also in der Sphäre der Produktion anzusiedeln, sondern sowohl fragmentarisch als auch dezentralisiert neben der Produktion in der Konsumtion zu finden. In diesen Kontext gehört auch die Debatte über die verschiedenen Begriffe von Arbeit, die sich auf die zunehmende Flexibilisierung der Arbeitskraft stützt und auf deren ebenfalls flexiblen Gebrauch durch das Kapital (vgl. hier besonders die Zeitschrift *Marxism Today*, die diese Diskussion unter dem Titel »New Times« geführt hat).

Sozialistisch-feministische Theorien und solche der Postmoderne sind nicht einfach ins Verhältnis zu setzen; letztere bewegen sich überwiegend auf dem Feld der Repräsentation, erstere beharren auf der gesellschaftlichen Organisation von »etwas« (Geschlecht, Rasse, Klasse), das repräsentiert wird. Fragen der ökonomischen Regulierung und der konkreten Machtverhältnisse (die auch als Herrschaftsverhältnisse realisiert werden) sind in postmodernen Ansätzen ausgeklammert; die Analysen bewegen sich überwiegend im kulturellen Feld.

Den Heftschwerpunkt wollen wir als Beitrag einer anderen Diskussionsweise verstehen; er soll einige Möglichkeiten vorführen, von modernen und postmodernen Theorieansätzen zu lernen. Besonders in der Bundesrepublik Deutschland wird die Diskussion heftig als Ausschließungsverhältnis diskutiert (positiv herausgehoben werden muß dabei die Zeitschrift *kultuRRevolution*). Dies ist wohl auch der politischen Lage geschuldet: in einem Land, wo das Wort Befreiung und Gesellschaftsveränderung mit Staatssozialismus gleichgesetzt wird, ist die notwendige Muße in Differenzhektik gekippt. Die Gleichheit/Ähnlichkeit der wissenschaftlichen Fragen, die Bemühungen um die Besetzung der offenen Felder sind ein anderer Grund für die Unfähigkeit, einander zuzuhören. Die Situation ist im angelsächsischen Raum anders. Feministische Sozialistinnen diskutieren ruhig die Anforderungen aus der Postmoderne. Fragen der Anschlußfähigkeit theoretischer Einsichten stehen eher im Brennpunkt als ihr Gegenüber. In den USA, in Kanada und Großbritannien wird z.B. die Diskussion um die Subjektkonstruktion netzförmig von verschiedenen Standpunkten bearbeitet: mit der Dekonstruktion des Begriffs Geschlecht geht seine Erweiterung um schwarze Frauen einher (z.B. »Learning from the outsider within«, Patricia Hill Collins); auch ist der Rekurs auf die Notwendigkeit einer Frauenbewegung häufig zu finden (z.B. »Situated Knowledges«, Donna Haraway). Insofern werden

theoretische Probleme enger an solche der politischen Macht gebunden und an mit Frauen durchzusetzende gesellschaftliche Veränderungen.

Unsere Autorinnen im Schwerpunkt diskutieren die Reichweiten von postmodernen Theorien, ihre Denktradition, welche konkreten Zweifel an modernen Gesellschaftsentwürfen sie anführen (Philippa Rothfield); den Nutzen des Geschlechtsbegriffs für weibliche und männliche Forscher und welche neue Einsichten die Literaturtheorie verzeichnen kann (Elaine Showalter); sie analysieren empirisches Material auf der Folie postmoderner Begriffe und zeigen, daß die Untersuchung von Repräsentations-Institutionen vergeschlechtlichte Vergesellschaftungsmechanismen freilegt (Ruth Seifert). Der Text von Kathy Ferguson gibt zum Abschluß einen Überblick über die aktuellen Debatten im US-amerikanischen Raum und in Frankreich.

Extreme Unterschiede zwischen reich und arm kennzeichnen nicht nur das Verhältnis zwischen der sogenannten »Ersten« und »Dritten Welt«, sondern auch das zwischen verschiedenen Regionen eines Nationalstaates. Hans-Heinrich Nolte untersucht die Entstehung solcher Hierarchien (Zentrum, Halbperipherie, Peripherie) im Rahmen des kapitalistischen Weltsystems. Schwerpunkte sind England und Irland während der Vorindustrialisierung, die Entindustrialisierung Südfrankreichs und das Problem der »Peripherisierung« der DDR bzw. Ostdeutschlands im Verhältnis zu Westdeutschland. – Volker Külow zeigt, wie die philologische Leidenschaft des MEGA-Herausgebers Rjasanow diesen zunehmend in Widerspruch zu Stalin brachte. – Bert Hoffmann antwortet auf Jan Rehmanns Kuba-Beitrag im *Argument* 193 und hält die dort festgehaltene Perspektive eines alternativen Entwicklungsweges wegen Kubas Abhängigkeit vom Weltmarkt und der Spaltung zwischen Dollarsektor und kriegswirtschaftlicher Überlebensökonomie für illusorisch. Castros Linie des Widerstehens um jeden Preis drohe in einer Katastrophe zu enden. kh

Verlagsmitteilungen

Der *Argument-Buchladen* in Berlin-Kreuzberg, in der Reichenberger Straße 150, ist geöffnet! Mit klassischer indischer Musik, vorgetragen von Nandkishor Muley und seiner Tochter Kamala, und mit Wein und Brezeln wurde am 10. November die Eröffnung gefeiert. Die Mühen unserer Buchhändlerin Helena Kreienbühl, unterstützt von der 13köpfigen Buchladen-Gruppe, haben sich gelohnt. Neben dem Argument-Programm findet man zum einen wissenschaftliche, philosophische und aktuell-politische Literatur verschiedenster Sparten, zum anderen (wunder-)Schöne Literatur aus vielen Weltgegenden, unter besonderer Berücksichtigung von Kleinverlagen, und – nicht zu vergessen – eine Krimi-Ecke (die ersten verkauften Bücher waren Ariadne-Krimis).

Der Buchladen soll zugleich ein neuer Diskussionsraum für Kreuzberg werden. Bei der ersten Veranstaltung – einer Podiumsdiskussion über Rassismus und Neonazismus – war jeder Quadratmeter besetzt, mehr als sechzig Leute rückten dicht zusammen. Wir laden herzlich zu den nächsten Abenden ein, z. B. zur Lesung von Volker Braun am 18. Dezember um 19.30 Uhr.

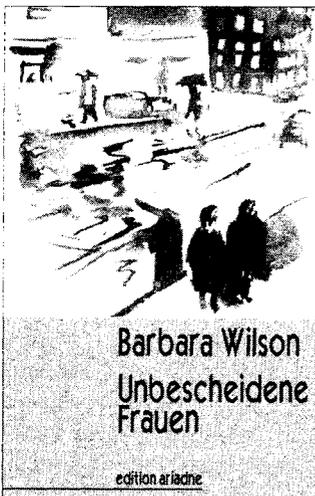
Öffnungszeiten: Di – Fr 11-18 Uhr; Sa 10-13 Uhr. Telefon: (030) 611 39 83.

Band 4 von Antonio Gramscis *Gefängnisheften*, der inzwischen erschienen ist, umfaßt das 6. und 7. Heft und enthält »Miscellen« und »Notizen zur Philosophie«. Noch läßt sich die Ausgabe verbilligt beziehen – ein phantastisches Weihnachtsgeschenk. Es gilt aber, sich rasch zu entscheiden, da die Subskriptionsfrist am 31. Dezember 1992 ausläuft.

Die Novemberkrimis bei Ariadne bringen eine Wiederbegegnung mit den ersten Autorinnen der Frauenkrimireihe. *Schwarze Bühne* von Anthony Gilbert ist ein Klassiker: Eine Frau, die im Krieg allein im Balkan war, ist nach den Maßstäben der englischen Nachkriegsgesellschaft haltlos und eines Mordes fähig. Gilbert führt kriminalistisch vor, wie frauenfeindlich und blasiert ihre Zeit war.

Wenn die Macht ihr Netz auswirft von Marion Foster ist ein Thriller um kanadische Wirtschaftsintrigen. Mutige Frauen wie Anwältin Harriet Croft und Journalistin Leslie Taylor geraten leicht in die Schußlinie, und *Wenn die Macht ihr Netz auswirft*, schweben die einstigen grauen Falter in Gefahr.

Das Ende der Bescheidenheit



Roman, edition ariadne
320 Seiten. Gebunden. DM 27.-

»Beeindruckend die Dichte und Intensität der drei Charaktere, die trotz ihrer Stellvertreterinnenfunktion für typische Frauenrollen nie plakativ werden. Beeindruckend auch der Spannungsbogen der Geschichte, der die sachlich-reale Story zum Politthriller macht ... Ein faszinierender Roman, eine reine Lesefreude und wieder Futter für Verstand und Herz.«

Antenne Ruhr

edition ariadne bei argument
Rentzelstraße 1 · 2000 Hamburg 13

Nachrichten aus dem Patriarchat

Nobelpreis für Apologie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung

Der Amerikaner Gary S. Becker bekommt den Wirtschaftsnobelpreis 1992 »für seine Verdienste um die Ausdehnung der mikroökonomischen Theorie auf einen breiten Bereich menschlichen Verhaltens« (FAZ v. 14.10.1992). Was dem Nobel-Komitee preiswürdig war, ist seit Jahren Gegenstand insbesondere feministischer Kritik: »Man mag beeindruckt sein von der Genialität, mit der es den neoklassischen Theoretikern gelingt, eine so lupenreine Symmetrie zwischen Modellen des Marktverhaltens und des Verhaltens außerhalb des Marktes zu entwickeln. Man kann auch von der Absurdität erschlagen sein.« (Alice Amsden)*

Kostprobe aus Beckers Ausführungen zur »Arbeitsteilung in Haushalten und Familien«**: Der Ökonom analysiert die geschlechtliche Arbeitsteilung mit »den Werkzeugen und Rahmentheorien, die für materielles Verhalten entwickelt wurden«. Familie wird zum ausschließlich ökonomischen Verband, in dem die »homines oeconomici« Einkommen erwirtschaften, Güter (z.B. Kinder) und Dienstleistungen produzieren und konsumieren. Zeit ist Geld und effizient einzusetzen, erster Grundsatz: die Spezialisierung. Konkret: wer *spezialisiert* sich auf die Hausarbeit, wer auf die bezahlte Berufsarbeit? Die Grenznutzenlehre liefert ein ökonomisches Kriterium: Jedes Haushaltsmitglied wägt ab, wo eine Einheit von ihm zusätzlich investierter Arbeit den größeren Nutzen erbringt. Daß Frauen sich dann meistens für den Haushalt entscheiden, erklärt Becker aus einer Verknüpfung von Biologie, *Spezialisierung* und *Humankapitalinvestition*. Nur Frauen können Kinder kriegen. Daß sie auch die Aufgaben der Kinderpflege und Erziehung übernehmen, liegt auf der Hand: »Frauen wollen viel Zeit und Energie für Sorge und Pflege ihrer Kinder aufwenden, weil sie wollen, daß sich ihre großen biologischen Investitionen gelohnt haben« (21f.). Haushalte, die diese *Spezialisierung* nicht nutzen, weil sie aus Mitgliedern nur eines Geschlechts bestehen oder weil Mann und Frau eine Parität der Aufgaben ausgehandelt haben, handeln ökonomisch weniger effizient. – Ein Problem sieht Becker darin, daß die *spezialisierte* Humankapitalinvestition in Jungen und Mädchen schon sehr früh beginnt. Dadurch steigen zwar die Ertragsraten (=rates of return), es kann aber auch zu Widerprüchen zwischen Investition und biologischer Orientierung (»biological orientation«) der Kinder kommen, die sich frühestens mit zehn Jahren zeige. Beckers Empfehlung: »Wenn nur ein kleiner Bruchteil von Mädchen biologisch mehr auf die Aktivitäten am Markt orientiert ist als auf die im Haushalt, und wenn nur ein kleiner Bruchteil der Jungen biologisch auf die Haushaltsaktivitäten orientiert ist, dann ... wird die optimale Strategie solange darin bestehen, hauptsächlich Haushaltskapital in *alle* Mädchen und hauptsächlich Marktkapital in *alle* Jungen zu investieren, bis eine Abweichung von dieser Norm etabliert ist.« (24) Zuviel Marktkapital in Mädchen zu investieren, die später doch nur Kinder bekommen, widerstrebt Becker, werden damit doch nur Investitionsruinen geschaffen. SAN

* »Frauenarbeit und die tautologische Struktur nationalökonomischer Theoriemodelle«, in: Schaeffer-Hegel u.a. (Hrsg.), 1989: Männer Mythos Wissenschaft. Pfaffenweiler, 145.

** »Division of Labor in Households and Families«, in: ders.: A Treatise on the Family, Cambridge und London 1981. Alle Zitate sind diesem Text entnommen; Übersetzung durch die Autorin.

Elke Erb

Geradeaus

Wenn man also gut angezogen daheim noch,
auf seinem eigenen Grundstück, in seinem eigenen Haushalt
am Küchentisch, Tischrand sitzt beim Frühstück,
im Aufbruch – wieviele von uns überall!

wenn also sie, meine Gute, daheim noch,
auf ihrem eigenen Grundstück, im eigenen Haushalt
tip-top im oliv-beige-melierten Kostüm, kurzen Rock,
aufbruchbereit in der eigenen Küche
am Tischrand sitzt, frühstückt früh

wenn er also in Schlips und Kragen früh
in seinem eigenen Haus, auf seinem eigenen Grund,
in seiner eigenen Küche auf dem Sprung
sitzt und noch frühstückt

wenn du also, unbekannte Soldatin des Alltags,
gut angezogen, gewaschen, gekämmt,
wie aus dem Ei gepellt
und gerüstet –

In Toronto ein Morgen.
Beim Frühstück, beim Kaffee schwarz.
Die Augen aufs Fenster gerichtet.
Knie an Knie vor dem Sitz.

Wenn man also, wie aus dem Ei gepellt,
mit allem versehen, zum Aufbruch bereit
beim Frühstück noch sitzt, wie blickt
ringsum die vertraute Umgebung
auf uns?

Blickt sie fremd oder blickt sie mit einem Segen,
stumpf oder munter, mürrisch oder belebt?
Etwa abweisend? Abwesend etwa?

Ehe man aufbricht dorthin,
 wohin man sich präpariert hat,
 sich aus den Winkeln hinauf rückt ins Lot geradezu,
 Knie schiebt an Knie laufend vorbei geradezu
 bis ans Gefährt, vorlieb nimmt mit jedem
 gönnerhaft (da noch das feinste
 sein muß) – gute Miene zum Ziel,
 gute Miene zum Ziel.

Wenn wir also wie aus dem Ei gepellt, beim Frühstück noch
 tief im Beliebigen des Landes, des Landes,
 an der Küchentischkante wo aufbruchbereit
 präpariert geradeausgucken,

wie blickt die vertraute Umgebung auf uns?
 Anhänglich? mitfühlend? Fremd? Schon vergessen?

Wenn du noch sitzt, auf dem Sprung, schon fort
 bist im Grunde, wie blickt der vertraute
 Umkreis vorm Tausch mit dem fremden,

wie blickt die Umgebung heimisch
 vorm Tausch mit der andern, vielleicht gar
 längst nicht mehr fremden, jeweils, die dich bis dahin
 aufnahm, vielleicht gar auffraß, dich trug, ertrug,
 die du bis dahin trugst, ertrugst und erträgst, trägst
 jeweils wie die eigene Haut?

Etwa mit Abschiedsblicken?
 Nun, im Scheiden, bei deinem anorganischen
 Absprung, Abflug, wie?,
 wenn du losziehst,

reißt du die Fäden
 ab bis zur Wiederkehr,
 bis du sie wieder aufnimmst,

blicken die Enden
 teilnahmslos vor sich hin,
 gewohnheitsgemäß?

Oder nehmen sie Schaden?
 Oder nimmst du sie mit
 jeweils

langhin
 in das gewechselte
 Sortiment?

Ziehst du sie morgenfrisch mit
 in das allenfalls Unvertraute, ungewohnt Unvertraute,
 erst zu Entwirrende ...?

Ziehst du, in sie verstrickt
 ahnungslos, sie also ahnungslos
 oder bewußt auch, oder in Liebe
 mit mit dir, wickelst sie
 um dich, einen Kokon?,

um dich herum etwas Heimat-
 Verbundenes im Fremden, wie Heimat
 etwas, wie Haut?

Ach, es geht schon, es geht, man knüpft auch
 Verbindungen neu, ein paar von den alten
 Strippen stöpselt man um, verbindlich
 Abzuwickelndes wickelt man ab, man ist
 auch wie zu Hause woanders ...

bis die Verwicklung abreißt ...

Gut angezogen, aufbruchbereit
 im oliv-beige-melierten Kostüm,
 proper im kurzen Rock, Knie bei Knie,
 saß sie, Toronto, Hotel, jung, breites Gesicht,
 blondes, üppiges, kurzgeschnittenes Haar,
 und sah über den Kaffee schwarz in der Hand hinweg
 vor sich hin geradeaus auf die Straße.

Sie hätte gern freundlich geblickt, doch es war
 niemand da außer mir, ich las in der Zeitung,
 aß Erdnußbutter.

Philipa Rothfield

Subjektivität, Erfahrung, Körperlichkeit

Feministische Theorie zwischen Humanismus und Anti-Humanismus

»Subjektivität« ist Gegenstand soziologischer, politischer und – seit langem schon – philosophischer Theorien. Daß wir die Möglichkeit haben, uns als Subjekte zu denken, ist Resultat einer spezifischen geschichtlichen Konstellation, und so hat sich denn auch die Art und Weise, wie Subjektivität begriffen und erfahren wird, durch die Zeitläufte hindurch verändert. Unsere moderne Auffassung vom identischen Selbst und von dem, was wir Humanismus nennen, ist vor allem ein Kind der Aufklärung: Aus ihren radikalen Denkansätzen ging Charles Taylor zufolge das moderne Subjekt als ein sich selbst bestimmendes Wesen hervor, d.h. als jemand, der/die sich selbst erschafft (Taylor 1978; vgl. Rundell 1987). Wie Taylor ausführt, bildet das »selbstbestimmte Subjekt der modernen Erkenntnistheorie« die Grundlage für die »atomisierte Subjektivität der Psychologie und der politischen Wissenschaften, die aus derselben Bewegung hervorgehen« (ebd., 18).

Dieser moderne Begriff des identischen Selbst wurde zum Gegenstand kritischer Untersuchungen. Auf der politischen Ebene hat die Neue Linke nach ihrem Bruch mit der sowjetischen Orthodoxie den Begriff der Subjektivität hinterfragt, indem sie die Ideologietheorie weiterentwickelte.¹ Der von Althusser in die Debatte gebrachte »theoretische Antihumanismus« will nicht nur den begrifflichen Rahmen dessen, was Subjektivität bedeutet, neu abstecken, sondern die dem Subjekt zugesprochene Fähigkeit, über sich selbst Erkenntnis zu erlangen, insgesamt in Frage stellen. Von daher wird dem Antihumanismus im allgemeinen nachgesagt, er verkünde den »Tod des Subjekts«.

Der Antihumanismus ist für Gesellschaftsanalysen wie etwa feministische Theorie(n) von Bedeutung, weil er dem Subjekt als Erklärungsprinzip für den Bereich des Gesellschaftlichen keinen Platz mehr einräumt. Auch Foucault richtet sein Augenmerk darauf, wie der Begriff des menschlichen Subjekts im Diskurs der Moderne an Bedeutung gewinnt, und er gelangt, im Unterschied zu Taylor, zu bestimmten Vorhersagen über die voraussichtliche Lebenserwartung dieses Subjekts, dessen Entwicklung er kritisch nachzeichnet.

»Eines ist auf jeden Fall gewiß: der Mensch ist nicht das älteste und auch nicht das konstanteste Problem, das sich dem menschlichen Wissen gestellt hat. Wenn man eine ziemlich kurze Zeitspanne und einen begrenzten geographischen Ausschnitt herausnimmt – die europäische Kultur seit dem sechzehnten Jahrhundert –, kann man sicher sein, daß der Mensch eine junge Erfindung ist. (...) Der Mensch ist eine Erfindung, deren junges Datum die Archäologie unseres Denkens ganz offen zeigt. Vielleicht auch das baldige Ende.« (Foucault 1974, 462)

»Subjektivität« umfaßt eine ganze Kette von Problemen, die zum Teil soziohistorisch determiniert sind. In vielen ganz unterschiedlichen Bereichen wird darüber spekuliert, was unsere Identität ausmacht: Neurologie, Biologie, Physik, die Hirnforschung, die die Beziehung zwischen Hirn und Geist untersucht (vgl. Bergland 1985), die Erforschung elektromagnetischer Körperströme und -felder

(vgl. Becker und Seldon 1985); Formen künstlerischer Darstellung, die Einbeziehung des Körpers in die *Performance*-Kunst (vgl. Lippard 1976); schließlich die Postmoderne (vgl. Kelly 1983). Weil der Feminismus politisch ist, hat er die politisch-soziale Erforschung der Subjektivität am beständigsten betrieben, denn hier stehen Themen wie subjektive Handlungsfähigkeit, gesellschaftliche Strukturen und Praxisformen im Mittelpunkt. Auf einer sehr allgemeinen Ebene politischer Theoriebildung hat der Feminismus Fragen aufgeworfen, in denen es um die *Beziehung zwischen sozialem Geschlecht und Subjektivität* geht. Stuart Hall bemerkt dazu²:

»Eine Kulturtheorie, die unfähig ist, Rechenschaft abzulegen über die patriarchalen Strukturen von Herrschaft und Unterdrückung, hat gegen den erwachenden Feminismus keine Chance. (...) Die Problemfelder dieser Theorien müssen von Grund auf neu geordnet und vor allem ihre Prämissen radikal in Frage gestellt werden, weil ihre theoretische Struktur selbst das Problem der Geschlechterdifferenz ausblendet.« (Hall u.a. 1980, 39)

Wir wollen jetzt näher untersuchen, wie das soziale Geschlecht als Element von Subjektivität konstruiert wird. Hier gibt es zwei Extremstandpunkte: zum einen die Auffassung, Geschlecht (*gender*) sei ein gesellschaftliches Konstrukt, das mit einer bereits vorhandenen Identität verknüpft wird; zum zweiten die Auffassung, Geschlecht (*gender*) sei von vornherein gegeben, so daß sich *männliche Subjekte* und *weibliche Subjekte* als Subjektivität konstituierende Kategorien erweisen. Wie werden hier Subjektivität/Identität verstanden? Humanistisch ausgerichtete Theorien fassen uns als grundsätzlich gleiche, rationale und bewußte Wesen, in deren Autonomie die Möglichkeit zur freien, begründeten Entscheidung liegt. Auf diese Position gründen sich Liberalismus und liberaler Feminismus gleichermaßen. Für das Subjekt der liberalen Theorie spielt das Geschlecht seine Rolle »außerhalb« des neutralen, autonomen Selbst und ist im Rahmen dieses Paradigmas eine sekundäre Eigenschaft, die in der Produktion der je eigenen Identität erst zu einem späteren Zeitpunkt auftaucht. Von daher legt der liberale Feminismus so viel Wert darauf, Diskriminierungsmechanismen zu beseitigen und Chancengleichheit anzustreben, damit das (in erster Instanz) rationale und (in zweiter Instanz) weibliche Subjekt die sich bietenden Möglichkeiten nutzen kann.

Ein ganz anderer Ansatz bedient sich der psychoanalytischen Theorien des Unbewußten und siedelt die Geschlechterdifferenz auf einer sehr viel tieferen, schwerer zugänglichen Ebene an. Er geht davon aus, daß bestimmte Determinanten der Geschlechterdifferenz außerhalb der unmittelbaren Reichweite des je persönlichen Bewußtseins liegen – und unterscheidet sich damit erheblich vom liberalen Ansatz. Auf einer allgemeineren Ebene schlägt sich diese Bewegung von liberalen Subjektivitätstheorien zu solchen, die das Unbewußte miteinbeziehen, als Gegensatz zwischen *Humanismus* und *Anti-Humanismus* nieder (wobei der Liberalismus nur eine unter vielen Varianten des Humanismus darstellt). Seit dem Strukturalismus und seinen diversen Nachfolgern werden humanistische Erklärungsweisen scharf abgegrenzt gegen dezentrierte oder anti-humanistische Interpretationen.

Von Beginn an ist der Strukturalismus durch die linguistischen Theorien Saussures³ beeinflusst worden. Saussure war der Auffassung, die Individuen würden

sich in eine außerhalb von ihnen existierende Sprache fügen, die ihrerseits mittels der Individuen, gewissermaßen durch sie hindurch, spricht. Im augenfälligen Unterschied zu anderen linguistischen Auffassungen geht Saussure nicht davon aus, daß *wir* Bedeutungen durch Sprache hervorbringen, vielmehr ist »Bedeutung« der bereits vorhandene Bestandteil eines (sprachlichen) Systems, an dem teilzunehmen wir in der Lage sind. So unterschiedliche Denktraditionen wie der Empirismus und die Phänomenologie reflektieren in ihren Sprachtheorien ihre außerordentliche Subjektzentrierung. Mit solchen Traditionen bricht Saussure ganz entschieden, für ihn hat das Sprachsystem – die *langue* – Vorrang vor der individuellen Sprachanwendung – der *parole* –, und nur unter Verweis auf das Sprachsystem läßt sich der Prozeß der Signifikation, der Bedeutungszuweisung, angemessen erklären. Dieser Bruch spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle in den unterschiedlichsten Bereichen der Humanwissenschaften, wie etwa Anthropologie, Literatur, Soziologie. Sein hervorstechendes Merkmal ist eine *dezentrierende* Form der Erklärung, die sich, sehr allgemein gesprochen, auf das Gesellschaftliche, das Systemische konzentriert, mithin auf das, was außerhalb des Individuums liegt und statt seiner den Grund und die Begründung für alle möglichen Phänomene – Bedeutung, Verhalten, Geschlechterdifferenz, *anthropos* – bildet. Bei Culler heißt es:

»Wann immer wir mit dem zu tun haben, was Saussure Werte nennt, d.h. mit der gesellschaftlichen Bedeutung (*significance*) von Gegenständen und Handlungen, nimmt das Subjekt insofern eine tragende Rolle ein, als die Tatsachen, die wir zu erklären suchen, seinen Intuitionen und Urteilen entspringen. Ist jedoch das Subjekt erst einmal im Mittelpunkt des Analysebereichs fest etabliert und also an seinem vorgesehenen Platz, wendet sich die ganze Anstrengung der Humanwissenschaften der Dekonstruktion des Subjekts zu, und es geht nun darum, Bedeutungen im Hinblick auf systemische Konventionen zu erklären, die dem bewußten Zugriff des Subjekts sich entziehen.« (Culler 1976, 77f.)

Das steht natürlich in krassem Widerspruch zu Taylors Beschreibung des selbstbestimmten Subjekts der modernen Erkenntnistheorie. Grundlegend ist dabei die Verschiebung von den individuellen Erkenntnisleistungen hin zu den externen/gesellschaftlichen Elementen, die das Subjekt determinieren. *Mit einer solchen Methode verlassen wir den erkenntnistheoretischen Bereich der modernen Subjektivität und gehen zu einer dezentrierenden Erklärungsweise über.* Gesellschaftstheoretisch äußert sich dieser Übergang als Spannung zwischen *menschlichem/subjektzentriertem Handeln*, d.h. der auf eigenen Entscheidungen beruhenden Handlung und der Fähigkeit, Veränderungen herbeizuführen, und *gesellschaftlich-strukturellen Bedingungen*. Erstere Auffassung betont die individuelle Handlungsfähigkeit, letztere die gesellschaftlichen Bedingungen, welche der individuellen Handlung zugrundeliegen oder sie gar determinieren; zwei Sichtweisen, die mit Hilfe des Gegensatzpaares Humanismus/Anti-Humanismus begriffen werden können. Der Humanismus ist (so verstanden) ein Kind der Aufklärung, während sein Gegenpart der Semiotik und dem Strukturalismus entspringt. Allerdings besitzt die »dezentrierte« Perspektive noch andere Quellen, wie etwa die Arbeiten von Heidegger, die gerade für Derrida und den Poststrukturalismus im Hinblick auf die Entfaltung einer anti-humanistischen Sichtweise wichtig gewesen sind.⁴ Zu nennen wären ferner Freud, Nietzsche und Marx,

die Ricoeur (1969) als *drei Meister des Zweifels* beschrieb, weil sie ihr Werk nicht auf das Bewußtsein des Individuums gründeten. Der gegenwärtige Anti-Humanismus bezieht seine Kraft aus den Dezentrierungsbestrebungen des jüngsten französischen Denkens, das seine Inspiration unter anderem diesen Autoren verdankt.⁵

Humanismus und Anti-Humanismus unterscheiden sich nach Maßgabe der jeweils als vorrangig behaupteten strukturellen Beziehung zwischen individuellem Subjekt und Gesellschaft: Der Humanismus wird, wie immer seine Ausprägung sein mag, im Individuum die Grundlage der Gesellschaft sehen, während diese nurmehr die Summe der individuellen Handlungen darstellt. Für den Humanismus ist das Selbst eine eigenständige, in sich geschlossene Ganzheit; das Selbst bringt sich selbst hervor. Im Gegensatz dazu ist für den Anti-Humanismus das Subjekt, das Selbst, ein abgeleitetes Phänomen; gesellschaftsbezogene Erklärungsformen beziehen sich immer auf Faktoren, die außerhalb – jenseits – des Individuums liegen, und die ihrerseits das Denken, Sprechen und Handeln des menschlichen Subjekts allererst ermöglichen. Diese Sichtweise läßt eine Vielzahl von gesellschaftlichen Determinanten und Elementen der sozialen Ordnung ins Licht treten.

Einige Feministinnen haben sich sehr stark mit der Geschlechterdifferenz (*sexual difference*) auseinandergesetzt und dabei, im Sinne der vom Anti-Humanismus betonten gesellschaftlichen Determiniertheit des Individuums, auf psychoanalytische oder ideologische/materialistische Erklärungsweisen zurückgegriffen, die die Rolle des Unbewußten in der Produktion der Geschlechterdifferenz (*gender/sexual difference*) hervorheben.⁶ In dem Maße, in dem frau davon abrückt, im *bewußten* (männlichen/weiblichen) Subjekt den Erklärungsgrund der Dinge zu suchen, kann sie sich auf die strukturellen Determinanten des Patriarchats konzentrieren und die Formen einer symbolischen/darstellenden Ordnung in den Vordergrund rücken, die der männlichen und weiblichen Person vorhergehen (oder diese gar allererst konstruieren). Betont wird nun die Rolle der Ideologie in der kulturellen Produktion der Geschlechter oder die phallogozentrische symbolische Ordnung, in der die Subjekte beiderlei Geschlechts ihren Rang einnehmen.⁷

In dieser Auseinandersetzung wird der Versuch unternommen, die Konstitution von Subjekten soziostrukturell zu deuten. In Gesellschaftstheorien geht es um Begriffe des Handelns, der Subjektivität, der gesellschaftlichen Praxisformen und Strukturen.⁸ Der soziostrukturelle Ansatz beschäftigt sich mit der Frage, auf welche Weise Subjektivität und ihre Beziehung zum Geschlecht (*gender*) theoretisch bearbeitet werden können. Michèle Barrett beschreibt die feministische Herausforderung an den Marxismus und dessen Weiterentwicklung über den Ökonomismus hinaus als »radikale Prioritätsverschiebung des Ideologischen« (1983, 35); eine Perspektive, in deren Licht die Unterdrückung der Frauen, und die Rolle des sozialen Geschlechts als »relativ autonomes Element der Gesellschaftsformation« analysiert werden kann (ebd.). Dies habe eine Diskussion um die *Konstruktion von männlichen und weiblichen Subjekten* ermöglicht. Der Einfluß, schreibt sie, zeige sich

»in der Akzentuierung des ideologischen Konstrukts geschlechtlicher Subjekte innerhalb neuerer marxistisch-feministischer Arbeiten ebenso wie in dem Versuch, psychoanalytische Theorie aus marxistisch-feministischer Perspektive neu zu formulieren. Die genannte Forschung vollzieht sich in zwei Hauptrichtungen: in der Auslotung der Familienbeziehungen und der Entwicklung maskuliner und femininer Subjektivität sowie in der Analyse von Darstellungen der Geschlechtsunterschiede innerhalb kultureller Produktion.« (Ebd., 36)

Ein anderer Weg zur Erforschung dieser Probleme führt über die eher diskursiven (Re-)Präsentationen unseres Selbst, die für das Problem der Subjektivität von Bedeutung sind. So können, um ein Beispiel zu geben, Gefühle nur dann für eine theoretische Interpretation des Subjekts Bedeutung gewinnen, wenn sie ernst genommen werden. Protestierend/schreibend rückte die Frauenbewegung all jene Eigenschaften von Frauen und weiblicher Erfahrung in den Vordergrund, die bis dato für unwichtig erachtet worden waren. Die vielen darauf folgenden theoretischen Reflexionen können durchaus als Echo auf jene politische Radikalisierung der Geschlechterdifferenz (*sexual difference*), die wir Feminismus nennen, verstanden werden.

Der Aufstieg der Frauenbewegung

Das theoretische Gelände der Subjektivität hat sich in den letzten zwanzig Jahren stark verändert und ist, nicht zuletzt durch den unnachgiebigen Einfluß des Feminismus, in vielerlei Hinsicht offener geworden. So schreiben Henriques u.a., die Frauenbewegung habe

»– im Unterschied zu traditionellen Widerstandsformen – darauf bestanden, daß politische Veränderungen ohne eine Transformation des Subjektiven nicht denkbar sind. (...) Es war der Einfluß der Frauenbewegung mit ihrem sich ständig vergrößernden Netzwerk von Publikationen, der vielen neueren theoretischen Arbeiten zur Subjektivitätsproblematik den Anstoß gegeben hat.« (Henriques u.a. 1984, 7)

Durch ihren Slogan »Das Private ist politisch« hat die Frauenbewegung den ganzen Bereich soziopolitischen Handelns von Grund auf umgekrempt. Die Linke hatte sich in ihrer Geschichte einem nach und nach in Orthodoxie übergehenden Marxismus verschrieben, der politisches Handeln als Klassenkampf, d.h. als politische Praxis der Arbeiterklasse verstand. Dieser Kampf konzentrierte sich auf den Bereich der Arbeit als eigentlichen Austragungsort der kapitalistischen Produktionsweise und der Schlacht gegen die Ausbeutung. Die Gewerkschaften bildeten die Vorhut dieses Kampfes und haben im Verlauf ihrer Geschichte nicht nur für den »familiengerechten Arbeitslohn« gestritten, sondern zugleich die Frauen sehr wirkungsvoll von ihren Hierarchien ferngehalten (auch in der Arbeiterschaft waren die Frauen zuerst und zumeist für Kindererziehung und Hausarbeit zuständig).

In Doris Lessings Romanen und Erzählungen schlagen sich all die persönlichen Schwierigkeiten nieder, mit denen sie sich als Angehörige der Linken in Afrika und England konfrontiert sah. Ihr Roman *The Golden Notebook* (Das goldene Notizbuch) wurde 1962 veröffentlicht, also noch weit vor der Frauenbewegung der siebziger Jahre. Er besteht selbst wiederum aus verschiedenen Notizbüchern, die als Unterteilungen gemeint sind: die privaten Probleme der Protagonistin werden so von ihren politischen Gedanken über die

(kommunistische) Partei abgetrennt. Im Roman selbst gibt es dann aber noch ein 'goldenes Notizbuch', das die vorherigen Teilungen wieder aufhebt und dabei deutlich macht, welche Probleme der Protagonistin aus einer solchen Trennung erwachsen und wie sie damit umgeht. In der Frauenbewegung gab es eine Flut von Schriften über die Ungleichheit innerhalb der Linken und der Bürgerrechtsbewegung, und so schärfte sich der Blick für die Bedeutung privater Verhältnisse im Bereich des Politischen. 1969 schrieb Marge Piercy *The Grand Coolie Damn*, worin sie die sexuellen Manipulationen, narzißtischen Verhaltensweisen und Ausbeutungsmechanismen der in der Bewegung tätigen Männer schonungslos und bissig dokumentierte (in Morgan 1970).

Frauen und Privatsphäre

In ihren Anfängen richtete die Frauenbewegung ihr kritisches Augenmerk vor allem auf die Gleichsetzung von Frauen mit Ehefrauen und Müttern. Die damit zusammenhängenden Praxisformen spielen sich sämtlich innerhalb der häuslichen Schranken ab: Sexualität, persönliche Beziehungen, Familienleben gelten ausnahmslos als Privatsache.

Die Spaltung zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten sowie die damit verbundenen Vorstellungen von Identität im Bereich der Politik- und Gesellschaftswissenschaften sind unter Feministinnen viel diskutiert worden. In ihrer Auseinandersetzung mit dem liberalen Feminismus verfolgt Zillah Eisenstein die geschichtliche Herausbildung der privaten und öffentlichen Bereiche, die mit der Bindung der Frauen an Heim und Herd, den Archetypus des Privaten, einherging. Im Athen der klassischen Epoche verbrachten die Männer ihre Zeit auf dem Marktplatz und im Gymnasion, d.h. in der Öffentlichkeit, während die Frauen im Hause arbeiteten (Eisenstein 1981, 22). Und gerade zu jener Zeit fand der Begriff des *Bürgers* Eingang in die politischen Theorien von Platon und Aristoteles; sie entwarfen ihn als Mann der Öffentlichkeit, als Subjekt des politischen Lebens. Obwohl Frauen vorwiegend mit dem Privatbereich in Verbindung gebracht wurden, waren sie keineswegs immer und überall darauf beschränkt; in Europa verrichteten die Bäuerinnen Feldarbeit, und die industrielle Revolution hatte die Fabrikarbeit von Frauen zur Folge. Im ständig anwachsenden soziologischen Schrifttum des 19. Jahrhunderts findet sich davon allerdings wenig; vielmehr spiegelt sich hier die Trennung von privatem und öffentlichem Bereich im Hinblick auf die Industriegesellschaft. Janet Wolff hat darauf hingewiesen, daß Frauen in den klassischen Texten der Soziologie nur insoweit auftauchen, als sie sich »auf Männer, auf die Familie oder auf kleinere Rollen in der Öffentlichkeit beziehen« (Wolff 1985, 43). Sie schreibt ferner:

»Aber die moderne (soziologische) Literatur ignoriert die Privatsphäre und schweigt sich mithin gerade über den Bereich aus, in dem Frauen vorrangig tätig sind. Unbegriffen bleiben so nicht nur die Lebensumstände des weiblichen Geschlechts; desgleichen wird ein wichtiger Bestandteil der männlichen Lebensweisen und Erfahrungen ausgeblendet, weil die Wechselbeziehung zwischen öffentlichem und privatem Bereich unerforscht bleibt. (...) Darüber hinaus konnte die Öffentlichkeit nur deshalb als eine in sich geschlossene Sphäre von Institutionen und Praktiken verstanden werden, weil andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens in die Unsichtbarkeit des Privaten verwiesen wurden.« (Wolff 1985, 44)

Doch läßt sich aus diesem Mangel an theoretischer Präsenz nicht der Schluß ziehen, die Frauen hätten am bezahlten Arbeitsleben gar nicht teilgenommen. Auch für sie führte die Industrialisierung in Europa zu einer außerhäuslichen Produktionsweise (Heller 1982, 61). Und genau in diesem Zusammenhang tauchen sie als Teilnehmerinnen am öffentlichen Leben und an produktiver Arbeit in den klassischen Texten der Soziologie auf. Die Moderne hat, so sagt Wolff, die Erfahrungen der Frauen im Hinblick auf häusliche und Arbeitsstrukturen keineswegs unberührt gelassen, und hier gibt es durchaus ein weites Feld für eine (allererst im Entstehen begriffene) feministische Soziologie:

»Wenn wir das Verschüttete ausgraben und die Lücken in den klassischen Texten schließen wollen, so müssen wir dazu auch die von Frauen gemachten Erfahrungen wiedergewinnen. Wenn die Feministinnen Soziologie und Sozialgeschichte neu interpretieren wollen, müssen sie Schritt für Schritt jene Bereiche gesellschaftlichen Lebens und gesellschaftlicher Erfahrung zugänglich machen, die bisher den blinden Fleck in der einseitigen und verzerrten Sichtweise der modernen Soziologie ausgemacht haben.« (Wolff 1985, 45)

Consciousness-raising

Im folgenden werden wir einige Aspekte von Erfahrung, Bewußtsein und Unbewußtem erörtern und insbesondere nach dem Verhältnis von Consciousness-raising (CR) und Subjektivität fragen. Bei ihrem Entstehen Ende der sechziger Jahre verhalf CR Frauen dazu, im Widerspruch zu gängigen Glaubenssätzen und Vorurteilen sich selbst und ihren eigenen Ort bestimmen zu können (Morgan 1970, XXIIIff.; Eisenstein 1984, Kap. 4). Des weiteren wurde ein Licht auf die Bedeutung von Gefühlen/Emotionen geworfen. Die Consciousness-raising-Bewegung ermöglichte es den Frauen, sich zu dem zu äußern, was sie unmittelbar betraf – das Verhältnis zum eigenen Körper, äußere Erscheinung, Sexualität, sexuelle Beziehungen, Mutterschaft usw. Alle diese Themen fanden als »gültige« Diskussionspunkte Anerkennung. Somit galt das Interesse am Privaten und Persönlichen als legitim und hervorhebenswert und hat seitdem in der feministischen Literatur zu einer Flut von Veröffentlichungen geführt, in denen die Sexualität, der Körper, das Begehren, das weibliche Subjekt im Mittelpunkt stehen. Ein weiterer Dreh- und Angelpunkt der letzten zwanzig Jahre war die Frage der Geschlechterdifferenz. Solche und ähnliche Themen – das halten wir als ersten Punkt fest – haben ihre Bedeutung im Gefolge der CR-Bewegung erlangt. In dieser Hinsicht lag die geschichtliche Funktion des CR darin, den Feministinnen die Substantialisierung ihrer Subjektivität zu ermöglichen und die Gemeinsamkeit in ihren Erfahrungen wahrzunehmen.

Zum zweiten war die Entwicklung der CR-Gruppen eine strategische Innovation, die es den Frauen ermöglichte, zugleich ihre Erfahrung zu entdecken und sich zu politisieren. So galt denn der Prozeß der Selbsterfahrung für sich schon als politisches Handeln, als eine Form politischer Aktivität, die von denen der traditionellen Linken denkbar weit entfernt war.

Der dritte Punkt betrifft den Ort, den das Bewußtsein innerhalb einer Theorie der Subjektivität besetzt hält. Die CR-Bewegung hat auf der epistemologischen Ebene in erster Linie das Bewußtsein zur Quelle der Erkenntnis gemacht und dabei behauptet:

1. Unsere Bewußtseinsinhalte sind der Introspektion zugänglich.
2. Im Prinzip müssen wir nur nach innen schauen, um zu entdecken, was dem Bewußtsein gegenwärtig ist.
3. Die Erfahrungen der Frauen im Patriarchat sind grundsätzlich *bewußte* Erfahrungen.

Demgegenüber haben andere Feministinnen den Versuch unternommen, das Unbewußte als zentrales Charakteristikum unserer Subjektivität einzuführen. Allerdings müssen feministische Theorien des Unbewußten nicht um jeden Preis die Aufmerksamkeit, die dem Bewußtsein seitens der CR-Bewegung entgegengebracht wurde, verleugnen, doch zeigt sich hier Interesse für einen Bereich, der den bewußten Reflexionen des Subjekts entzogen ist. Dies findet insofern eine Entsprechung auf der politischen Ebene, als die Betonung des Bewußtseins in den frühen Phasen der CR mit eher voluntaristischen Kampfformen Hand in Hand ging.

Die Theorien des Unbewußten fanden erst nach und nach Eingang in feministische Subjektauffassungen, wurden anfänglich scharf abgelehnt und erst allmählich argwöhnisch-kritisch angenommen und verarbeitet. Als Lehren ergaben sich daraus:

1. Unsere Subjektivität ist umfassender als das, was wir mittels unseres Bewußtseins erfahren.
2. Das Problem der Sexualität ist aufs engste mit unserer psychologischen Ausstattung verknüpft.
3. Die Geschlechterdifferenz ist ein zentrales Charakteristikum unserer Identität.
4. Wir können uns nicht mehr als rationale, autonome Wesen oder als je einheitliches, identisches Selbst begreifen.

Juliet Mitchell und Jane Gallop haben den Versuch unternommen, Sexualität und Geschlechterdifferenz aus psychoanalytischer Sicht zu erforschen, um das Wirken des Patriarchats in den Konstruktionen von männlicher und weiblicher Identität aufzudecken (vgl. Mitchell 1974; Gallop 1982). Teresa Brennan hat auf die besondere Bedeutung des Geschichtlichen in der sozialen/psychischen Determination von Geschlechterdifferenz und Weiblichkeit hingewiesen (Brennan 1989). Nun stellt sich, wenn Frau für die Verwendung psychoanalytischer Theorien im Feminismus eintritt, die politische Frage, ob das Unbewußte an bestimmte historische Formen – wie etwa die ebenso allgegenwärtige wie konkrete Existenz des Patriarchats zu einer gegebenen Zeit – gebunden ist, oder ob es universell und unveränderlich existiert. Letzteres empfiehlt sich nicht gerade für eine Theorie der gesellschaftlichen Veränderung, sonst scheint eine Antinomie auf, in der die Veränderbarkeit des Sozialen gegen die Unveränderbarkeit des (an sein Unbewußtes geschmiedeten) Individuums steht. Zu bedenken ist auch die ursprüngliche Begründung, mit der das Unbewußte in die feministische Theorie eingeführt wurde: mit seiner Hilfe sollten die Bewegungen des Patriarchats (einer konkreten gesellschaftlichen Form, die eben keine unveränderliche transsoziale Struktur darstellt) erklärt werden. Henriques u.a. weisen darauf hin, wie wichtig es ist, dem Aufmerksamkeit zu schenken, was den gesellschaftlichen Wandel begünstigt, statt nur zu sehen, was ihn verunmöglicht. Diese Frage

ist auch für die Subjektivitätstheorie von Bedeutung, da sie eine weitere Verknüpfung zwischen dem Wesen des Unbewußten und der Geschlechterdifferenz verlangt.

In feministischen Texten der siebziger Jahre stand die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, zwischen *sex* und *gender* im Vordergrund. Ich erwähne sie hier, weil sich darin eine gewisse Betonung der äußeren Fassade der gesellschaftlichen Produktion von Geschlecht verrät, die Parallelen zur Rolle des Bewußtseins im Consciousness-raising aufweist. Die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* war im allgemeinen mit Diskussionen um die gesellschaftliche Konstruktion der Geschlechter verbunden. Anfänglich lautete der Tenor der damit befaßten feministischen Schriften, daß Männer und Frauen grundsätzlich gleich seien und daß die Gesellschaft Vorstellungen über den Unterschied zwischen den sozialen Geschlechtern (*gender difference*) hervorbringe, die dann irgendwie in konkrete Geschlechterdifferenzen (*sexual differences*) übergingen. Das Ideal des Androgynen, die Absicht, die »Vernichtung« der Geschlechtsrollen zu bewerkstelligen, die Auseinandersetzungen mit der Soziobiologie – all dies entsprang einer Sichtweise, der die soziale Geschlechterdifferenz als gesellschaftliches Konstrukt galt, das im Prinzip von der konkreten Identität abgelöst werden konnte. Das soziale Geschlecht ist, so lautete die Auffassung, der je eigenen Identität oder Subjektivität äußerlich. Moira Gatens bemerkt dazu: »Theoretikerinnen des sozialen Geschlechts betrachten den Geist des jeweiligen Geschlechts (*sex*) als neutrale, passive Entität, als leere Tafel, der unterschiedliche gesellschaftliche 'Lektionen' eingeschrieben werden« (Gatens 1983, 144). Für die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* ist ferner die Idee der Sozialisation von Bedeutung, durch die die Einschreibung von Männlichkeit und Weiblichkeit in den gegebenen physisch-geschlechtlichen Körper erklärt wird. In der Schule, zu Hause und durch den Einfluß der Medien werden Jungen und Mädchen unterschiedlich sozialisiert. Gatens hebt hervor, daß die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* den Körper, in den das soziale Geschlecht eingeschrieben wird, zu einer neutralen, passiven Entität mache, demgegenüber das Bewußtsein eine primäre und determinierende Instanz sei (ebd., 147). Dieser Auffassung widerspricht sie; für sie ist der Körper etwas, das *einen bestimmten Ort hat*. Somit ist unsere Identität nicht allein bewußtseinszentriert, sondern umgreift auch, in einer vielschichtigen Konfiguration der »Signifikation und ihren historischen, psychologischen und kulturellen Ausdrucksformen« (ebd., 152), den Körper. So wird zugleich Position gegen den Humanismus bezogen.

Jenseits des Humanismus: Theoretische Wegweisungen

Die Grenzlinie zwischen angloamerikanischer und französischer Theoriebildung wird auch durch den Gegensatz zwischen Humanismus und Anti-Humanismus bezeichnet. Feministisch gesprochen bezeichnet sie die unterschiedlichen Weisen, in denen das weibliche Subjekt der Befreiung repräsentiert und artikuliert wird. Grundlegend für den Humanismus ist das Individuum; seine gesellschaftliche Freiheit stellt das ultimative Ziel der Befreiung dar. Demgegenüber problematisiert der Anti-Humanismus den Begriff des je identischen »Selbst« in

dezentrierten Diskursen. Das Selbst begründet sich nicht selbst, sondern ist Produkt von Ideologie, von Diskursen, vom Unbewußten und/oder der Sprache. In seiner Extremform ist das Subjekt des Anti-Humanismus vollständig determiniert, wobei die determinierenden Faktoren ihrem Wesen nach gesellschaftlich, ihrer Form nach diskursiv sind. Ein solcher Determinismus hat nichts mit einer essentialistischen Auffassung vom Subjekt zu tun; vielmehr gilt hier das Subjekt in einer bestimmten historischen Konstellation oder diskursiven Position als vollständig determiniert. So kann es denn in unterschiedlichen soziohistorischen Zeiträumen und geographischen Bereichen unterschiedliche, z.B. männliche und weibliche Formen von Subjektivität geben. Der anti-humanistische Determinismus behauptet nur, daß die Produktion von Subjektivität außerhalb des Subjekts über gesellschaftliche Determinanten geschieht. Diese Art der Produktion ist für alle Subjekte gleich, wobei die Determinationsfaktoren, und damit auch die Subjekte der verschiedenen Epochen variieren können.

Im politischen Diskurs des humanistischen Feminismus sind Frauen in der Lage, mit *einer* Stimme zu sprechen und können als einheitliches Subjekt angesprochen werden.⁹ Was haben die theoretischen Entwürfe des Anti-Humanismus mit »dem« Subjekt des Feminismus getan? In ihnen verschwindet das universelle Subjekt und macht auch im Feminismus einer Vielzahl von heterogenen theoretischen Diskursen Platz. Ein einheitliches epistemologisches Projekt für Frauen gibt es nun nicht mehr. Diese innere und äußere Fragmentierung der Subjektivität hat im feministischen Diskurs zu bestimmten Richtungsverschiebungen geführt. Und was sind die politischen Implikationen? Für Angela McRobbie leben wir innerhalb von gesellschaftlichen Formen der Fragmentierung, innerhalb der Postmoderne samt der dazugehörigen sozialen Schizophrenie und der geborstenen Subjektivität (McRobbie 1986, 55). Doch geht für sie dieser Zustand radikaler Inkohärenz nicht notwendig mit politischer Reaktion einher, sondern besitzt, wie sie behauptet, Anziehungskraft für bestimmte gesellschaftliche Gruppen – Schwarze/Frauen/Arbeiterschichten –, die der »erzwungenen Fragmentierung unregelmäßiger Arbeit« (ebd., 58) ausgesetzt sind.

Es scheint so, als habe die in verschiedenen Diskursen behauptete Vielfalt der Subjektpositionierungen die Idee eines Subjekts überhaupt aufgelöst. So weit würde ich allerdings nicht gehen. Zu behaupten, daß es kein *a-priori*-Subjekt gibt, heißt nicht, die realen historisch-kontextuell fixierten Produktionsbedingungen von Subjektivität abzustreiten, noch die Möglichkeit der Hervorbringung neuer Formen von Subjektivität zu leugnen. Betrachten wir das Werk von Althusser. Sein zentraler Gedanke lautet, daß die von Ideologien hervorgebrachten Subjekte auf Grund ihrer Partizipation am gesellschaftlichen Prozeß Realität erlangen. Für Althusser werden wir Subjekte durch die den sozialen Praxen innewohnenden Formen der Anrufung. In ihnen zeigt sich die Wirksamkeit von Ideologien, die selbst materielle Existenz besitzen und zugleich die Individuen als Subjekte anrufen/konstituieren. So wird uns das Gefühl unserer Identität als Frauen in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft durch die Vielzahl der gesellschaftlichen Praxen vermittelt, in die wir uns eingeschrieben finden und in denen wir agieren. Ebenso vermitteln die unterschiedlichen Klassen-, Rassen- und Nationaleigenschaften, die wir besitzen, je unterschiedliche Gefühle der

Subjektivität, die gemäß dem gesellschaftlichen Zusammenhang und seinen Praxisformen hervorgebracht werden. Für Althusser garantiert dies die Reproduktion des Kapitalismus und, so würden wir fortsetzen, die des Patriarchats.

Althusser hat die Wirksamkeit von Ideologien bei der Produktion von Subjektivität im Auge, was jedoch unterbelichtet bleibt, ist *Bedeutungsproduktion*. Das Gefühl von Identität und Geschlechterdifferenz gilt es von seiner inhaltlichen Seite her aufzuspüren; es ist in allen Spielarten kultureller Praxis (wie etwa TV, Filme, Magazine, Bücher, Zeitschriften usw.) gegenwärtig. Es geht, anders gesagt, um subjektkonstituierende Darstellungsformen, die der Bedeutung/Signifikanz der gesellschaftlichen Praxis selbst innewohnen, wie etwa kodifizierte Verhaltensweisen und Formen des Auftretens im Alltagsleben. So wird eine Frau, die in einem Arbeiterwohnviertel den Einkauf tätigt, gemäß der gesellschaftlichen Bedeutung ihrer Kleidung, ihres Benehmens und ihres augenscheinlichen gesellschaftlichen Status, auf bestimmte Art und Weise angesprochen werden (Barthes 1964). Einer teuer gekleideten Frau wird wahrscheinlich mit größerer Achtung begegnet werden, was anzeigt, daß sie sowohl Mitglied der herrschenden Klasse als auch Frau ist. Die Art und Weise, mit der die Frauen implizit der Anrufung ihrer Subjektivität begegnen, verkörpert die soziale Bedeutung der gesellschaftlichen Handlungszusammenhänge, in die sie integriert sind. Stuart Hall bemerkt dazu:

»Die Semiotik hat viel zu unserem Verständnis für das Funktionieren von Zeichensystemen beigetragen. Aber ... sie tendiert dazu, ihre Untersuchung dort enden zu lassen, wo die internen Beziehungen von 'Sprachen' sich mit gesellschaftlichen Praxen und geschichtlichen Strukturen verknüpfen. Die materialistische Ideologie-Theorie hat uns begrifflich gemacht, wie die ökonomische und soziohistorische Determination von Ideen funktioniert – doch ihr wiederum fehlt eine angemessene Theorie der Repräsentation, ohne die die Besonderheit des ideologischen Bereichs nicht deutlich gemacht werden kann.« (Hall 1979, 152)

Was Hall fordert, ist die Ergänzung der Ideologie-Theorie durch eine Theorie der Repräsentation/Signifikation¹⁰, mittels derer die diskursiven Verfahrensweisen in der Gesellschaftsformation begriffen werden können.

Wohin hat uns dies bei unserer Frage nach der Subjektivität geführt? Wir fragten zunächst nach dem Einfluß einer Politik des Privaten auf bestimmte Vorstellungen von Subjektivität, erörterten dann die Consciousness-raising-Bewegung und schließlich ihre Dezentrierung durch das Unbewußte und den Anti-Humanismus. Indem wir auf Diskurse, Bedeutungssysteme und kulturelle Verhältnisse aufmerksam werden, können wir *die in Repräsentationen und gesellschaftliche Praxen eingeschriebene Subjektposition* hervorheben und die Bilder und Darstellungsweisen von Frauen sowie des »Weiblichen« in der Gesellschaftsformation feministisch analysieren. Die feministische Filmtheorie hat sich bereits eines solchen theoretischen Rahmens bedient, um zu untersuchen, auf welche Weise Frauen im Medium »Film« dargestellt und wie sie als den Film betrachtende Subjekte angesprochen werden (vgl. Kaplan 1983; Kuhn 1985). Durch Ideologie wird die je eigene Subjektivität angerufen und produziert zugleich, und dieser Prozeß vollzieht sich über die gesellschaftliche Produktion von Bedeutung.

In der ideologischen Produktion von Subjektivität verbinden sich materielle

Formen der gesellschaftlichen Praxis, ökonomische Determinanten und semantische Konfigurationen. Diese Verbindung ist wichtig, reicht sie aber aus, um Subjektivität adäquat zu erfassen? Foucault schreibt:

»Ich frage mich tatsächlich, ob es nicht materialistischer wäre, wenn man, ehe man die Frage der Ideologie stellte, die Frage des Körpers und der Wirkungen der Macht auf ihn untersuchte. Denn bei jenen Analysen, die bevorzugt die Ideologie behandeln, stört mich die Tatsache, daß man immer noch ein menschliches Subjekt unterstellt, für welches die klassische Philosophie das Modell geliefert hat, ein Subjekt, das mit einem Bewußtsein ausgestattet ist, welches die Macht sich unterwerfen will.« (Foucault 1976, 94)

Wenn wir uns vom Humanismus entfernen, müssen wir nicht notwendigerweise im Bereich eines dezentrierten *Bewußtseins* verbleiben; vielmehr können wir das Selbst neu begreifen als etwas, das über das Bewußtsein hinausreicht.

Jenseits des Dualismus von Körper und Geist

Die klassische philosophische Episteme, auf die Foucault sich bezieht, wird durch die Traditionen von Empirismus und Rationalismus vermittelt. Bereits bei Platon erkennen wir, in der untergeordneten Rolle, die die sinnliche Erfahrung im weitesten Sinne für die Seele oder die Entwicklung der rationalen Erkenntnis spielt, den Beginn der westlichen, jüdisch-christlichen Verteufelung des Fleischlichen. Der Ausschluß der Sinne – deren Erfahrungsorgan der Körper darstellt – aus der Konstruktion von Rationalität hat den Fortgang des westlichen philosophischen Denkens zutiefst beeinflusst.¹¹

Die eigentliche Aufspaltung zwischen Geist und Körper und die damit verbundene *Privilegierung* des Geistes tritt jedoch erst im cartesischen Dualismus zu Tage. Descartes' Axiom »Ich denke, also bin ich« drückt aus, daß unsere Identität durch das Denken gekennzeichnet ist. In der Folge haben fast alle Humanwissenschaften dem Bewußtsein den Vorrang eingeräumt und damit verhindert, daß wir den Körper adäquat begreifen können. Bryan Turner sagt, der Körper spiele »in der Gesellschaftstheorie, vor allem in der Soziologie keine Rolle« (1984, 6). Doch ist gerade der Körper von entscheidender Bedeutung für die soziale Interaktion, für Wahrnehmungsfähigkeit, sexuelle Begegnungen, Essensrituale und die Exkretion.

Während die Hindus glauben, daß der Körper ein Tempel für die Seele und der Tanz eine der spirituellsten Formen religiöser Hingebung ist, tragen unsere Körper auf vielfältige Weise die Inschrift des Gesellschaftlichen, wodurch sie zur Teilnahme am »freien« Austausch auf dem Warenmarkt befähigt werden. Der schöne Körper, die ausgefeilten Rituale der Fitneßproduktion (»wer schön sein will, muß leiden«) werden vor allem Frauen zugemessen, denn Vernunft und Bewußtsein waren bislang die Domäne der Männer. Demgegenüber ist der *weibliche* Körper in der Geschichte permanent verfolgt, kontrolliert, beschlagnahmt worden – der Form wie auch dem Inhalt nach. Die Frauen wurden mit dem Fleischlichen, dem Physischen identifiziert, was sich noch heute in der Darstellung und Behandlung von Frauen als Sexualobjekten manifestiert. Angesichts der Tatsache, daß die Humanwissenschaften ihrer Form nach generell androzentrisch und in ihrem sozialen Kontext patriarchalisch (gewesen) sind, dürfte nicht

überraschen, daß die Medaille mit den zwei Seiten Frau/Körper in der hierarchischen Logik der binären Differenz keinen hohen Handelswert besaß. Wie Foucault uns zeigt, hat die westliche Gesellschaft unsere körperliche Präsenz in der Welt Disziplinierungsritualen unterworfen, die über Konfigurationen von Macht und die Konstitution von Erkenntnis/Wissen vermittelt wurden.

Die Geschichte des Feminismus enthüllt, welche Kämpfe um die Kontrolle und Verfügung über den weiblichen Körper ausgefochten wurden: Probleme wie Vergewaltigung, Abtreibung, Reproduktionstechnologie und Sexualität sind Marksteine dieser Kämpfe. Die besondere Identifikation von Frauen mit dem Körper und das feministische Interesse am »Problem des Körperlichen« eröffnen feministischen Diskursen und Praxen neue Forschungs- und Arbeitsfelder.

Was zeigt also die westliche Vorrangstellung des Bewußtseins im Hinblick auf die Subjektivität? Zunächst, daß wir *Zeuginnen eines Beispiels für das Gesetz der ungleichen Entwicklung* sind. Indem die Subjektivitätstheorien das Bewußtsein in den Mittelpunkt rückten, haben sie die Rahmenbedingungen, mittels derer wir Subjektivität zu begreifen suchen, verzerrt. Gatens streitet gegen die dualistische Annahme, daß »der Körper im Hinblick auf die Herausbildung des Bewußtseins neutral und passiv, das Bewußtsein (hingegen) primär und determinierend ist – eine implizit rationalistische Sichtweise« (Gatens 1983, 146f.). In den vergangenen Jahren haben feministische Theoretikerinnen starkes Interesse an der Frage des Körperlichen bekundet.¹² Gatens z.B. untersucht die verschiedenen Arten des Körpers, die für ein adäquates Begreifen von Subjektivität wichtig sind. Sie verwirft die Auffassung vom Körper als einer passiv-neutralen Instanz und geht davon aus, daß es zumindest zwei Arten von Körpern gibt, nämlich männliche und weibliche (ebd., 148). Darüber hinaus ist der Körper für sie eine verortete, gelebte und belebte Entität (ebd., 150).

Die Bereiche zeitgenössischer Tanz- und *Performance*-Kunst sowie die von Alexander und Feldenkrais entwickelten Techniken haben interessante Einsichten in unser Körper- und Selbstgefühl gezeitigt. Abgesehen von ihrer Verwendung in der Tanzkunst entspringen diese Techniken aus einer bewegungsorientierten Körpertherapeutik. Sie zielen darauf ab, Körpererfahrung und -bewußtsein zu erweitern, uns auf unsere ebenso gewohnheitsmäßigen wie unbewußten Bewegungsmuster und -eigenschaften aufmerksam zu machen. Einige Übungen dienen dazu, sich in bestimmte Körperbereiche »hineinzudenken«, sich auf sie zu konzentrieren, um sensibler zu werden für die Art und Weise, in der wir diese Bereiche bewohnen. So kann ich zum Beispiel Übungen ausführen, die mir ein Gefühl für die Rundheit meines Kopfes, für seine Lage auf der Wirbelsäule vermitteln. Dergestalt kann es mir gelingen, die Dreidimensionalität meines Kopfes wie auch seine räumliche Bewegung zusammen mit der meinen wahrnehmend zu erfahren. Das ist eine ganz andere Erfahrung als die gewohnte, in der mein Kopf vor allem aus der Vorderseite, dem Gesicht, besteht, während ich dem Hinterkopf oder dem Verhältnis des Kopfes zur Wirbelsäule so gut wie gar keine Aufmerksamkeit widme. In diesem Sinne erweitert sich die Erfahrung des eigenen Körpers, vielleicht sogar die anderer Körper. Diese Ausweitung oder Schärfung unserer Aufmerksamkeit stellt eine subjektivere Art der Körpererfahrung dar. Vielen Bereichen unseres Körpers widmen wir wenig oder gar keine

Aufmerksamkeit, während (worauf Gatens hinweist) andere, wie etwa Mund, Anus, Genitalien, bevorzugt werden (Gatens 1983, 152). Daß wir unsere Körper auf subjektive Art und Weise erfahren können, statt sie als verdinglichte Objekte sehen zu müssen, erweitert den Raum dessen, was wir in unseren Körpern und mit ihnen erfahren. Diese Herangehensweise liegt quer zu einer strikt dualistischen Auffassung von Geist und Körper, denn *sie zielt auf die Entwicklung eines vom Geist durchdrungenen Körpers*. Für gewöhnlich verorten wir das Bewußtsein als Subjekt unseres Denkens im Gehirn; das Denken geht aus dem rein geistigen Auge des Bewußtseins hervor. Wenn wir uns jedoch in unseren Körper hineinfühlen, hineinatmen, ja sogar hineindenken können, dann sagt das einiges aus über die Möglichkeiten, Bewußtsein und Subjektivität zu begreifen und letztere vom Bereich des Bewußtseins auf eine Welt bewußter Körper auszudehnen. In diesem Sinne spricht Alison Caddick davon, daß eine »verkörper(lich)te Subjektivität« entwickelt werden müsse (1986, 60-88). Das ist von der Vorstellung, Körper seien uns beinahe fremde Objekte, denkbar weit entfernt.

Verkörperlichte Subjektivität

Die Verdinglichung des Körpers ist eine Sache – ich kann von ihm in der dritten Person Singular sprechen, was im Hinblick auf meinen Geist oder mein Selbst nicht so einfach möglich ist –, die Einschreibung der Macht in den Körper eine andere. Die diskursiven Anordnungen, welche die Macht in den Körper einschreiben, fließen hinüber in die Art und Weise, mit der wir Sexualität, sexuelle Ausdrucksformen und Beziehungen erfahren. Beschreiben wir eine Interaktion als *sexuellen Kontakt*, so sind damit gewisse Grenzlinien im Hinblick auf die Formen unseres Kontakts gezogen. Würden wir das Sinnliche vom Sexuellen trennen, so müßte das Sexuelle verarmen. Dringt das Sexuelle in das Sinnliche ein, so handelt es sich um eine Form der gesellschaftlichen Überschreitung, wie sie etwa von Georges Bataille beschrieben wird. Sein Begriff der Überschreitung und der radikale Erotismus seiner Romane unterminieren die strikte Trennung des Sexuellen von anderen Formen gesellschaftlichen Handelns. Kristeva bezieht die Überschreitung auf unseren Ekel vor Körperausflüssen, Blut, Tod und Verwesung. In ihrem »Versuch über die Verworfenheit« (1980) betrachtet sie diese als Überschreitung, als Ausschließung, als das, was jenseits des Annehmbaren liegt.

Ist die Sexualität so verschieden von anderen Interaktionsformen? Angela Carter schreibt dazu:

»Aber unser Fleisch wächst uns durch die Geschichte hindurch zu, wie alles andere auch. Wenn wir vögeln, haben wir die Masken des Sozialen abgelegt, so glauben wir jedenfalls. Im Bett schaukeln wir die Wiege der menschlichen Natur, so sagt uns unser Gefühl. Aber das ist Täuschung. Das Fleisch ist kein unhintergebares menschliches Universale. Die erotische Beziehung scheint frei und nur sich selbst verpflichtet zu existieren, neben den verkrüppelten Beziehungen einer bourgeoisen Gesellschaft, und ist in Wahrheit doch die befrachtetste aller menschlichen Beziehungen: die unmittelbare Konfrontation zweier Menschen, deren Tun und Lassen im Bett vollständig durch das bestimmt ist, was sie außerhalb desselben tun und lassen.« (Carter 1979, 9)

Das Schlafzimmer ist keineswegs so verriegelt, wie es den Anschein hat; die Außenwelt läßt sich nicht draußenhalten, Determinanten von Politik, Ökonomie,

Geschlechterproblematik finden Einlaß. Dennoch beschränkt die der westlichen Hemisphäre eigene Abtrennung des Sexuellen vom Rest der gesellschaftlichen Beziehungen den Ausdruck sexueller Gefühle auf die Privatsphäre und erschwert so die feministische Mobilmachung gegen sexuellen Mißbrauch, Vergewaltigung und Inzest um so mehr, weil die sexuelle Sphäre zu den Bereichen gehört, auf welche die Gesellschaft offiziell keinen Zugriff haben soll. Natürlich können Formen sexueller Unterdrückung ihren weithin akklamierten Ausdruck finden, und Sex ist immer noch ein sehr guter Warenverkäufer. Folgt man Althusser's Ansicht, daß unsere Subjektivität einzig aus den verschiedenen Anrufungsformen erwächst, die den gesellschaftlichen Praxen, an denen wir teilhaben, innewohnen, so sagen diese Trennungen zwischen dem Sexuellen und dem Sozialen einiges über unsere Subjektivität aus. Denn der Trennung auf der gesellschaftlichen Ebene kann sehr wohl eine Trennung auf der individuellen Ebene entsprechen, in der wir Sexualität von unseren anderen subjektiven Gefühlen und Empfindungen abgrenzen. Dies trägt zur Spaltung zwischen Sinnlichem und Sexuellem bei und findet seinen Ausdruck im allgemeinen Verbot der körperlichen Berührung in der Öffentlichkeit. Doch könnte der Körper und die durch ihn vermittelte Erfahrung solchen Trennungen, die sich in unserem Bewußtsein niederschlagen, Widerstand entgegensetzen. Dergestalt könnten wir durch unseren Körper etwas anderes lernen als das, was unser Verstand uns sagt. Wenn wir krank werden, so mag das bisweilen ein vom Körper ausgesandtes Zeichen dafür sein, daß wir Ruhe und Erholung brauchen. Vielleicht können wir noch mehr von unseren Körpern lernen, wenn wir lernen, auf sie zu hören.

Aus dem Englischen von Michael Haupt

Anmerkungen

- 1 Im Werk von Althusser sehen wir die Entwicklung einer Theorie der Subjektivität, die in seine eigene strukturalistische Version des Historischen Materialismus eingelassen ist. Es handelt sich dabei um den Versuch, die Genese von Menschen als Subjekten bezogen auf die Determinationsfaktoren der Produktivkräfte zu erklären; vgl. Althusser und Balibar (1972), Althusser (1968; 1974). Es war Althusser's eigener Anspruch, einen anti-humanistischen Marxismus zu entwickeln. Eine interessante Erörterung von Althusser's politisch-theoretischem Kontext findet sich in Hirsch (1981).
- 2 Hall war Direktor des *Centre for Contemporary Cultural Studies* (CCCS) in Birmingham, das viele Arbeiten zu den Themen Geschlecht (*gender*), Klasse und Rasse veröffentlichte, wobei die kulturelle Analyse dieser Phänomene im Vordergrund stand. In den Resultaten zeigt sich der Einfluß von Marxisten wie Althusser und Gramsci, eine semiotisch beeinflusste Sichtweise und ein Interesse an zeitgenössischen Kulturformen wie etwa den Medien.
- 3 De Saussure (1857-1913) war ein Genfer Sprachwissenschaftler, der vor allem das systematische Wesen der Sprache und die arbiträre Natur des sprachlichen Zeichens hervorhob. Seine Analysen wurden von Lévi-Strauss, Barthes, Eco und anderen in vielen Bereichen der Humanwissenschaften aufgegriffen, sei es direkt, sei es im Hinblick auf das allgemeine Projekt, das er im Auge hatte: die Semiotik als »eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht« (Saussure 1967, 18; Hervorh. i.O.).
- 4 Heidegger schrieb 1946, als Antwort auf Sartre's berühmten Essay »Ist der Existentialismus ein Humanismus?«, seinen »Brief über den Humanismus«, worin er die metaphysischen Grundannahmen des humanistischen Denkens kritisch analysiert und zugunsten seiner eigenen Auffassung von Sprache und Sein verwirft (Heidegger 1976).

- 5 So hat etwa Foucault über »Nietzsche, die Genealogie, die Historie« geschrieben (1974), Derrida über Heidegger (1988) und Kristeva über den Anti-Humanismus.
- 6 Juliet Mitchell war eine der ersten, die anti-humanistische Auffassungen mit feministischer Analyse verband (1974). Michèle Barretts Buch *Women's Oppression Today* von 1980 (dt. 1983 u.d.T. *Das unterstellte Geschlecht*) läßt ebenfalls einen anti-humanistischen Grundzug erkennen. Beide Autorinnen berufen sich auf Althussersche Theoreme. In jüngerer Zeit hat Jaqueline Rose einen interessanten Beitrag zur Problematik von Sexualität, Feminismus und Politik veröffentlicht, in dem sie fragt, welche Rolle die Psychoanalyse und das Unbewußte für die feministische Theorie spielen (1986).
- 7 Vgl. Barrett 1983, Kap. 3, und die beiden Einleitungen von Mitchell und Rose (1982).
- 8 In seinem Buch *Central Problems in Social Theory* geht Giddens davon aus, daß die Begriffe von Struktur und Struktur für die Gesellschaftstheorie von zentraler Bedeutung sind (Giddens 1979).
- 9 Die (auf Kant zurückgehenden) Vorstellungen von Universalismus und universellen Lösungen werden in Lyotards Buch *Das postmoderne Wissen* (1986) scharf kritisiert. Daß der westliche Feminismus seine hegemonialen und imperialistischen Tendenzen unter der Maske eines für alle Frauen sprechenden Universalismus versteckt, sollte in der Wahl Nairobis als Tagungsort für die *UN Decade for Women Conference* von 1985 verdeutlicht werden. Vgl. auch Hamilton und Barrett (1986).
- 10 Michel Pécheux verbindet in seinen Arbeiten die Bereiche der Ideologie und des Diskurses. Um die vielschichtigen Verbindungen und Überlagerungen zwischen Ideologie, Subjektivität und Diskurs darzustellen, führt er den Begriff des *Interdiskurses* ein; vgl. Pécheux (1975).
- 11 Geneviève Lloyd (1984) hat näher untersucht, auf welche Weise die Vernunft im Rahmen der westlichen Philosophie sich implizit in männlich orientierten Bahnen entwickelte.
- 12 Vgl. die Arbeiten von Kristeva, Irigaray, Grosz und Gatens.

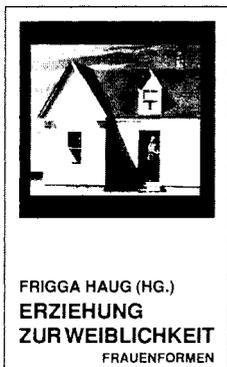
Literaturverzeichnis

- Althusser, L., 1968: Für Marx. Frankfurt/M.
- ders., 1974: Lenin und die Philosophie. Reinbek
- ders., und E. Balibar, 1972: Das Kapital lesen. 2 Bde. Reinbek
- Barber, B., 1979: »Indexing conditionalism and its heretical equivalents«. In: Bronson und Cale (Hrsg.): Performance by Artists. New York
- Barrett, M., 1983: Das unterstellte Geschlecht. Umriss eines marxistischen Feminismus. West-Berlin
- dies., und M. McIntosh, 1982: The Anti-Social Family. London.
- Barthes, R., 1976: Mythen des Alltags. Frankfurt/M.
- Becker, R., und G. Seldon, 1985: The Body Electric: Electromagnetism and the Foundation of Life. New York
- Bergland, R., 1985: The Fabric of Mind. Melbourne
- Betterton, R. (Hrsg.), 1987: Looking On: Images of Femininity in the Visual Arts and Media. London
- Brennan, T., 1989: Between Feminism and Psychoanalysis. London, New York
- Caddick, A., 1986: »Feminism and the body«. In: Arena, 74, 60-88
- Carter, A., 1981: Sexualität ist Macht. Die Frau bei de Sade. Reinbek
- Culler, J., 1976: Saussure. Glasgow
- Derrida, J., 1988: Randgänge der Philosophie. Wien
- Eisenstein, H., 1984: Contemporary Feminist Thought. Sydney
- Eisenstein, Z., 1981: The Radical Future of Liberal Feminism. New York
- Foucault, M., 1974: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt/M.
- ders., 1974: »Nietzsche, die Genealogie, die Historie.« In: ders., Von der Subversion des Wissens. Hrsg. v. W. Seitter. München
- ders., 1976: »Macht und Körper.« In: Mikrophysik der Macht. Michel Foucault: Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. West-Berlin
- Gallop, J., 1982: Feminism and Psychoanalysis: The Daughter's Seduction. London

- Gatens, M., 1983: »A critique of the sex/gender distinction«. In: *Beyond Marxism? Interventions after Marx*. Sydney
- Giddens, A., 1979: *Central Problems in Social Theory: Action, Structure and Contradiction in Social Analysis*. London
- Grimshaw, J., 1986: *Feminist Philosophers: Women's Perspectives on Philosophical Traditions*. Sussex
- Hall, S., 1979: *Ideologie und Wissenssoziologie*. In: *Projekt Ideologie-Theorie: Theorien über Ideologie*. West-Berlin
- Hobson, D., Lowe, A. und P. Willis, 1980: *Culture, Media and Language*. London
- Hamilton, R., und M. Barrett, 1986: *The Politics of Diversity: Feminism, Marxism and Nationalism*. London
- Heidegger, M.: »Über den Humanismus«. In: *Wegmarken*. Frankfurt/M. (Gesamtausgabe Band 9, 313-364)
- Heller, A., 1982: »On feminism and socialism«. In: *Thesis Eleven*, 5/6, 59-71
- Henriques, J., u. a., 1985: *Changing the Subject: Psychology, Social Regulation and Subjectivity*. London
- Hirsch, A., 1981: *The French New Left: An Intellectual History from Sartre to Gorz*. Boston
- Jardine, A., 1985: *Gynesis: Configurations of Woman and Modernity*. Ithaca, NY.
- Kaplan, E.A., 1983: *Women and Film: Both Sides of the Camera*. London
- Kelly, M., 1982: »No essential femininity: a conversation between Mary Kelly and Paul Smith«. In: *Parachute*, 26
- Kelly, M., 1983: *Post-Partum Document*, London
- Kristeva, J., 1980: *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*. Paris
- Kuhn, A., 1985: *The Power of the Image: Essays on Representation and Sexuality*. London
- Lasch, C., 1977: *Haven in a Heartless World*. New York
- Lippard, L., 1976: *From the Center: Feminist Essays on Women's Art*. New York
- Lippard, L., 1984: *Get the Message? A Decade of Art for Social Change*. New York
- Lloyd, G., 1984: *The Man of Reason: »Male« and »Female« in Western Philosophy*. London
- Lyotard, J.-F., 1986: *Das postmoderne Wissen*. Wien
- McRobbie, A., 1986: »Postmodernism and popular culture«. In: *ICA Documents 4: Postmodernism*. London
- Mitchell, J., 1976: *Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung*. Frankfurt/M.
- Mitchell, J., und J. Rose, 1982: *Feminine Sexuality: Jacques Lacan and the Ecole Freudienne*. London
- Moi, T., 1989: *Sexus, Text, Herrschaft: Feministische Literaturtheorie*. Bremen
- Morgan, R., 1970: *Sisterhood is Powerful: An Anthology of Writings from the Women's Liberation Movement*. New York.
- Nairne, S., G. Dunlop und J. Wyver, 1987: *State of the Art: Ideas and Images of the 1980s*. London
- Owens, C., 1985: »The discourse of others: feminists and postmodernism«, in: H. Foster (Hrsg.): *Post-modern Culture*. London
- Parker, R., und G. Pollock, 1987: *Framing Feminism: Art and the Women's Movement 1970-1985*. London
- Parvati, J., 1978: *Hygieia: A Woman's Herbal*. California
- Pêcheux, M., 1975: *Les vérités de La Palice*. Paris
- Ricoeur, P., 1969: *Die Interpretation*. Frankfurt/M.
- Rose, J., 1986: *Sexuality in the Field of Vision*. London
- Rundell, J., 1987: *Origins of Modernity: The Origins of Modern Social Theory from Kant to Hegel to Marx*. Cambridge
- Saussure, F. de, 1967: *Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Ch. Bally und A. Sechehaye. West-Berlin
- Steinman, L., 1986: *The Knowing Body: Elements of Contemporary Performance and Dance*. London
- Tapper, M., 1986: »Can a liberal be feminist?«. In: *Supplement to Australian Journal of Philosophy*
- Taylor, C., 1978: *Hegel*. Frankfurt/M.
- Turner, B., 1984: *The Body and Society: Explorations in Social Theory*. Oxford
- Wolff, J., 1985: »The invisible flaneuse: women and the literature of modernity«. In: *Theory, Culture and Society*, 2:3, 49-68

Zuerst erschienen unter dem Titel: *Feminism, Subjectivity, and Sexual Difference*. In: Sneja Gujew (Hrsg.): *Feminist Knowledge: Critique and Construct*. Routledge. London 1990. Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

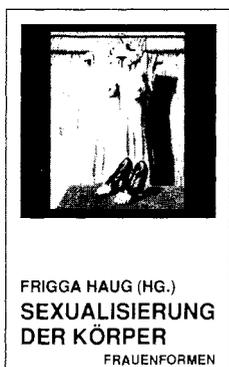
Frauenformen, das sind auch die Idealmaße, in die Frauen sich zwängen, körperlich ebenso wie seelisch



Vollständig überarbeitete
u. aktualisierte Neuauflage
Argument Sonderband 45
256 Seiten. 18,50 DM

Die Erkenntnis, daß Weiblichkeit eine soziale Konstruktion ist, sagt noch nichts darüber aus, wer hier konstruiert und wie dies geschieht. Die Autorinnen sind davon ausgegangen, daß Frauen gesellschaftliche Bedingungen vorfinden, in die sie sich aktiv hineinarbeiten müssen, um in ihnen handlungsfähig zu werden. Dazu gehören sich ändernde Formen des Zusammenlebens (wie Familie), Chancen auf dem Arbeitsmarkt, Ausbildungsmöglichkeiten, kulturelle Gewohnheiten.

Dieses Buch eignet sich für alle, die wissenschaftlich oder praktisch, forschend, lehrend und lebend mit der Frage befaßt sind, wie eigentlich aus kleinen weiblichen Wesen erwachsene Frauen werden, widerständig, angepaßt, aufrecht und unterworfen zugleich.



Argument Sonderband 90
208 Seiten. 18,50 DM

Die übliche Frage nach der sexuellen Sozialisation schließt zwei Möglichkeiten ein: Die *Aufklärung* zu untersuchen als ein Zuviel oder Zuwenig an Information oder die *Einübung* in sexuelle Praxen als ein Zuviel oder Zuwenig an Technik. Dieses Buch stellt die Frage anders, indem es die Sexualisierung der Körper ins Zentrum rückt. Untersucht wird, wie einzelne Körperteile mit Sexualität verknüpft wurden, wie der Körper als Ganzes zum Ausdruck des Geschlechts wurde. In welchen Praxen wird welcher Umgang mit dem Körper eingeübt, und wie ist all dieses in die gesellschaftlichen Strukturen, in das soziale Geschlechterverhältnis eingebunden?

Argument

Rentzelstraße 1 - 2000 Hamburg 13

Elaine Showalter

Frauen – Männer – Texte

»Geschlecht« in der Literaturwissenschaft

Wovon reden wir, wenn wir vom Geschlecht reden? Zunächst einmal ist das Geschlecht schon im Sprechen selbst allgegenwärtig und unumgänglich, denn es stellt in jeder Sprache eine grammatikalische Kategorie dar, wobei die männliche Form die sprachliche Norm bildet.¹ Das gilt auch für die englische Sprache. Hier sind zwar – im Gegensatz zum Deutschen oder Französischen – nur diejenigen Nomina grammatikalisch vergeschlechtlicht, die Menschen und Tiere bezeichnen, jedoch ist die männliche Form die allgemeine, universelle und unmarkierte, der gegenüber die weibliche Form durch eine Nachsilbe o.ä. hervorgehoben wird. So können wir Sylvia Plath wie auch Robert Lowell als *poet* bezeichnen, letzteren aber nicht eine *poetess* nennen, es sei denn, wir wollten ihn beleidigen. Des weiteren ist, wie Monique Wittig erkannt hat, der Sprachgebrauch das Terrain eines verdeckten Kampfes um die Bedeutungen von »Geschlecht« (*gender meanings*): »Wir müssen begreifen, daß Männer nicht einfach mit einer Befähigung für das Allgemeine auf die Welt kommen und die Frauen nicht von Geburt an auf das Besondere beschränkt sind. Das Allgemeine wurde und wird von den Männern fortwährend angeeignet.« (Wittig 1986, 66)

Zweitens hat der angloamerikanische Feminismus während der letzten Jahre mit dem Begriff »Geschlecht« die gesellschaftlichen, kulturellen und psychosozialen Bedeutungen bezeichnet, durch die die biologisch-sexuelle Identität überformt wird; der Theoretikerin Jane Flax zufolge stellt die Thematisierung der Geschlechterverhältnisse sogar »den einzig wichtigen Fortschritt in der feministischen Theorie« dar (Flax 1987, 627). So hat »gender« eine andere Bedeutung als »sex«, ein Begriff, der die biologische Geschlechtsidentität umfaßt, oder als »Sexualität«, worunter die Gesamtheit der sexuellen Orientierungen, Vorlieben und Verhaltensweisen eines Individuums verstanden wird.

Drittens reden wir, wenn wir vom Geschlecht reden, von Männern und Frauen. Die Theorie des sozialen Geschlechts entwickelte sich im feministischen Denken Anfang der achtziger Jahre, vor allem auf dem Gebiet der Geschichte, Anthropologie, Philosophie, Psychologie und Naturwissenschaft. Es gab eine Verschiebung von den vormals frauenzentrierten Forschungen der siebziger Jahre – Frauengeschichte und -psychologie, Gynokritizismus u.a. – hin zu der Untersuchung der Geschlechterverhältnisse, die Männer und Frauen umfaßte. Einige Feministinnen argumentierten, dies würde die Fächer letztlich tiefgreifender verändern als eine reine Frauenforschung, die leicht ins wissenschaftliche Ghetto abgedrängt werden könne und somit unfähig sei, auf die Strukturen und die Praxis von Lehre und Forschung Einfluß zu nehmen. In ihrem 1981 erschienenen Aufsatz »Anthropology and the Study of Gender« meinte Judith Shapiro z.B., die feministische Forschung sollte sich nicht so sehr auf »Frauen« konzentrieren als vielmehr »die Untersuchung der Geschlechterdifferenzen in die

zentralen Thematiken der Sozialwissenschaften« integrieren. Shapiro zufolge sollte das eigentliche Ziel darin bestehen, »die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem 'Geschlecht' so unumgänglich zu machen wie die Beschäftigung mit Rangordnungen, Klassen und Verwandtschaftsbeziehungen« (Shapiro 1981, 112; vgl. auch Ortner u. Whitehead 1981).

Mit der Einführung des Begriffs »Geschlecht« in das literaturwissenschaftliche Feld beginnt eine neue Phase feministischer Theorie und Kritik, eine Untersuchung darüber, auf welche Art und Weise alles Lesen und Schreiben – das männliche wie auch das weibliche – durch das Geschlecht bestimmt wird. Und wenn wir vom Geschlecht reden, so gemahnt uns das an andere Kategorien der Differenz – wie etwa Rasse und Klasse –, die auf unser Leben und unsere Texte Einfluß nehmen. Die Theoretisierung von »Geschlecht« betont die Parallelen zwischen feministischer Kritik und anderen Diskursen von Minderheiten. Eloquent vermerkt Cora Kaplan, daß »eine feministische Literaturwissenschaft, die den Begriff des Geschlechts von anderen gesellschaftlichen Determinationsfaktoren isoliert, uns auch nur eine einseitige Interpretation davon liefert, welche Rolle die Geschlechterdifferenz im literarischen Diskurs spielt; eine Interpretation, die ihren Gegenstand seiner beunruhigendsten und widersprüchlichsten Dimensionen beraubt« (Kaplan 1986, 148).

Insgesamt jedoch herrscht über den Status dieses Begriffs alles andere als Einigkeit. Während die meisten Feministinnen die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, zwischen *sex* und *gender*, bejahen und darin übereinstimmen, daß es notwendig ist, Männlichkeit ebenso zu erforschen wie Weiblichkeit, Homosexualität ebenso wie Heterosexualität, findet eine lebhafte Auseinandersetzung darüber statt, auf welche Weise »Geschlecht« zu konstruieren und von Forscherinnen und Wissenschaftlerinnen zu verwenden sei. Die Herausgeberinnen der Zeitschrift *Signs* halten 'Geschlecht' »für einen analytischen Begriff, dessen Bedeutungen wir erhellen wollen, und für einen Gegenstand, den wir auch weiterhin untersuchen, indem wir ihn zu definieren suchen« (*Signs* 1987, 619). So werden etwa die Ausdrücke »Geschlecht« und »Geschlechterdifferenz« von Feministinnen (wie z. B. im obigen Kaplan-Zitat) oftmals synonym verwendet, obwohl sie streng genommen unterschiedlichen theoretischen Sichtweisen entstammen. »Geschlechterdifferenz« hat seinen Ursprung im Poststrukturalismus und der Psychoanalyse und taucht zusammen mit dem Problem der Differenz in Sprache, Subjektivität und Identität auf. So kündigten die Organisatorinnen der »Conference on Sexual Difference«, die 1986 an der Universität von Southampton (England) stattfand, ihr Vorhaben mit den Worten an, es folge »den Fragen, die von der poststrukturalistischen Theorie und an sie gestellt werden«. Wer mit dem Thema der Geschlechterdifferenz arbeitet, bedient sich (post-)freudianischer Theorien zur Konstruktion vergeschlechtlichter Subjektivität, bezieht sich in starkem Maß auf das Werk von Lacan und ist der Auffassung, das Geschlecht werde in erster Linie mittels des Spracherwerbs konstruiert, nicht aber durch Formen gesellschaftlicher Zuschreibung oder kultureller Praxis. Das sprechende Subjekt muß in das vom Gesetz-des-Vaters beherrschte symbolische System eintreten, das durch den Signifikanten des Phallus und den Kastrationskomplex bestimmt wird. Indem das Subjekt in Beziehung auf das Symbolische

eine sprachliche Position als »er« oder »sie« einnimmt, lernt es, sich als geschlechtlich zu begreifen. Demzufolge führt die Dekonstruktion der Sprache zur Dekonstruktion des Geschlechts; die symbolische Ordnung zu stürzen heißt zugleich, die Geschlechterdifferenz umzustürzen.

Wer jedoch den Begriff des Geschlechts bevorzugt, wird in der Rede von der »Geschlechterdifferenz« nur den Glauben an die Zwangsläufigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Geschlechtern und die Abwertung geschichtlich-sozialer Prozesse zugunsten psychischer und sprachlicher Faktoren erblicken. Die Historikerin Joan W. Scott bemerkt dazu: »Diese Theorie tendiert dahin, die Kategorien und Beziehungen zwischem dem Männlichen und dem Weiblichen zu universalisieren. (...) Der Phallus ist der einzige Signifikant; der Konstruktionsprozeß des vergeschlechtlichten Subjekts ist schließlich vorhersagbar, weil er immer derselbe bleibt.« (Scott 1986, 1068) Marxistische Feministinnen weisen darauf hin, daß das Geschlecht nicht unabhängig von anderen Faktoren bzw. in einem soziopolitischen Leerraum existiert, sondern immer innerhalb ideologischer Verhältnisse geformt wird. »Männlichkeit und Weiblichkeit«, schreibt Cora Kaplan, »tauchen weder im kulturellen Diskurs noch im geistigen Leben als rein binäre Spielfiguren auf. Sie sind immer schon durch andere soziokulturelle Begriffe, durch andere Kategorien der Differenz vermittelt und gebrochen«, z.B. durch Klassenteilungen, rassische Hierarchien, Feindseligkeit gegenüber Homosexuellen (Kaplan 1986, 148). Dergestalt sollte »Geschlecht« nicht als isolierte Kategorie innerhalb eines ausschließlich psychoanalytischen Rahmens, sondern als Bestandteil eines gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses angesehen werden. – Darüber hinaus ist »Geschlecht« nicht einfach nur eine Frage der *Differenz*, die davon ausgeht, daß Männer und Frauen getrennt, aber gleichberechtigt sind. Vielmehr handelt es sich um ein *Macht*-problem, denn im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse finden wir noch in jeder uns bekannten Gesellschaft sexuelle Asymmetrie, Ungleichheit, männliche Vorherrschaft. Denn, so heißt es mit Nachdruck bei der Rechtsanwältin und feministischen Theoretikerin Catherine MacKinnon, wenn das Geschlecht nur als differentielles, nicht aber als hierarchisches Problem wahrgenommen wird, »bleibt die mit ihm verbundene Erzwingungsgewalt im Dunkeln und wird zugleich gerechtfertigt«. Der Begriff der Geschlechterdifferenz, so MacKinnon weiter, »verbirgt diese Gewalt hinter einer statischen Beschreibung des Geschlechts als einer biologischen oder mythischen oder semantischen Teilung, die durch Gott, die Natur, die Gesellschaft (als unspezifizierte Einheit), das Unbewußte, den Kosmos aufgeprägt oder eingeschrieben wird« (MacKinnon 1987, 32). Materialistische oder marxistische Feministinnen analysieren, auf welche Weise Geschlechterideologie in eine Vielzahl von kulturellen Praktiken – Literatur, Massenmedien, Film, Alltagskultur – eingeschrieben ist, sich in ihnen darstellt, von ihnen reproduziert wird (vgl. Barrett 1984; de Lauretis 1987).

Der Begriff des Geschlechts in der feministischen Literaturwissenschaft

»Geschlecht« war schon immer ein herausragender Begriff in der feministischen Literaturwissenschaft, praktisch aber bezog er sich bis vor kurzem hauptsächlich

auf Frauen, auf ihr Schreiben und die von ihnen produzierte Literatur. Die feministische Untersuchung weiblicher Schreibweisen (im Englischen *gynocriticism* genannt) geht davon aus, daß alles weibliche Schreiben vom Geschlecht geprägt ist. »Schriftsteller/innen«, bemerkt Alicia Ostriker, »verleihen der vergeschlechtlichten Erfahrung ebenso notwendig Ausdruck wie dem Geist einer Nationalität, eines Zeitalters, einer Sprache.« (Ostriker 1986, 9) Wohl erkennen feministische Literaturwissenschaftlerinnen, daß das »Geschlecht« im Zusammenhang mit einer Vielzahl von historischen, nationalen, ethnischen und biologischen Bedeutungsfeldern interpretiert werden muß, dennoch halten sie daran fest, daß keine Schriftstellerin ihr Geschlecht vollständig ablegen oder überschreiten kann. Sandra Gilbert fragt: »Wenn eine Schriftstellerin als Frau großgezogen worden ist – und ich wage zu behaupten, daß dies nur für einige wenige biologisch abnorme weibliche Menschen nicht zutrifft –, wie kann dann ihre geschlechtliche Identität von ihrer literarischen Antriebskraft abgespalten werden? Selbst wenn sie ihre Weiblichkeit verleugnete, ... so wäre dieser Akt für das Verständnis der Dynamik ihrer künstlerischen Kreativität von Bedeutung.« (Gilbert 1985a, 117) Frauen können ihre Position gegen alle möglichen Weiblichkeitsklischees abgrenzen und sich als schwarz, lesbisch, südafrikanisch oder der Arbeiterklasse zugehörig definieren; jedoch zu leugnen, daß ihr Frau-Sein überhaupt eine Rolle spielt, wäre Selbsttäuschung oder Selbsthaß, das Erbe jahrhundertelanger Verunglimpfung weiblicher Kunst.

Des weiteren geht die frauenzentrierte Literaturwissenschaft davon aus, daß weibliches Schreiben immer »bixtextuell« ist, im Dialog mit männlichen wie auch weiblichen Traditionen des Literarischen steht.² Die Geschlechterverhältnisse sind in jeden weiblichen Text eingeschrieben, denn das Schreiben der Frauen bewegt sich innerhalb und nicht außerhalb eines beherrschenden männlichen Diskurses, den es zugleich »revidiert, aneignet, unterläuft« (Abel 1982, 2). Die literarischen wie auch die literaturwissenschaftlichen Diskurse der Frauen sind notwendig zweistimmig: fortwährend speisen sie sich aus patrilinearen wie auch aus matrilinearen Quellen.

Zu Beginn der achtziger Jahre gab es jedoch noch kaum Literaturwissenschaftlerinnen, die das *männliche* Schreiben als vergeschlechtlichten Diskurs (und nicht als patriarchalisch und sexistisch) analysierten. Obwohl das in London beheimatete Marxistisch-Feministische Literaturkollektiv bereits 1977 davon ausging, daß »alle Subjekte vergeschlechtlicht sind und ... kein literarischer Diskurs existiert, der nicht geschlechtsspezifisch wäre« (Marxist-Feminist Literature Collective 1978, 47), so analysierten sie doch nur das weibliche Subjekt und die literarischen Texte von Frauen. Während feministische Literaturwissenschaftlerinnen erklärten, es gäbe keine geschlechtsneutrale Literatur und Kunst, gingen sie praktisch bei den Männern von gerade solchen Konstruktionen aus, denen gegenüber die fragwürdigen bis frauenfeindlichen Darstellungen zur Nebensache wurden.

Bereits 1981, in einem in der Zeitschrift *Signs* veröffentlichten Aufsatz, verfocht Myra Jehlen die Auffassung, die feministische Literaturwissenschaft solle ihre Aufmerksamkeit dem Geschlecht des männlichen Diskurses zuwenden. Sie wies darauf hin, daß die von der feministischen Literaturwissenschaft

entwickelte Geschichte des weiblichen Schreibens die vorgebliche Universalität des literarischen Kanons als patriarchalen Mythos entlarvt habe – was für gewöhnlich »Literatur« genannt werde, sei in Wahrheit »männliche Schreibe«. Mit dieser Entdeckung, so Jehlen, stehe für eine »kämpferische« feministische Literaturwissenschaft ein »radikaler Komparatismus« auf der Tagesordnung. Ein solcher vergleichender Ansatz könnte Texte von Männern und Frauen, die unter den gleichen historischen Bedingungen und in den gleichen Genres schreiben, gegeneinanderstellen, um die »Kontingenz der herrschenden männlichen Tradition« zu enthüllen (Jehlen 1981; vgl. auch Spector 1981).

Diese Forderung kam damals zu früh; es gab Forschungen zur Problematik des Geschlechts bei weiblichen, nicht aber bei männlichen Autoren, zudem war die anspruchsvolle Aufgabe, das (vielen ForscherInnen unbekannt) weibliche Erbe in der Literatur zu rekonstruieren, noch nicht abgeholten, und es schien gefährlich, dies Unternehmen gegen einen einseitigen Komparatismus einzutauschen. Immerhin erschien Jehlens Aufsatz zu einem Zeitpunkt des erneuerten feministischen Interesses an männlichen Texten, die nun nicht mehr als Dokumente von Frauenverachtung und Sexismus gelesen wurden, sondern als Einschreibungen des Geschlechts und »Interpretationen der Geschlechterdifferenz« (Abel 1982, 2). Die Terminologie des »Geschlechts« tauchte in vergleichenden Untersuchungen auf, die sich aus feministischer Sicht mit Themen wie dem Transvestismus und seiner Metaphorik auseinandersetzten (vgl. Gilbert 1982; Wolfson 1987); des weiteren in Sammelbänden wie *The Poetics of Gender*, und in Artikeln und Büchern zum männlichen Literaturkanon (vgl. Macleod 1985; Ferguson u.a. 1986; Batsleer u.a. 1985). Einige der wichtigsten Arbeiten stammten von feministischen Shakespeare-Expertinnen wie Coppèlia Kahn, Linda Bamber und Madelon Gohlke, die die Metaphorik der Männlichkeit in Shakespeares Stücken untersuchten. In den späten achtziger Jahren beeinflusste dieser Umdenkungsprozeß die Auseinandersetzung mit Texten aus verschiedenen Epochen der angloamerikanischen Literatur, wobei es vor allem um das 18. Jahrhundert, die Romantik, das *Fin de siècle* und die Moderne ging.

Vom männlichen Feminismus zur Theorie des Geschlechts

Zu Beginn der achtziger Jahre waren die geistigen und politischen Beziehungen zwischen den feministischen Literaturwissenschaftlerinnen und ihren männlichen Kollegen sehr viel gespannter als dies in solchen Fächern wie etwa Sozialgeschichte oder Anthropologie der Fall war. Viele bekannte Historiker hatten sich auf frauenspezifische Themen spezialisiert, viele Anthropologen forschten über Verwandtschaftsbeziehungen, Sexualität und Geschlecht – die feministische Literaturwissenschaft jedoch wurde selbst von Wissenschaftlern, die sich als Linke betrachteten, mit intellektueller Mißachtung gestraft. Diverse Bücher zur zeitgenössischen Literaturtheorie, die um 1980 herum erschienen, erwähnten die feministische Literaturwissenschaft mit keiner Silbe. Frauen, die sich auf anderen Gebieten der Literaturtheorie als Spezialistinnen erwiesen hatten, wurden – darauf weist Barbara Johnson in ihrem Aufsatz »Gender Theory and the Yale School« hin – selbst dann ignoriert und an den Rand gedrängt, wenn sie den

weiblichen Aspekt in ihren Texten pflichtschuldigst zu unterdrücken suchten. »Jeder feministischen Literaturwissenschaftlerin ist bekannt«, so beklagte sich Sandra Gilbert 1980, »daß die meisten unserer männlichen Kollegen weder an unseren Diskussionsrunden teilnehmen noch unsere Bücher und Aufsätze lesen, ja de facto nicht einmal zugeben, daß wir als Denkende, Lehrende und Schreibende existieren, die zu einer bedeutenden geistigen Bewegung gehören.« (Gilbert 1985b)

Dennoch konnte der Einfluß der feministischen Literaturwissenschaft und -theorie auf das Fachgebiet Literatur nicht für immer und ewig verleugnet werden, und so wandte sich zu Beginn der achtziger Jahre eine Reihe von prominenten männlichen Wissenschaftlern dem Problem einer feministischen Literaturwissenschaft zu. Allerdings erkannten zum damaligen Zeitpunkt nur wenige von ihnen, daß Männlichkeit ein Gegenstand feministischen Denkens war; im Gegensatz zur Weiblichkeit erschien Männlichkeit als »natürlich, durchsichtig und unproblematisch« (MacKinnon 1989), weil, wie Jane Flax hervorhebt, »in vielen Kulturen und Diskursen die Neigung besteht, Männer außerhalb der Geschlechterverhältnisse zu stellen« (Flax 1987, 629). Und so verstanden diese ersten »männlichen Feministen« die Aufforderung, ihr Augenmerk auf die Geschlechterproblematik zu richten, nicht als Einladung, über Männlichkeit nachzudenken. Vielmehr sahen sie darin eine Gelegenheit, der feministischen Theorie am Zeuge zu flicken, sich als Herren und Meister aufzuführen und vermeintliche Fehler zu korrigieren.

Als ich 1983 einige der ersten Bücher von »männlichen Feministen« rezensierte, stellte ich die Frage, ob sich hier ein tatsächlicher Sinneswandel vollziehe, oder ob es lediglich um geistige Inbesitznahme gehe. Sich des Weiblichen zu bemeistern war lange Zeit die Grundhaltung männlicher Autorität, und von *Fanny Hill* bis *Benny Hill* haben einige Männer in der Verkörperung von Frauen bemerkenswerte Fähigkeiten erlangt und große Erfolge erzielt. Für mich war der männliche Feminismus eine Art literaturwissenschaftlicher Transvestismus, vergleichbar dem Film »Tootsie« (ebenfalls von 1983), in dem die Maskerade des Weiblichen nur dazu dient, die gerade errungenen Machtpositionen von Frauen für die eigenen Zwecke zu nutzen. Wenn die Herren Theoretiker, so erklärte ich, einen wirklichen Beitrag zur feministischen Theorie leisten wollten, so müßten sie sich damit auseinandersetzen, »was es bedeuten könnte, als Mann zu lesen und auf welche Weise paternalistische Privilegien in Frage gestellt oder aufgegeben werden könnten« (Showalter 1987). Ähnliche Forderungen, die Männer sollten »ein Bewußtsein ihres eigenen Geschlechts entwickeln«, »einen männlichen Diskurs verfassen und dazu stehen«, wurden von englischen, deutschen und französischen Feministinnen erhoben (Ecker 1985 sowie Irigaray 1984, 243).

Als sie jedoch aufgefordert wurden, *als Männer* zu lesen oder zu schreiben, waren die Kollegen überfordert. Wie Stephen Heath in einem Aufsatz über »Männlichen Feminismus« (1984) zugab, »ist den Männern beigebracht worden, einfach nur zu lesen; sie besitzen die erworbene Neutralität der Herrschaft, die Sicherheit des So-und-nicht-anders-Seins – Frauen dagegen *sind* anders, sind der Spezialfall« (Heath 1987, 27). Diese Art männlicher Selbstanalyse war so stark tabuisiert, daß im Resultat, wie ein Theoretiker meinte, »das Männliche

nur eine schwache Vorstellung von sich hat oder höchstens durch Verweiblichung eine Vorstellung von sich gewinnen kann« (Lacoue-Labarthe zit.n. Lentricchia 1987, 742). Eine Diskussion über das Männliche empfanden Männer als Bedrohung oder Herabsetzung ihrer eigenen Männlichkeit. In diesem Zusammenhang weist Peter Schwenger (in »The Masculine Mode«) darauf hin, daß die Männer auf Grund ihrer Sozialisation annehmen, »über das Männliche nachzudenken heiße, an Männlichkeit zu verlieren. (...) Der wahre Mann denkt eher über praktische, nicht über abstrakte Dinge nach und zerbricht sich gewiß nicht den Kopf darüber, wie er selbst und seine Sexualität beschaffen sind.« (Schwenger 1989)

So befürchteten viele Feministinnen, daß ihre männlichen Kollegen, zwecks Wahrung des eigenen Vorteils, den Diskurs des Feminismus in Besitz nehmen, durchdringen oder ausbeuten würden, ohne das Risiko und die Herausforderung auf sich zu nehmen, die in der Erforschung des Männlichen oder in der Analyse ihrer eigenen wissenschaftlichen Praxis liegen. So mancher »männliche Feminismus« sah ganz nach der alten Frauenfeindlichkeit aus, die sich nur Virginias Wo(o)lfspelz umgehängt hatte und ihre Angriffe in der damals modischen Terminologie des »Essentialismus« vortrug, statt die rauhere Sprache des offenen Sexismus zu benutzen. Zugleich zeigten sich manche Männer beunruhigt über die »Undankbarkeit« und Unnachgiebigkeit ihrer Kolleginnen, die ihre gut gemeinten Bemühungen nicht mit der erwarteten Begeisterung begrüßten.

Diese oftmals erbitterten Kontroversen der achtziger Jahre zwischen »männlichen Feministen« und feministischen Literaturwissenschaftlerinnen fanden ihren Niederschlag auf Konferenzen, in Zeitschriften und in dem Buch *Men in Feminism* (1987). So verärgerte K.K. Ruthven viele Feministinnen mit der Behauptung, »das 'Problem' des Weiblichen (sei) zu wichtig, um es anti-intellektuellen Feministinnen zu überlassen«; es solle von politisch neutralen Männern behandelt werden, »die sich professionell mit Literatur beschäftigen« (Ruthven 1984, 8 u. 10). Meaghan Morris wandte dagegen ein, daß »Männer mit dem Feminismus nichts zu schaffen haben, wenn es ihnen nur ums Geschäft geht« (Morris 1987, 180). Als Larry Lipking einer weiblichen »Poetik des Verzichts« das Wort redete, gab Joan DeJean zurück, es gehe ihm gar nicht um den Nachweis von Unzulänglichkeiten in der feministischen Literatur/-theorie, vielmehr unternehme er den Versuch, »starke feministische Literaturwissenschaftlerinnen dem Vergessen zu überantworten; ein Versuch, der der Furcht ... entspringt, daß die Söhne der Wissenschaft es eines Tages schwer haben werden, ihre Legitimität unter Beweis zu stellen, wenn man sich der Theoretikerinnen vorher nicht entledigt hat« (vgl. Lipking 1983 sowie DeJean 1987, 805). In einem Essay über Männerängste in den Gedichten von Wallace Stevens übte Frank Lentricchia schärfste Kritik an Sandra Gilbert und Susan Gubar wegen ihres »essentialistischen Humanismus« und ihrer »sexistischen« Ansichten über das Patriarchat. Dabei berief er sich darauf, daß Toril Mois Buch *Sexual/Textual Politics* »die Reputation einiger bedeutender amerikanischer und französischer Theoretikerinnen auf überzeugende Weise in Frage gestellt« habe, und er erklärte, »eine neue Welle von Feministinnen ... (stehe) kurz vor der offenen Rebellion gegen ihre Mütter«. Die wahren Beweggründe für Lentricchias Essay, antworteten

Gilbert und Gubar, lägen nicht in seinem Interesse an der Geschlechterproblematik, sondern in der nachempfundenen Freude an jener »Infragestellung« und seiner so offensichtlich eifrigen Vorwegnahme einer postfeministischen »Revolte« gegen literaturwissenschaftliche Berühmtheiten (vgl. Lentricchia 1987; Gilbert u. Gubar 1988).

Mitte der achtziger Jahre jedoch entwickelten sich in Zusammenhängen außerhalb der literaturtheoretischen Sternenkriege ernsthafte Untersuchungen über männliche Schaffens-, Interpretations- und Darstellungsweisen: bei Männern, die vom Handwerk feministischer Literaturtheorie beeinflusst worden waren, in der afro-amerikanischen Literaturtheorie, in den Arbeiten der *New Historicists*, vor allem aber in der sich gerade erst konstituierenden Männer- und Schwulenforschung. Bücher wie Alfred Habegggers *Gender Fantasy and Realism in American Literature* (1982) sowie Joseph Boones *Tradition Counter Tradition: Love and the Form of Fiction* (1987) untersuchten die Beziehungen zwischen Geschlecht und Genreliteratur. Die Männerforschung, die »Männlichkeiten als Untersuchungsgegenstände mit Weiblichkeiten auf eine Stufe stellt, anstatt sie zu universellen Normen zu stilisieren« (Brod 1987, 2), beschäftigt sich, ebenso wie mit dem männlichen Schreiben, mit soziologischen und historischen Problemen. In der Schwulenforschung wird der Zusammenhang zwischen Geschlecht, Männlichkeit und Homosexualität untersucht. Auf dem Gebiet der geschlechterorientierten Literaturwissenschaft stellte Eve Kosofsky Sedgwicks Buch *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire* (1985) einen großen Schritt nach vorn dar. Sedgwick analysierte, auf welche Weise sich die männliche Homosexualität in bezug auf Rasse, Klasse und das Geschlechtersystem insgesamt aus- bzw. einprägte. Auf den Spuren von Freud, Lévi-Strauss, René Girard, Gayle Rubin u.a. untersuchte sie den Frauentausch als Mittler bei der Entstehung und Erhaltung von Männerbünden sowie die unterdrückten Bindungen zwischen männlichen Rivalen in erotischen Dreiecksbeziehungen. Sie verortete die Beziehungen zwischen Männern entlang eines Kontinuums, das von »homosozialen« bis zu homoerotischen Formen der Bindung reicht; ferner untersuchte sie, auf welche Weise die Gesellschaft »säkulare Gewalt über Bindungen zwischen Männern« ausübt. Dadurch ermöglichte sie es, »das gesamte männlich-homosoziale Spektrum und seine Auswirkungen auf Frauen« darzustellen (Sedgwick 1985, 88). De facto war ihr Werk so einflußreich, daß schon jetzt von der »Sedgwick-Schule«, resp. der »Ecole d'Eve« gesprochen werden kann. Von schwulen Wissenschaftlern wurde darauf hingewiesen, daß Sedgwicks frauenzentrierte und feministische Arbeit Homosexuellenfeindlichkeit und männliche Homosexualität »in den Mittelpunkt der Diskussion um die Geschlechterkonstruktion« gerückt habe (vgl. Dellamora 1987; Owens 1987, 231). Männerforschung, Schwulenforschung und feministische Literaturwissenschaft verfolgen unterschiedliche Politiken und setzen unterschiedliche Prioritäten, bewegen sich aber insgesamt über den »männlichen Feminismus« hinaus, um herausfordernde Fragen über das Männliche in literarischen Texten zu stellen, was wiederum die geschlechterorientierte Literaturtheorie voranbringt.³

Schlußbemerkung

Worin liegt nun der Nutzen einer Theorie des Geschlechts? Einige mögen befürchten, hier ginge es um die farblose Angleichung feministischer Theorie an den *mainstream* (oder Männermahlstrom) der Literaturwissenschaft, eine Rückkehr zu alten Prioritäten und binären Oppositionen, mit deren Hilfe der männliche Kanon neue Geltung erlangt, während hart erkämpfte Kurse über Schriftstellerinnen aus dem Lehrplan gekippt werden. Andere befürchten, die Rede vom Geschlecht sei nur eine Ausflucht für LiteraturtheoretikerInnen, das politische Engagement des Feminismus zu umgehen. Wieder andere sehen mit Besorgnis die Möglichkeit einer Abkoppelung des Geschlechts von Rasse und Klasse. Diese Fragen lassen sich nicht einfach beiseiteschieben. Aber die Theorie des Geschlechts *kann* eine wichtige und radikale Erweiterung unseres Arbeitsfeldes bedeuten; die Hinwendung zum Geschlecht muß, wie June Howard hervorhebt, »nicht notwendigerweise entpolitisiert sein. Die Konsequenzen hängen davon ab, wie wir damit umgehen, welche Theorie und welche Art von kritischer, wissenschaftlicher Gemeinschaft wir entwickeln« (Howard 1988, 187). Ich glaube, daß eine Zeit grundlegenden Wandels begonnen hat, in der die Herausbildung einer starken wissenschaftlichen Gemeinschaft rund um die Geschlechterproblematik zur lebhaften und aufregenden Möglichkeit geworden ist. Diese Gemeinschaft wird WissenschaftlerInnen umfassen, die männlich und weiblich, schwarz und weiß, schwul, lesbisch und *straight* sind und die, über ihr je eigenes Gebiet hinaus, ein ganzes Spektrum vergeschlechtlichter Subjektivitäten und Literaturen erforschen können.

Aus dem Englischen von Michael Haupt

Anmerkungen

- 1 Einen Überblick über das Geschlecht in der Sprache bietet Dennis Barons unterhaltsame Studie *Grammar and Gender* (Baron 1986).
- 2 Der Ausdruck »bitextuell« stammt von Naomi Schor (1987, 110).
- 3 Eine neuere feministische Kritik der Männerforschung findet sich bei Lois Banner (1988, 4): »Ich glaube nicht, daß die Männerforschung der Frauenforschung strikt gleichzusetzen ist, ich denke aber, daß die unkorrekte Verwendung des Ausdrucks genau dies impliziert. Schon einmal in diesem Jahrhundert wurde die 'frauenzentrierte' Analyse durch die Betonung von Geschlecht und Familie überformt, eine Wiederholung halte ich nicht für ausgeschlossen. Ich meine, wir alle sollten nunmehr den Begriff 'feministisch' verwenden, denn er umfaßt den ganzen Rest. Auf diese Weise haben wir die feministische Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung.« Vgl. ebenso Janet M. Todd, *Feminist Literary History*, London: Polity Press. Janet Todd fragt sich, ob der Aufstieg der Schwulenforschung bedeutet, daß »der Feminismus seinen Platz an der Sonne des Liberalismus gehabt hat und ihn nun für ein größeres (männliches) Opfer, nämlich für den Homosexuellen räumen soll«. (118)

Literaturverzeichnis

- Abel, Elizabeth, 1982: Introduction. In: dies. (Hrsg.): *Writing and Sexual Difference*. Chicago
- Banner, Lois, 1988: Margaret Mead, Men's Studies, and Feminist Scholarship. In: *ASA Newsletter* 11. März
- Baron, Dennis, 1986: *Grammar and Gender*. New Haven
- Barrett, Michèle, 1984: *Das unterstellte Geschlecht. Umriss eines materialistischen Feminismus*. West-Berlin

- Batsleer, Janet, u.a., 1985: *Rewriting English: Cultural Politics of Gender and Class*. London
- Brod, Harry, 1987: *Themes and Theses of Men's Studies*. In: ders. (Hrsg.): *The Making of Masculinities: The New Men's Studies*. Boston
- DeJean, Joan, 1987: *Fictions of Sappho*. In: *Critical Inquiry* (Sommer)
- Dellamora, Richard, 1987: *Masculine Desire and the Question of the Subject*. Arbeitspapier für die MLA, Dezember
- Ecker, Gisela, 1985: Introduction. In: dies. (Hrsg.) *Feminist Aesthetics*. Übers. v. Harriet Anderson, London
- Ferguson, Margaret, Maureen Quilligan und Nancy R. Vickers (Hrsg.), 1986: *Rewriting the Renaissance*, Chicago
- Flax, Jane, 1987: *Postmodernism and Gender Relations in Feminist Theory*. In: *Signs*, 12 (Sommer)
- Gilbert, Sandra, 1982: *Costumes of the Mind: Transvestism as Metaphor in Modern Literature*. In: Abel (Hrsg.), 193-220
- dies., 1985a: *Feminist Criticism in the University: An Interview*. In: Gerald Graft und Reginald Gibbons (Hrsg.): *Criticism in the University*. Evanston
- dies., 1985b: *What Do Feminist Critics Want?* In: Elaine Showalter (Hrsg.): *The New Feminist Criticism*. New York
- Gilbert, Sandra, und Susan Gubar, 1988: *The Man on the Dump versus the United Dames of America; or What Does Frank Lentricchia Want?* In: *Critical Inquiry* 14 (Winter), 386-406
- Heath, Stephen, 1987: *Male Feminism*. In: Jardin und Smith (Hrsg.)
- Howard, June, 1988: *Feminist Differings: Recent Surveys of Feminist Literary Theory and Criticism*. In: *Feminist Studies* 14 (Frühjahr)
- Irigaray, Luce, 1984: *Interview mit Elaine Hoffman Baruch und Lucianne Serrano* In: Janet Todd (Hrsg.): *Women Writers Talking*. London
- Jardine, Alice, und Paul Smith, 1987: *Men in Feminism*. London, New York
- Jehlen, Myra, 1981: *Archimedes and the Paradox of Feminist Criticism*. In: *Signs* 6 (Sommer)
- Kaplan, Cora, 1986: *Sea Changes: Culture and Feminism*. London
- Marxist-Feminist Literature Collective, 1978: *Women's Writing: Jane Eyre, Shirley, Villette, Aurora Leigh*. In: *Ideology & Consciousness* 3 (Frühjahr)
- Lauretis, Teresa de, 1987: *Technologies of Gender*. Bloomington
- Lentricchia, Frank, 1987: *Patriarchy Against Itself – The Young Manhood of Wallace Stevens*. In: *Critical Inquiry* 13 (Sommer)
- Lipking, Larry, 1983: *Aristotle's Sister: A Poetics of Abandonment*. In: *Critical Inquiry* 10 (Sept.)
- MacKinnon, Catherine, 1987: *Feminism Unmodified*. Cambridge
- dies., 1989: *Feminismus, Marxismus, Methode und der Staat*. In: Elisabeth List und Herlinde Studer (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt/M., 86-132
- Macleod, Sheila, 1985: *Lawrence's Men and Women*. London
- Morris, Meaghan, 1987: *in any event ...* In: Jardin und Smith (Hrsg.)
- Ortner, Sherry B. und Harriet Whitehead, 1981: *Sexual Meanings: The Cultural Construction of Gender and Sexuality*. Cambridge
- Ostriker, Alicia Suskin, 1986: *Stealing the Language: The Emergence of Women's Poetry in America*. Boston
- Owens, Craig, 1987: *Outlaws: Gay Men in Feminism*. In: Jardin und Smith (Hrsg.)
- Ruthven, K.K., 1984: *Feminist Literary Studies: An Introduction*. Cambridge
- Schor, Naomi, 1987: *Dreaming Dyssymetry: Barthes, Foucault, and Sexual Difference*. In: Jardin und Smith (Hrsg.)
- Schwenger, Peter, 1989: *The Masculine Mode*. In: Elaine Showalter (Hrsg.): *Speaking of Gender*. London
- Scott, Joan Wallach, 1986: *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*. In: *American Historical Review* 91 (Nov.)
- Sedgwick, Eve Kosofsky, 1985: *Between Men: English Literature and Homosocial Desire*. New York

Bei diesem Text handelt es sich um die leicht gekürzte Einleitung zu dem von Elaine Showalter herausgegebenen Sammelband *Speaking of Gender* (London 1989). Der deutsche Titel stammt von der Redaktion. Wir danken der Autorin für die Abdruckgenehmigung.

Ruth Seifert

Männlichkeitskonstruktionen: Das Militär als diskursive Macht

Gender-Forschung

Was die Wissensproduktion über den Zusammenhang von »Männlichkeit« und »Militär« anbetrifft, so sind es zumeist Alltagsdiskurse, die versuchen, diese Beziehung zu plausibilisieren. Die männliche Nähe zum Militärischen bzw. Kriegerischen wird immer wieder mit einer biologisch hergeleiteten größeren Aggressivität bzw. Bellikosität der Männer legitimiert, die in den Bereich einer unabänderlichen Natur verwiesen wird. Eine abgeschwächtere Variante biologischer Betrachtungsweise ist die historische Ableitung: Demnach ergab sich auf Grund biologischer Konstitution eine gewisse Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, die den Männern die Verteidigung des Gemeinwesens, den Frauen aber das Hegen und Pflegen zuwies. Auch hier ist es letztlich die Natur, die quasi zu den Menschen spricht und ihnen eine gewisse gesellschaftliche Organisation nahelegt. Sowohl biologische als auch rollentheoretische Erklärungen unterstellen eine teleologische Entwicklung, die sich umstandslos aus bestimmten gesellschaftlichen Funktionsanfordernissen ableitet. Die biologische oder die kulturelle Evolution werden dabei als Grund für eine bestimmte gesellschaftliche Organisation angegeben. Obwohl Erklärungsversuche dieser Art kaum einen wissenschaftlichen Stellenwert beanspruchen können, besitzen sie immense politische und gesellschaftsregulierende Bedeutung (vgl. Balibar/Wallerstein 1990).

Es bleibt also die Frage: Wenn die Biologie bzw. eine aus ihr hergeleitete Rollenverteilung nicht taugt, wie läßt sich das Geschlechterverhältnis bzw. das Konstrukt »Männlichkeit« theoretisieren? Die Ansprüche, die an eine Theorie der Geschlechter gestellt werden müssen, wurden u.a. auch von Luhmann formuliert. Wie feministische Theoretikerinnen vor ihm war er zu der Erkenntnis gekommen, daß sich die Differenz von Männern und Frauen nicht aus einem anthropologischen Grundtatbestand ergibt. Sie ist vielmehr, so Luhmann, die »Konstruktion einer Realität, die auch auf ganz andere Weise im Ausgang von ganz anderen Unterscheidungen konstruiert werden könnte.« Es wäre nötig zu klären, »in welchem Sinne eine Unterscheidung zwischen Männern und Frauen ... überhaupt eine Theoriebildung steuern kann.« Diese Theoriebildung wiederum hinge davon ab, »wie diese Differenz gefaßt, wie sie in die Form einer Unterscheidung gebracht wird« (Luhmann 1988, 48).

Theorien die – wie in den obigen Beispielen – die Differenz voraussetzen, werden diesen Ansprüchen offensichtlich nicht gerecht. Nötig ist vielmehr ein Ansatz, der die gesellschaftliche Konstruktion der Differenz zu fassen vermag, ohne implizit oder explizit auf die »Biologie« zu rekurrieren, die als Hilfskrücke nichts taugt. Denn sie ist ihrerseits »eine genuin soziale Kategorie mit einem genuin sozialen Sinnzusammenhang« (Bock 1988, 375). Statt dessen muß eine

Theorie der Geschlechterverhältnisse sowohl die gesellschaftliche Geschlechterorganisation als auch – und das ist zentral – die individuelle (männliche oder weibliche) Subjektivität und Identität erklären können. Ein theoretischer Ansatzpunkt hierfür findet sich in poststrukturalistischen bzw. diskurstheoretischen Konzeptualisierungen des Subjektes. Sie gehen davon aus, daß a) Subjektivität eine Konstruktion ist, die gesellschaftlich hergestellt wird, b) in Zusammenhang damit die Identität von Individuen ebenfalls innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Zusammenhänge produziert wird und c) folglich auch Männlichkeit und Weiblichkeit Resultate eines gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses sind. Die wesentliche Prämisse dieses Ansatzes ist, daß Subjektivität und Bewußtsein in der Sprache produziert werden. Der individuellen Identität wird in der Sprache nicht Ausdruck verliehen, sie wird vielmehr in der Sprache konstituiert. Das bedeutet eine Aufgabe essentialistischer Vorstellungen des Subjektes bzw. anthropologischer Konstanten. Denn »den Menschen‘ gibt es nicht, noch nie hat ihn jemand gesehen, und wenn man nach dem Beobachtungssystem fragt, das mit Hilfe dieses Wortes oder dieses Begriffes seine Unterscheidungen organisiert, stößt man dabei auf das Kommunikationssystem Gesellschaft« (Luhmann 1990, 54).

Subjektivität und Identität werden also im gesellschaftlichen Diskurs – und das heißt, innerhalb von Machtbeziehungen – konstituiert. Das Individuum – männlich oder weiblich – ist dabei »ein aktiver, aber kein souveräner Protagonist« (Weedon 1989, 43). Denn während dem Individuum prinzipiell alle Formen von denkbarer Subjektivität zur Verfügung stehen, sieht die konkrete Realität anders aus: Der individuelle Zugang zu bestimmten Formen von Subjektivität – u. a. zu einer männlichen oder weiblichen – wird von den spezifischen historischen und gesellschaftlichen Faktoren bestimmt, die in der jeweiligen Gesellschaft am Werke sind. Oder in Luhmanns Worten: Die Menschen sind »durch Teilnahme an gesellschaftlicher Kommunikation in einem Maße sozialisiert, daß sie nur im Rahmen dafür freigegebener Möglichkeiten wählen können« (Luhmann 1990, 29). Die gesellschaftlichen Beziehungen bestimmen die Subjektivitätsformen, die einem Individuum unter Berücksichtigung von Geschlecht, Rasse, Klassenzugehörigkeit, Alter und kulturellem Hintergrund zur Verfügung stehen. Diese Subjektivitätsformen sind aber auch innerhalb bestimmter Grenzen verhandelbar. Als Beispiel kann die gesellschaftliche Konstruktion männlicher Homosexualität angeführt werden. Für männliche Homosexuelle war es das Resultat eines längerwährenden Kampfes, die Subjektposition »Mann« mit der Subjektposition »homosexuell« zu vereinbaren. »Männlichkeit« wurde mit Beginn des 19. bis in das 20. Jahrhundert hinein derart ausschließlich über Heterosexualität definiert, daß homosexuelle Männer automatisch als »nicht männlich« galten, ungeachtet ihrer biologischen Merkmale. Ein Homosexueller zu sein bedeutete, einem dritten Geschlecht anzugehören, »ein mißglückter Mann, und das hieß, eine Pseudo-Frau zu sein«. Die Vereinbarkeit der Subjektposition »Mann« mit der Position »homosexuell« ist Resultat eines längeren historischen und gesellschaftlichen Kampfes (Weeks 1985, 93f.).

Die Gründe, warum sich bestimmte Ausprägungen von Subjektivität durchsetzen, sind vielfältig. Sie können gesellschaftliche Machtverhältnisse aufrechterhalten oder gesellschaftliche Funktionen erfüllen, sie können aber auch

Resultat gesellschaftlicher Kämpfe sein. Das Subjekt selbst ist demnach ein Kampfplatz, auf dem gesellschaftliche Interessenkonflikte verschiedenster Art ausgetragen werden. Das Subjekt ist, in der Foucaultschen Terminologie, ein Effekt gesellschaftlicher »Diskurse«. Die Gestaltung des Subjektes – also die Herausbildung von Subjektivität bzw. Identität – spielt sich ab im Spannungsfeld gesellschaftlicher Machtverhältnisse und potentieller gesellschaftlicher Veränderungen (vgl. Foucault 1977, Weedon 1988). Subjekte werden also durch Diskurse konstituiert. Aber »das Subjekt« gibt es nicht: Es kommt nur in jeweils männlicher oder weiblicher Form vor. Männlichkeit und Weiblichkeit als kulturelle Konstrukte (d. h. »Gender«) sind also ebenfalls Effekte eines Diskurses und ergeben sich, wie schon dargelegt, nicht aus der sexuellen Differenz.

Gender ist die Konstruktion einer Beziehung, nicht der Entitäten »Weiblichkeit« und »Männlichkeit«. Beide Seiten sind immer nur als Gegenteil der anderen identifizierbar. Die Asymmetrisierung ist in diese Beziehung von vorneherein eingebaut, da, wie Luhmann aufzeigte, jeder Akt der Konstruktion von Differenz eine, wie immer minimale Asymmetrisierung mit sich führen muß (vgl. Luhmann 1988). Im Namen der Gleichheit zu hoffen, daß eine »Höherbewertung« der weiblichen Seite eine Angleichung schaffen und die Geschlechter quasi gleichstellen könnte, erscheint demnach sinnlos. »Männlichkeit« verquickt im Akt der Konstruktion gesellschaftliche Machtpositionen mit einer Reihe kultureller Repräsentationen, die wiederum Teil der subjektiven Identität werden (Roper/Tosh 1991, 14). Die leidvollen Verbindungen zwischen psychischer und gesellschaftlicher Dimension weiblicher Identität sind dokumentiert. Sie existieren auch im Konstrukt Männlichkeit. Dafür ein Beispiel: Es spricht einiges dafür, eine bestimmte Art von Militarismus als hypertrophierte Männlichkeit zu interpretieren; es gibt ebenfalls Hinweise darauf, daß es Männer gibt, die Krieg und Gewalttätigkeit als lustvoll erfahren, während dies von Frauen kaum verbürgt ist. Daneben ist allerdings zu sehen, daß Männer – je nach Privilegierung ihrer Position im Militär – auch Opfer dieser Kriege waren und von Kriegsneurosen und der sogenannten Kriegshysterie heimgesucht wurden – Phänomene, die eigentlich dem Konstrukt »Weiblichkeit« zugeordnet waren (vgl. von Braun 1985, 329f.). Damit soll nicht an eine kulturell übliche »weibliche« Empathie appelliert werden. Was damit illustriert werden soll, ist, daß sich trotz der rigiden Disziplinierungen der Person, die mit den Geschlechteraskriptionen verbunden sind, die kulturellen Repräsentationen von Männlichkeit, die eine bestimmte psychische Ausstattung favorisieren, nicht ungebrochen in jedes Individuum durchfiltern. Denn Männlichkeit ist zwar sicher ebenso wie Weiblichkeit ein psychologisches Phänomen, aber sie ist nicht nur psychologisch. Sie wird sowohl kulturell konstruiert, wie auch individuell gelebt. »Die Psychodynamik von Männlichkeit kann nicht getrennt werden von den gesellschaftlichen Beziehungen, in denen Männlichkeit konstruiert wird und die ihrerseits in Männlichkeit investieren« (Carrigan u. a. 1987, 97). Es gibt also eine gelebte und eine kulturell konstruierte Männlichkeit. So ist beispielsweise die Tatsache, daß »Rationalität« oder »Logik« männlich kodiert sind, bekanntlich keineswegs gleichbedeutend damit, daß individuelle Männer rational oder logisch wären (obwohl viele Männer qua Männlichkeit Anspruch darauf erheben). Auf der Ebene der gelebten

Männlichkeit befindet sich ebenfalls das, was in der Literatur »untergeordnete Männlichkeiten« genannt wird, in erster Linie Homosexuelle und ethnische Minderheiten, die in der Anordnung der Geschlechter in der Regel näher an das Weibliche herangerückt (und damit minderwertiger kodiert) werden. Trotz der Tatsache höchst männlicher Privilegierung und nach Klassen und Schichten sehr unterschiedlicher Nutznießung am Geschlechterkonstrukt (die es vermutlich verbieten, Männer, ebenso wie Frauen, als Kollektiv zu betrachten), haben alle Männer am kulturellen Konstrukt »Männlichkeit« und dem Machtvorteil, der damit gegenüber Frauen verbunden ist, teil.

Um die Geschlechterdifferenz gesellschaftlich konstruieren zu können, sind Produktionsorte und das, was DeLauretis »Gender-Technologien« genannt hat, vonnöten. Sie versteht darunter in Anlehnung an Foucault »eine komplexe politische Technologie«, die angewandt werden muß, weil Gender eben »keine Eigenschaft von Körpern ist oder etwas, was in Menschen originär vorhanden wäre, sondern ein Zusammenspiel von Effekten, die in Körpern, Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Beziehungen produziert werden« (DeLauretis 1987, 3). Instrumente, mit denen untersucht werden kann, mit Hilfe welcher Technologien Gender in die Körper hineinkonstruiert wird, finden sich auf den verschiedensten Ebenen. Dazu gehören die Psychoanalyse für eine Analyse des Familienbereiches, sozialisationstheoretische Ansätze hinsichtlich der Geschlechtersozialisation in Schule und Familie, aber auch Analysen der westlichen Kunst und der Medien mit ihrer Darstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit, die als Identifikationsangebote dienen. Auf Grund der historischen und geographischen Vielfältigkeit dieser Bedeutungszuschreibungen liegt es nahe, von Männlichkeiten und Weiblichkeiten im Plural zu sprechen.

Ein Ort, an dem die Konstruktion von Männlichkeiten beobachtet werden kann, ist das Militär. Es ist eine männliche Institution, schon allein im quantitativen Sinn. Darüber hinaus sind die Werte und Verhaltensnormen im Militär männliche. Das wiederum heißt, daß sie in Beziehung stehen müssen zu den Männlichkeitsvorstellungen der Gesamtgesellschaft. Um einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen: Wenn das Militär als ein Ort der Konstruktion von Gender betrachtet wird, so heißt das nicht, daß es *nur* dieses ist. Gender darf nicht – wie dies beispielsweise der Marxismus mit dem Klassenbegriff erfolglos versuchte – als Universalkategorie angesehen werden, aus der alles in letzter Instanz herleitbar wäre. Zu einer Gesamterklärung von Militär gehören zweifellos viele Aspekte – soziologische, sozialhistorische oder ökonomische. Ein wesentlicher Aspekt scheint aber in der Tat die Verortung des Militärs im System der Geschlechterverhältnisse zu sein. D.h., eine Funktion des Militärs ist es, die soziale Kategorie Gender zu differenzieren und zur Definition dessen beizutragen, was »Männer« im Gegensatz zu »Frauen« sind bzw. zu sein haben. Die Art und Weise, wie Männlichkeiten im militärischen Kontext konstruiert werden, soll anhand von vier Thesen zur Diskussion gestellt werden.

Vier Thesen zu Männlichkeit und Militär

1. Im Militär werden kulturell »männliche« Eigenschaften produziert, die im militärischen Sinne nicht notwendigerweise funktional sind.

Eigenschaften, die im Militär nach wie vor eine große Rolle spielen, sind Tapferkeit, Zähigkeit und körperliche Ausdauer, eine gewisse Aggressivität und eine bestimmte Ausprägung von Rationalität. Sport nimmt in modernen Armeen nach wie vor einen hohen Stellenwert ein, obwohl Sinn und Zweck eines hohen Trainingsgrades für die meisten militärischen Funktionen nicht mehr evident sind. Als vorrangiges Ziel des Militärsportes wird dementsprechend nicht seine Bedeutung hinsichtlich der Kampffähigkeit genannt, sondern seine Auswirkungen »auf das Eigenmachtgefühl und das Selbstwertgefühl des Soldaten« (Royl 1992, III). Militärsport soll also dazu beitragen, eine bestimmte Ausprägung von Subjektivität herzustellen. In vielen Einheiten gehören exzessives Trinken und eine mit sexuellen Metaphern durchsetzte Sprache ebenfalls zum Alltag. Das Militär neigt dazu, Gepflogenheiten, deren Funktionalität nicht unmittelbar erkennbar ist, unter den Begriff »Tradition« einzuordnen. Die Frage ist allerdings, ob der Sinn mancher »Traditionen« nicht auf anderen Analyseebenen zu suchen ist. Tapferkeit, Zähigkeit, Körperkraft und »Eigenmachtgefühl« gehören zur Konstruktion von Männlichkeit. Der Wert mancher dieser Merkmale im militärischen Kontext wird seit geraumer Zeit von einigen Autoren in Frage gestellt. Auch empirische Untersuchungen, die von Militärseite durchgeführt wurden, weisen immer wieder auf die Unmöglichkeit hin, »militärische Effektivität« durch das Benennen bestimmter Eigenschaften dingfest zu machen. Die Korrelationen bestimmter Merkmale wie Körperkraft oder Disziplinertheit mit der Einsatzeffektivität sind vielmehr höchst uneindeutig (Janowitz 1960, 296ff.). McNeill weist darauf hin, daß der Ausdruck einer gewissen Gewalttätigkeit, Standhaftigkeit und der Kult persönlicher Tapferkeit zwar nach wie vor zum Erscheinungsbild des Soldaten gehörten, daß dies aber nicht notwendigerweise Eigenschaften seien, die eine moderne, bürokratische und technologisierte Armee benötige (McNeill 1984, 155). Er vertritt ebenfalls die Meinung, daß die tradierte militärische Disziplin für einen modernen militärischen Konflikt mit seiner Vorliebe für »chirurgische Eingriffe« völlig unbrauchbar sei (ebd., 338). Kutz beobachtete, daß in der Heerestradiation der Bundeswehr nach wie vor eine Kämpferideologie gepflegt wird, die »für militärische und militärpolitisch-strategische Planung im Frieden und im Kriege unter den Bedingungen von heute und morgen kaum noch eine realitätsgerechte Orientierung« ist (Kutz 1990, 129). Schließlich beschreibt Moskos (1970), daß viele Soldaten die Gelegenheit suchen, Männlichkeit in übermäßigem Trinken, Fluchen und (hetero-)sexuellen Abenteuern auszudrücken. Obwohl dieses Verhalten tendenziell militärische Effizienz eher gefährdet (man denke nur an AIDS o.ä.), wird es nicht nur geduldet, sondern, wie Cynthia Enloe für die amerikanische Armee beschreibt, sogar noch gefördert: Prostitution wird in vielen Fällen von der Armee selbst im Umkreis von Standorten organisiert (Enloe 1989, 65ff.) Zur Funktionalität trägt dies denkbarerweise insofern bei, als damit eine Gemeinschaft über die Identifikation mit einer bestimmten Art von Männlichkeit konstruiert bzw. ein Bewußtsein

hegemonialer, heterosexueller Männlichkeit genährt wird. Dies mag wiederum militärisch nutzbar sein; aus militärischen Anforderungen allein allerdings ist es nicht ableitbar, sondern konterkariert diese geradezu.

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch ein im militärischen Kontext zentraler Begriff, nämlich der des »Führertums«. Daß »Führertum« im Militär eine dezidiert männliche Kodierung erfährt, machte Boulègue anhand von Beobachtungen in der französischen Armee deutlich. Er stellte fest, daß es in der französischen Armee Frauen in militärischen Führungspositionen gibt, die Erfolge verbuchen, die denen der Männer überlegen sind. Völlig untypischerweise würden sich militärische Zeitschriften und Zeitungen darüber aber ausschweigen. Des weiteren beobachtete Boulègue Besonderheiten im weiblichen Führungsverhalten. In Fällen, in denen sich Frauen in militärischen Führungspositionen eines »männlichen« Verhaltens befleißigten, wurde dies von den Untergebenen als negativ wahrgenommen. Das heißt: Frauen in militärischen Führungspositionen kommen dann bei den Untergebenen an, wenn sie »weibliche«, und das heißt, weichere und weniger autoritäre Führungsstile an den Tag legen. Und des weiteren: Wenn Frauen sich im männlichen Sinne dominant verhalten »mit einem Verhalten, das sich an das der repressivsten Männer anlehnt, dann wird das von den Untergebenen als weibliche Entwertung ihrer Männlichkeit betrachtet« (Boulègue 1991, 356). Die Tatsache, daß auch die militärischen Publikationen den »weiblichen Führer« ignorieren, interpretiert Boulègue als »eine nervöse Unruhe« über das weibliche Element, die sich in der militärischen Hierarchie ausbreite. Dies führt er darauf zurück, daß das Auftauchen des weiblichen Führers tendenziell ein Wertesystem untergräbt, das ganz auf männliche Autorität aufgebaut ist (vgl. ebd., 358). Das wiederum heißt: Die militärische Führerin kann zwar im rein militärischen Sinn effizient sein; aber sie sprengt den Nexus »Männlichkeit–Autorität–Führungsanspruch« und kann aus diesem Grunde nicht ohne männlichen Machtverlust wahrgenommen werden. Diesem Dilemma versucht man durch die Verweigerung von Öffentlichkeit und damit durch ein symbolisches Verschwinden der »Führerin« zu begegnen.

Ein ähnliches Problem zeigt sich in der derzeit in den angelsächsischen Armeen heiß umkämpften Frage, ob Frauen in Kampfseinheiten, den »combat units«, zugelassen werden sollen. Das lange von offizieller Seite angebotene Argument, das Verbot der Teilhabe an »combat units« diene dem Schutz der Frauen vor dem härtesten Teilstück militärischen Vorgehens, dem unmittelbaren Kampf »Mann gegen Mann«, kann schwerlich aufrechterhalten werden. Zum einen ist diese Art von Kampf in modernen und technologisierten Kriegen wenn überhaupt, dann nur für eine Minderheit vorgesehen. Zum anderen zeigen reale Kriegsszenarien, daß es keineswegs von vorrangiger Bedeutung ist, Frauen zu verschonen: Weibliche Zivilisten waren schon von jeher Kriegsbrutalitäten und Gemetzeln ausgesetzt. Ihr Schutz ist mitnichten höchstes kulturelles Ziel (vgl. Nordstrom 1991). Bestenfalls geht es für Männer darum, »ihre« Frauen zu schützen. Schließlich wird immer wieder darauf hingewiesen, daß in der realen Konfrontation die saubere Trennung zwischen »Front« und »Etappe« (in der Frauen bedenkenlos eingesetzt wurden und werden) eine Fiktion ist. Diese Erfahrung mußten auch Wehrmachtshelferinnen im Zweiten Weltkrieg machen, die gegen

Ende des Krieges beim Zusammenbrechen der Fronten notgedrungen kombattante Funktionen wahrnehmen mußten. Dafür, daß sie nicht im völkerrechtlichen Sinne als Kombattantinnen, sondern als Helferinnen in der Etappe kategorisiert wurden, obwohl sie tatsächlich kombattante Funktionen ausfüllten, bezahlten die meisten mit ihrem Leben und brutalen Mißhandlungen (vgl. Seidler 1978, 163ff.). Ob man sich in der Etappe oder an der Front befindet, ist im aktuellen Geschehen nicht lenkbar. Trotz eben dieser Erfahrungen hält auch die weitgehend integrierte israelische Armee an einem Combat-Verbot für Frauen fest. Aus diesen Phänomenen ist folgende Schlußfolgerung zu ziehen: Trotz der Erfahrung, daß die »Combat-Situation« schlechterdings nicht im voraus bestimmbar und lenkbar ist, definieren Armeen, die Frauen in ihren Reihen haben, deren militärischen Status auch wider besseres Wissen als nicht-kombattant (vgl. Goldman 1984, 225).¹ Auf diese Weise versucht die männliche Militärelite ein ideologisches Ordnungsproblem auf der Ebene des Gender-Systems zu lösen. Durch variierende Definitionen dessen, was »combat« ist, wird auf der Ebene symbolischer Repräsentationen »der Kämpfer« jeweils als ausschließlich männliche Figur konstruiert.²

2. *Es existiert eine Verbindung zwischen ziviler Männlichkeit und staatlichem Militär.*

Wenn das Militär Produktionsort von »Männlichkeiten« ist, mit anderen Worten: ein Ort, an dem kulturelle Repräsentationen von Männlichkeit angeboten werden, dann muß es eine Beziehung geben zur zivilen Männlichkeit. Diese Beziehung ist historisch variabel, d. h. es kann sowohl ein lineares Verhältnis zwischen militärischer und ziviler Männlichkeit als auch ein Spannungsverhältnis geben. Vor 1945 scheint es in Deutschland eine relativ konfliktfreie Kontinuität gegeben zu haben zwischen dem militärischen Männlichkeitsideal und dem Männlichkeitsideal der Gesamtgesellschaft. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen brachten allerdings Bewegung in die Geschlechterverhältnisse. Die Kriegserfahrungen erforderten vor allem eine Umdefinition von Weiblichkeit. Aber Gender ist relational. So konnten die Bewegungen, die in den letzten 40 Jahren an einem Ende des binären Oppositionspaares »männlich-weiblich« stattgefunden haben, das andere Ende nicht unbeeinflusst lassen, auch wenn der männliche Widerstand gegen eine Definitionsänderung der privilegierten Seite nach wie vor zäh ist. Die Relationen haben sich in einigen gesellschaftlichen Kontexten dennoch etwas verschoben. Das dürfte auch ein Grund dafür sein, daß viele im militärischen Kontext erzeugte Attribute von Männlichkeit, z. B. »Tapferkeit«, »Manneszucht« oder in moderner Terminologie »Disziplin«, heutzutage gesamtgesellschaftlich oftmals als lächerlich und anachronistisch wahrgenommen werden. Daß es allerdings ein Interesse daran gibt, die Verknüpfung von militärischen Werten mit bestimmten Vorstellungen von Männlichkeit aufrechtzuerhalten, zeigte sich anlässlich des Golf-Krieges bzw. der sehr emotional geführten Diskussionen über die Bundeswehr. Worum es dabei immer wieder ging, war die Tapferkeit der Soldaten, die Frage, ob die Bundeswehr »tapfer verteidigen« würde oder, wie eine Illustrierte fragte, eine »wimmernde Wehr« sei. Was die Gemüter dabei erregte, war das öffentliche Bekenntnis von Angst und die öffentlichen Überlegungen, ob man »Tapferkeit« für sich überhaupt in Anspruch nehmen wolle. Die öffentliche

Debatte beeindruckte durch eine gewisse Irrationalität. Denn ob ein Soldat, der Angst und Bedenken artikuliert, notwendigerweise ein schlechter Soldat sein muß, steht anheim. Auch das Recht auf Kriegsdienstverweigerung wurde in diesem Zusammenhang nicht zur Disposition gestellt. Schließlich war auch die Verteidigungsbereitschaft der Bundeswehr nie gefährdet. Mit Hilfe des vorgestellten Ansatzes läßt sich aber Licht in dieses affektive Dunkel bringen. Denn »Feigheit« und »Tapferkeit« sind »zweigeschlechtlich«, d. h. bedeuten Verschiedenes, je nachdem, ob man sie auf Männer oder Frauen anwendet (vgl. Seifert 1991, 870; Haug 1990). Streitbarkeit, Tapferkeit und Kämpfertum gehören zur gesellschaftlichen Konstruktion von Männlichkeit, nicht aber von Weiblichkeit. Einer Frau, die sich dazu bekennt, tragen sie schnell den Ruf ein, ein »Flintenweib« zu sein. Tapferkeit wird von einem Mann, nicht aber von einer Frau erwartet. Ängstlichkeit kann bei einer Frau wohlwollend als Zartbesaitetheit interpretiert werden und bei Männern sogenannte »Beschützerinstinkte« hervorrufen, kaum aber bei einem Mann, der bei einem solchen Verhalten Gefahr läuft, als »feige« gebrandmarkt zu werden. Wenn Soldaten sich erlauben, sogenannte »weiche« Charakteristiken an den Tag zu legen, deutet dies auf zweierlei hin: Erstens kann dies als Indiz gelten für die Erosionsprozesse in den Geschlechterverhältnissen, die offenbar die Definition von Männlichkeit soweit eingeholt haben, daß auch Soldaten nicht mehr umstandslos auf tradierte männliche Verhaltensweisen verpflichtet werden können. Der Anspruch auf Tapferkeit kann offenbar auch von einigen Soldaten ohne größere Identitätsverluste über Bord geworfen werden. Die tradierte militärische Gender-Identität mit ihrer Betonung männlicher Eigenschaften scheint von einigen Soldaten nicht mehr automatisch geteilt zu werden. Daß damit eine Einbuße an *militärischer* Effizienz verbunden sein soll, ist nicht begründbar. Denn auch Frauen, die sich derartiger Begrifflichkeiten nicht in dieser Weise bedienen bzw. wie in These 1 aufgezeigt, aus diesen Zuschreibungen systematisch ausgesteuert werden, sind militärisch effizient (daß ihnen Tapferkeit unter bestimmten Umständen von Männern »zugestanden« wird, steht auf einem anderen Blatt).

Zweitens aber drückt sich in den emotionalisierten Reaktionen die Verunsicherung jener aus, die eine Bastion der symbolischen Konstruktion von Männlichkeiten gefährdet wännen. Das erklärt auch die Heftigkeit der Reaktionen, die schon angesichts der kleinen Anzahl derer, die sich zu Wort gemeldet hatten, erstaunen mußte. Was aber auch wenige Soldaten gefährden können, das ist die symbolische Reproduktion männlicher Attribute im Militär. Was sich in dieser Diskussion also auch abgespielt haben dürfte, ist der Kampf um die kollektive Definition einer hegemonialen Männlichkeit. Die Dynamik der Genderordnung hat offensichtlich über die letzten Jahrzehnte verschiedene, zum Teil konfligierende Männlichkeiten geschaffen. Am »männlichen« Thema Krieg entzündete sich ein Konflikt, in dem versucht wurde, eine bestimmte Männlichkeitskonstruktion zuungunsten einer anderen zu forcieren.

3. *Der Krieg wird als männliche Domäne konstruiert durch den symbolischen – nicht notwendigerweise den realen – Ausschluß von Frauen.*

Wie oben bereits angedeutet, ist es in jeder Betrachtung des Geschlechterverhältnisses wichtig, analytisch zu trennen zwischen den kulturellen Konstruktionen

bzw. symbolischen Repräsentationen und deren Niederschlag in den konkreten Individuen. Während symbolische Repräsentationen klar konturiert sind, sind reale Praktiken durchmischt und können den kulturellen Repräsentationen auch widersprechen. Auf der Ebene der kulturellen Vorstellung ist die weibliche Ferne vom Militär und die männliche Schutzfunktion für Frauen und Kinder während des Kriegsgeschehens nach wie vor gängige Alltagstheorie. Dies deckt sich nicht notwendigerweise mit den realen Geschehnissen. Zwar werden kämpfende Frauen in der Geschichtsschreibung kaum erwähnt. Das heißt aber nicht, daß sie nicht da waren. Die Art ihrer Beteiligung variiert allerdings. So gibt es Hinweise darauf, daß bis zu Beginn der frühen Neuzeit der Ausschluß von Frauen aus Krieg und Militär nicht die zentrale Bedeutung hatte wie in späteren Jahrhunderten. Vielmehr scheint es im Mittelalter wichtiger gewesen zu sein, das gemeine Volk von der Kriegerkaste fernzuhalten oder bestenfalls in Hilfsfunktionen zuzulassen. »Die Frauen der feudalen Oberklasse führten in Abwesenheit ihrer Männer Armeen; Königinnen dienten als Oberbefehlshaberinnen.« (Thompson 1991, 63) Das Militär war also ein wichtiger Mechanismus, um Klassenschranken zu etablieren und schloß »niedere Kasten« rigider aus als Frauen der feudalen Oberklasse.

Aber auch zu Zeiten, als der Militärdienst bereits ein zentrales Differenzierungskriterium von Gender war, waren Frauen dann, wenn es zu realen Kampfhandlungen kam, beteiligt. So wird beispielsweise geschätzt, daß am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg etwa 20000 Frauen in militärischen Funktionen als »women of the army« teilgenommen haben (DePauw 1980, 209). Die weibliche Präsenz bei den Schlachten Großbritanniens im 18. Jahrhundert scheint ebenfalls hinlänglich dokumentiert zu sein. Neuere Forschungen ergaben allerdings, daß die Beteiligung von Frauen später aus den meisten Aufzeichnungen gelöscht wurde (Wheelwright 1987, 489). Auch in der jüngsten Vergangenheit wurden Frauen an militärischen Aktivitäten beteiligt. Im Zweiten Weltkrieg nahmen in der UdSSR insgesamt an allen Fronten mehr als eine Million Frauen teil (Seidler 1978, 214). Obwohl der Nationalsozialismus ein System rigider Geschlechtertrennung bzw. -askriptionen forcierte, waren selbst in der deutschen Armee über 450000 Frauen als Wehrmachtangehörige tätig (das weibliche Sanitätspersonal nicht mitgerechnet). Bekannt ist über sie allerdings wenig. Nach Seidler schweigen sich sowohl die Kriegstagebücher wie auch die Darstellungen über den Zweiten Weltkrieg zu den Wehrmachtshelferinnen, die in den Streitkräften vor allem Aufgaben im Fernmeldewesen, in der Verwaltung, im technischen Dienst der Luftwaffe und im Luftschutz wahrnahmen, aus. Das Schweigen über sie macht insofern Sinn, als das Offenlegen der Beteiligung von Frauen am Krieg, aber auch ihres Schicksals im Krieg zweierlei bewirken würde: Einerseits würden auch bei quantitativ weit geringerer Beteiligung Frauen damit im Handlungskontext Krieg »öffentlich« werden und den Mythos der Männlichkeit des Krieges stören; und andererseits würde ihr Schicksal als Kriegsoffer und weibliche Kriegsbeute der Sieger den Legitimationsmythos von der Beschützerfunktion der Männer erodieren. Die Thematisierung weiblicher Beteiligung belegt analog zur zweiten These auch hier die Tendenz, daß das Militär als Ort der Konstruktion von Männlichkeit untauglich würde.

Auch hier soll ein mögliches Mißverständnis ausgeräumt werden. Wenn gesagt wird, das Militär habe im Mittelalter eine wichtigere Stellung für den Klassendiskurs gehabt, so soll damit nicht gesagt sein, Frauen hätten zu gleichen Teilen am Militär partizipiert. Historische Quellen deuten darauf hin, daß es sich bei den militärraffinen Frauen oft um Grenzgängerinnen im Gendersystem handelte, d. h. um Frauen, die bestrebt waren, die hegemonialen Weiblichkeitsdefinitionen abzustreifen (vgl. Wheelwright 1987). Es dürfte außer Zweifel stehen, daß auch in diesen Zeiten Frauen quantitativ in geringerem Ausmaß vertreten waren. Es erscheint allerdings gerechtfertigt zu unterstellen, daß das Militär keinen so großen Stellenwert in der Differenzierung von Gender hatte bzw. als »Gender-Technologie« im Sinn von DeLauretis offenbar von geringerer Bedeutung war.

Die Interpretation der historischen Daten legt nahe, daß im Verlauf der Geschichte ein Umschlagen in der gesellschaftlichen Bedeutung des Militärs stattgefunden hat. Seine symbolische Funktion in der Klassendifferenzierung nahm ab. Statt dessen gewann das Militär zunehmend Bedeutung in der Gender-Differenzierung. Im Laufe dieses Prozesses wurde Militär in zunehmendem Maße nicht als »aristokratische«, sondern als »männliche« Institution perzipiert (vgl. Thompson 1991). Was sich hier enthüllt, ist eine »soziale Topographie von oben und unten« (Albrecht-Heide 1992), die sich früher mit dem Klassendiskurs, heute mit dem Genderdiskurs verknüpft. Danach wird »Frieden« im Gegensatz zu »Krieg« immer mit dem gesellschaftlichen »unten« zusammengebaut: Die Nicht-Kriegführenden sind jeweils minderwertig kodiert.

4. Kriege werden als Auseinandersetzungen zwischen Männern konstruiert. Nach gängiger Meinung sind weibliche Opfer dabei bedauerliche »Nebenprodukte«. Tatsächlich aber sind Frauen ein wesentlicher Bestandteil von Kriegen.

Diese These schließt an die vorhergehende Frage an. Sie lenkt den Blick auf die Mehrheit der Frauen, die nicht wie die oben angesprochenen aktiv an Kampfhandlungen teilgenommen haben. Nach gängiger Anschauung – vor allem von Militärs – werden Zivilisten, und das sind in Kriegszeiten zum größten Teil Frauen, bedauerlicher-, aber manchmal eben unvermeidbarerweise von Kriegshandlungen betroffen. Als die »eigentliche« Kriegshandlung wird die Auseinandersetzung zwischen Soldaten bezeichnet. Dem sollen die Ergebnisse eines Forschungsprojektes entgegengestellt werden, das sich mit der Frage nach der Verortung von Frauen in Kriegen beschäftigte. Untersucht wurden die Bürgerkriegsgebiete von Sri Lanka und Mozambique (Nordstrom 1991). Das Ergebnis hierbei war, daß eine Differenzierung zwischen Frauen, die in diesen Gebieten in militärische Einheiten integriert waren, und von nicht-militärischen Frauen Schwierigkeiten bereitete. Denn die Zivilistinnen waren vom Kriegsgeschehen nicht weniger betroffen. Auch sie kämpften bzw. waren gezwungen, um ihr Leben zu kämpfen, egal, ob sie Soldatinnen waren oder nicht. Aus der Perspektive der Frauen in den betroffenen Gebieten war der Krieg alles andere als eine Männersache. Eine Analyse ihrer Position förderte zutage, daß es nicht Soldaten waren, die im Zentrum dieser Kriege standen, sondern Zivilisten und Zivilistinnen, weil sie die taktischen Ziele des Kampfes waren. Dabei waren Frauen von besonderer

Bedeutung: Auf Grund ihrer gesellschaftlichen Stellung und insbesondere ihrer Position in der Familienstruktur waren sie zentral für die Dekonstruktion von Kultur, die als Ziel der kriegerischen Auseinandersetzung angesehen werden kann. Die Schlußfolgerung aus diesen Erkenntnissen war: Weibliche Opfer sind kein bedauerliches Nebenprodukt des Krieges. Frauen sind vielmehr das Material, mit dem der Krieg gemacht wird. Wer nun glaubt, dies sei möglicherweise ein Spezifikum der kulturellen Situation dieser Länder, möge sich folgende Zahlen vor Augen halten: Es ist bekannt, daß im Ersten Weltkrieg ungleich mehr ZivilistInnen getötet wurden als Soldaten (Gabriel 1990, 14). Für die Sowjetunion wird für den Zweiten Weltkrieg eine Zahl von 9 Millionen getöteter SoldatInnen gegenüber 16 Millionen ZivilistInnen genannt (ebd.). Für den Korea-Krieg wird in offiziellen Verlautbarungen eine Relation von 1 : 5, für den Vietnam-Krieg von 1 : 13 angegeben. Nach UNICEF-Daten aus dem Jahre 1989 sind in den nach dem Zweiten Weltkrieg geführten Kriegen 90 Prozent aller Opfer Zivilisten, mit einem großen Anteil von Frauen und Kindern. In einer im Jahre 1979 vorgenommenen Analyse wurde für künftige Kriege eine Relation von 1 : 100 genannt. Dem entspricht die Beobachtung, daß, obwohl die Kriegführung »immer noch Hunderttausende von Menschen einbezieht, ... das moderne Gefechtsfeld dennoch leer« erscheint (van Doorn 1976, 51).

Zwei gängige Rhetoriken müssen also relativiert werden: Erstens die Einschätzung, bei Kriegen handle es sich in erster Linie um die Konfrontation männlicher Armeen. Vielmehr muß davon ausgegangen werden, daß zumindest im 20. Jahrhundert die Führung eines Krieges prinzipiell und nicht zufällig die gesamte Bevölkerung mit einbezieht – Männer, Frauen und Kinder, die alle angegriffen, getötet oder sonstwie handlungsunfähig gemacht werden müssen (Gabriel 1990, 14). Zweitens muß die Unterstellung überprüft werden, daß sich die meiste Gewalt in Kriegen von Männern gegen Männer richte. Offenbar richtet sie sich, so auch eine Hypothese aus oben zitiertem Forschungsprojekt, in zunehmendem Maße gegen die – im Kriegsfall naturgemäß überwiegend weibliche – Zivilbevölkerung.

Epilog

Das Militär nimmt eine strikte Trennung von männlich und weiblich vor. Militärische Forderungen können diese strikten Trennungen nicht rechtfertigen. Sie erfüllen vielmehr eine Ordnungsfunktion im Gendersystem. Ob das, wie landläufig behauptet, zum Vorteil der weiblichen Seite geschieht, darf bezweifelt werden. Lenkt man den Blick auf konkrete Kriegsszenarien und die Position von Frauen darin – sei es als Zivilistinnen oder als Angehörige einer Armee –, so liegt der Schluß nahe, daß das Merkmal »Frau« entgegen herkömmlicher Meinung alles andere als ein schützendes Merkmal war und ist. Zwar mag es in bestimmten Situationen für Frauen unter Umständen leichter sein als für Männer, sich aus Kampfgebieten und von Kampfhandlungen zurückzuziehen. Gelingt dies aber nicht – und das dürfte in modernen Kriegen der überwiegende Fall sein –, so sind sie in jedem Fall in einer prekäreren Position: Als Zivilistinnen weitgehend hilfloses »Kriegsmaterial«, als Angehörige einer Armee durch

unterprivilegierende Definitionen benachteiligt. Schließlich ist in diesem Zusammenhang auch bezeichnend, daß Frauen in der Regel nicht in sogenannten »Friedensarmeen« zugelassen sind, also dort, wo die Gefahr eines zu erwartenden Einsatzes am geringsten ist. Zugelassen werden sie am ehesten dann, wenn eine Armee mit Einsätzen zu rechnen hat.

Geboten erscheint eine Entkoppelung der Begriffe »Militär« und »Männlichkeit«. Die Brisanz des Militärs als Ort der Konstruktion von Männlichkeit ist unübersehbar. Denn diese Konstruktionen müssen unter Beweis gestellt werden. Sie sind, wie schon ausgeführt, eben nicht selbst-evident. Die Erhärtung der Konstruktion muß zwar nicht notwendigerweise mittels Krieg geschehen. Allerdings ist der Krieg ein denkbares Mittel, wie auch ein Zitat des amerikanischen Generals Chafee deutlich macht: »Ein gelegentlicher Krieg ist gut für eine Nation. Er stärkt die Rasse. (...) Ohne Krieg wird eine Nation weibisch.« (Janowitz 1971, 222)

Diese Entkoppelung kann geschehen durch eine Stärkung jener Männlichkeiten und Weiblichkeiten, die als Gegenmodelle dienen können. Das bedeutet auch eine Stärkung jener Kräfte innerhalb des Militärs, die eher zu einer »Zivillogik« (Vogt) tendieren und ihr männliches Identitätsbild nicht unter Ausschluß weiblich kodierter Eigenschaften definieren. Die potentielle Schwierigkeit dabei liegt darin, daß damit der Zusammenbau von Männlichkeit–Eigenmächtigkeit–Autorität–Gewaltposition–Führungsanspruch auch in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen beeinflusst wird. Denn bislang ist, »wo immer auf der Welt von Autorität die Rede ist, vom Mann die Rede« (Bednarik 1968, 208). Es ist daher nicht zu erwarten, daß derartige Prozesse ohne Gegenwehr und gesellschaftliche Definitionskämpfe ablaufen. Denn von diesen kulturellen Konstruktionen profitieren auch jene Männer, die individuell weder gewalttätig noch autoritär oder militaristisch sind. Denn diese symbolischen Zusammenbauten steuern die Perzeption. Das drückt sich, um nur einige Beispiele zu nennen, in der größeren gesellschaftlichen Autoritätsposition von Männern gegenüber Frauen aus, in der Bevorzugung von Männern in verantwortungsträchtigen Positionen, in der Tatsache, daß männliche Reden als gewichtiger gelten und daß Frauen, um Anerkennung zu erhalten, eine Normübererfüllung leisten müssen, während sich Anerkennung für Männer oftmals bereits qua Männlichkeit einstellt. Auch ist in zahlreichen Studien nachgewiesen, daß die Leistungen von Frauen und Männern nicht gleich wahrgenommen und bewertet werden (vgl. Bilden 1991, 6). D.h. in der Konsequenz: Werden diese Konstruktionen aufgesprengt, so sind davon letztlich allgemein-männliche Privilegienstrukturen und auch männliche Identitätsmuster außerhalb der Organisation berührt (vgl. hierzu auch Albrecht-Heide u.a. 1991).

Ein Problem entsteht, will man daraus Handlungsanweisungen für den weiblichen Teil ziehen. Um die Männlichkeit von Militär und Krieg aufzubrechen, müßte folgerichtig für eine Usurpation militärischer Positionen durch Frauen plädiert werden. Während dies in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen eine unbestrittene Strategie ist, entsteht im Fall des Militärs ein ethisches Problem. Es stellt sich allerdings die Frage, ob und wie sich ein ethischer Standpunkt in diesem Zusammenhang mit einer feministischen Position verknüpfen läßt. Janet

Radcliffe Richards vertritt die Meinung, daß es zwar für jede Frau, eingeschlossenen feministische Frauen, ebenso wie für jeden Mann gute Gründe gibt, sich für den Weltfrieden einzusetzen. Ebenso seien jeder Mann und jede Frau, die den Frieden anstreben, gut damit beraten, feministische Positionen als ein Mittel zur Erlangung des Friedens zu unterstützen; das bedeute aber nicht, daß Frieden als spezifisch weibliches oder feministisches Anliegen betrachtet werden sollte. In ethischer Hinsicht sei damit nichts verloren. Andererseits sei aber eine Menge dadurch zu gewinnen, daß damit die Möglichkeit eröffnet wird, weibliche Ergänzungsideen und die ungleiche Kategorisierung von Männern und Frauen radikal in Frage zu stellen (Richards 1990, 224).

Ob es einen Ausweg aus diesem Konstruktionsdilemma gibt, ob ein Aufbrechen der Männlichkeit des Militärs und der damit verbundenen Irrationalitäten zu qualitativen Veränderungen des Militärs führen kann; ob daraus insgesamt ein anderes Konfliktverhalten und andere Konfliktlösungsversuche resultieren können oder auch andere gesamtgesellschaftliche Bedrohungswahrnehmungen, muß weiteren Überlegungen und Entwicklungen überlassen bleiben.

Anmerkungen

- 1 Neben der israelischen nennt Goldmann noch das Beispiel der englischen Armee: »Während des II. Weltkrieges bestand die britische Regierung darauf, die Funktion von Frauen in Flugabweereinheiten als nicht-kombattant zu definieren, obwohl diese Frauen in gemischten Einheiten Dienst taten und mit Ausnahme des Abfeuerns der Kanonen die gleichen Tätigkeiten ausübten wie Männer.« (Goldmann 1984, 230)
- 2 So weisen Lippert und Rössler darauf hin, daß sich in der Begriffsalternative Kombattant/Nicht-kombattant vier Betrachtungsebenen vermischen. Neben der völkerrechtlichen und der innerstaatlichen Festlegung wird das Begriffspaar auch benutzt, um Funktionszuweisungen zu beschreiben. Die Definitionen verändern sich innerstaatlich und sind auch im internationalen Kontext nicht homogen (Lippert und Rössler 1980, 138).

Literaturverzeichnis

- Albrecht-Heide, Astrid, 1991: »Militär und Patriarchat«. In: Wilfried Karl und Thomas Nielbock (Hrsg.), Die Zukunft des Militärs in Industriegesellschaften. Baden-Baden
- dies. und Ute-Maria Bujewski-Crawford, 1991: Frau – Krieg – Militär. Tübingen
- Balibar, Etienne, und Immanuel Wallerstein, 1990: Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten. Berlin.
- Bednarik, Karl, 1968: Die Krise des Mannes. Wien.
- Bilden, Helga, 1991: Geschlechtsspezifische Sozialisation oder Entwicklung in der Dynamik der Geschlechterverhältnisse. Unveröff. Manuskript. München.
- Bock, Gisela, 1988: »Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte«. In: Geschichte und Gesellschaft 14
- Boulègue, Jean, 1991: »'Feminization' and the French Military. An Anthropological Approach«. In: Armed Forces and Society 17/3
- Braun, Christina von, 1985: NichtIch IchNicht. Logik, Lüge, Libido. Frankfurt/M.
- Carrigan, Tim, Bob Connell und John Lee, 1987: »Toward a New Sociology of Masculinity«. In: Brod, Harry (Hrsg.), The Making of Masculinities. The New Men's Studies. London
- DeLauretis, Teresa, 1987: Technologies of Gender. Essays in Theory, Film and Fiction. Bloomington
- DePauw, Linda G., 1980: »Women in Combat: The Revolutionary Experience«. In: Armed Forces and Society 7
- Enloe, Cynthia, 1989: Bananas, Beaches and Bases. Making Feminist Sense of International Politics. London

- Foucault, Michel, 1977: *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M. Gabriel, Richard, 1990: *The Culture of War. Invention and Early Development*. New York
- Goldman, Nancy L., und Karl. L. Wiegand, 1984: »The Israeli Woman in Combat«. In: Martin, Michel und McCrate, Ellen (Hrsg.), *The Military, Militarism, and the Polity. Essays in Honor of Morris Janowitz*. New York
- Haug, Frigga (Hrsg.), 1983: *Sexualisierung der Körper*. West-Berlin
- dies., 1990: »Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch«. In: dies.: *Erinnerungsarbeit*. Hamburg
- dies., 1991: »Eintritt der Frauen in den Krieg«. In: *Das Argument* 187
- Janowitz, Morris, 1971: *The Professional Soldier. A Social and Political Portrait*. New York
- dies., 1960: »The Ineffective Soldier: A Review Article«. In: *Administrative Science Quarterly*, Vol. 5, no. 2/Sept.
- Kutz, Martin, 1990: *Realitätsflucht und Aggression im deutschen Militär*. Baden-Baden
- Lippert, Ekkehard, und Tjarck Rössler, 1980: *Mädchen unter Waffen*. Baden-Baden
- Luhmann, Niklas, 1988: »Männer, Frauen und George Spencer Brown«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17/1
- dies., 1990: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen
- McNeill, William, 1984: *Krieg und Macht. Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute*. München
- Nordstrom, Carolyn, 1991: »Women and War: Observations from the Field«. In: *Minerva. Quarterly Report on Women and the Military* IX/1
- Richards, Janet R., 1990: »Why the Pursuit of Peace is no Part of Feminism«. In: Jean Bethke Elshstain/Sheila Tobias (Hrsg.), *Women, Militarism and War. Essays in History, Politics and Social Theory*. Savage, Md.
- Roper, Michael, und John Tosh, 1991: *Manful Assertions. Masculinities in Britain since 1800*. London
- Royl, Wolfgang, 1992: »Militärpädagogische Interventionen in multinationalen Verbänden«. In: Gerd Kaldrack und Paul Klein (Hrsg.), *Die Zukunft der Streitkräfte angesichts weltweiter Abrüstungsbemühungen*. Baden-Baden
- Seidler, Franz W., 1978: *Frauen zu den Waffen?* Koblenz
- Seifert, Ruth, 1991: »Feministische Theorie und Militärsoziologie«. In: *Das Argument* 190
- Thompson, Jana, 1991: »Women and War«. In: *Women's Studies International Forum* 14/1-2
- Van Doorn, J., 1976: »Der Niedergang der Massenarmee«. In: *Beiträge zur Konfliktforschung* 1
- Weedon, Chris, 1989: *Feminist Practice and Poststructuralist Theory*. London
- Weeks, Jeffrey, 1985: *Sexuality and its Discontents. Meanings, Myths and Modern Sexualities*. London
- Wheelwright, Julie, 1987: »'Amazons and Military Maids': An Examination of Female Military Heroines in British Literature and the Changing Construction of Gender«. In: *Women's Studies International Forum* 10/5

Mit freundlicher Genehmigung der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung ist der Text als Vorabdruck dem Tagungsband »Ordnungsvorstellungen zwischen Gewaltproduktion und Friedensstiftung« (Hrsg. Klaus Dieter Wolf, Frühjahr 1993) entnommen.

Kathy E. Ferguson

Politischer Feminismus und Dekonstruktionstheorien

I.

Es gibt in der aktuellen feministischen Theorie eine erhebliche Spannung zwischen dem Vorhaben, Frauen mit eigener Stimme sprechen zu lassen, und dem einer Dekonstruktion des Geschlechts. Der Standpunkt der Frauen wird herausgearbeitet, weil die männliche Weltordnung abgelehnt wird. Das Geschlecht wird dekonstruiert, weil der Dualismus von männlich und weiblich als solcher zurückgewiesen wird.

Die Bemühungen, eine frauenspezifische Sicht zur Sprache zu bringen, beufen sich in der Regel auf so etwas wie eine Quelle, der die Frauen-Erfahrungen entspringen sollen: auf Sexualität und Reproduktion, auf die politische Ökonomie der geschlechtlichen Arbeitsteilung, auf das Mütterliche, ein natürliches Telos oder auch auf göttliche Eingebung. Die Bestimmungskategorie wird zuweilen biologisch oder als etwas Angeborenes gedacht, was eine essentialistische Argumentation nahelegt, für die der Sinn des Lebens von Frauen im Körper oder in der Psyche haust. Dann wieder wird der Essentialismus zugunsten eines historischen Zugangs vermieden, für den »die Frau« oder die »Frauen« durch und gegen das Wirken der politischen, ökonomischen und sozialen Kräfte produziert wird bzw. werden. Egal, ob nun stärker hervorgehoben wird, was Frauen sind, oder ob mehr betont wird, was Frauen tun: die Kategorie »weibliche Erfahrung« verlangt danach, daß wir eine kohärente Vorstellung von den Personen oder Erfahrungen haben, die als grundlegend gelten sollen. Aus der Einsicht heraus, daß die gesuchte Grunderfahrung vielleicht doch nicht von allen Frauen geteilt wird oder sämtliche Männer ausschließt, verbindet sich dies für gewöhnlich mit der Forderung, daß die Unterschiede zwischen den Frauen selbst (und manchmal auch die der Männer) zu respektieren sind. Nichtsdestoweniger tendiert die Logik der Suche nach einer Grunderfahrung dazu, die Differenz zu eliminieren.

Das Dekonstruktionsprojekt gelangt dagegen zur Verteidigung der Differenz, indem es die »Begründung eines hysterozentrischen anstelle eines phallischen Diskurses« (Spivak 1983, 184) ablehnt. Die Dekonstruktion des Geschlechts wird im Namen einer Politik des Unterschieds vorgenommen, ein theoretischer Antifundamentalismus, der das, was sich der kategorialen Bestimmung widersetzt und nicht in die Kategorien des Männlichen und Weiblichen gepreßt werden will, gegen jede »Begründung« aus Grundtatsachen verteidigt. Zwar wendet sich fast die gesamte feministische Theorie in gewisser Hinsicht gegen binäre Oppositionen, aber die Dekonstruktivistinnen sind darin am radikalsten. Sie rufen zum Widerstand gegen den sexuellen Dualismus überhaupt auf, und sie tun dies im Namen der »Vielheit von sexuell geprägten Stimmen« oder von Beziehungen, die »nicht etwa a-sexuell wären, aber dafür auf andere Weise sexuell: jenseits des binären Unterschieds, der bestimmt, was sich für alle Codes gehört und was nicht« (Derrida, zit.n. Moi 1985, 76). Und doch zehrt das Dekonstruktionsprojekt selbst von den Setzungen, denen es die Grundlage entziehen will, auch

von denen der sexuellen Differenz, und dies sowohl in der patriarchalen wie in der feministischen Ordnung. Die zwei Projekte lassen sich deshalb gar nicht säuberlich voneinander trennen. Sie bilden eher ein durchgängiges Kontrastprogramm in der feministischen Theorieanlage. Manchmal stoßen sie in der Diskussion aufeinander, weit häufiger finden sie sich aber im selben Gedankengang, um einander untergründig zu begegnen oder auszuweichen. Ihre jeweiligen Vertreterinnen sprechen von ihnen meist so, als handle es sich um völlig separate und gegensätzliche Vorhaben, doch in der Gesamtanlage feministischer Theorie erscheinen sie weit häufiger als gegensätzlich aufeinander bezogene Themen. Ist ihre Beziehung auch nicht harmonisch, so ist das Gespräch zwischen ihnen doch möglich. Es sind kontrastierende Stimmen, die verschiedene, wenngleich aufeinander bezogene Wissens- und Politikmöglichkeit schaffen.

Dieser Aufsatz soll die politischen und epistemologischen Möglichkeiten erkunden, die diese beiden kontrastierenden Theoriepraxen verfügbar machen, und er soll zugleich die Art ihrer Beziehung klären. Die vielfältigen Bemühungen, mit weiblicher Stimme die Dinge zu benennen und entsprechend zu handeln, lassen sich als verschiedene Versionen des *hermeneutischen Projekts* in der politischen Theorie betrachten. Das eigentliche Ziel der Theorie besteht in diesem Projekt darin, die Erscheinungen zu interpretieren, um eine ihnen zugrundeliegende Bedeutung aufzudecken: eine durch die Macht derer, die die Erscheinungen in erster Instanz zu konstruieren vermögen, verzerrte, aber nicht restlos zerstörte Wirklichkeit. Die meisten der von Freud oder Marx geprägten Theorien haben ungeachtet ihrer sonstigen Kontroversen in bestimmter Hinsicht teil an diesem hermeneutischen Projekt. Entsprechend erweisen sich die Versuche einer Dekonstruktion des sozialen Geschlechts als unterschiedliche Ausdrucksformen des *genealogischen Projekts* in der politischen Theorie. Hier geht es darum, die Bedeutungsansprüche zu dekonstruieren, um die von ihnen gestützte Durchsetzungsweise von Macht sichtbar zu machen und einen Raum für Gegen-Bedeutungen zu öffnen. »Die Theorie totalisiert nicht, sie vervielfältigt sich«, sagt Gilles Deleuze über die Genealogie (Deleuze/Foucault 1974, 131). Indem sie eine Haltung der Subversion gegenüber festgelegten Bedeutungsansprüchen bezieht, hat Genealogie mehr von einer Tätigkeit als von einer Theorie im interpretativen Sinne. Ihre Betonung subversiver Positionen liegt im beständigen Clinch mit der Autorität und zieht die Theorie auf die Seite der Machtlosen und Randständigen. Nietzsche und die meisten der als »poststrukturalistisch« oder »postmodern« firmierenden Theoretiker haben auf je verschiedene Weise teil am genealogischen Projekt.

Zur Bildung dieser Kategorien sind drei Vorbemerkungen nötig. Erstens habe ich damit wichtige Unterschiede außer acht gelassen. VertreterInnen hermeneutischer Forschung könnten daran Anstoß nehmen, daß historische Erklärungen des Auftauchens von Bedeutungen mit religiösen Essentialismen oder idealistische mit materialistischen Analysen zusammengeworfen werden. Genealogie-SpezialistInnen stoßen sich vielleicht daran, daß textuelle Praktiken der literarischen Dekonstruktion mit dem historischen Projekt einer Entnaturalisierung von Machtansprüchen vermengt werden. Ich selbst will nicht etwa behaupten, daß beispielsweise Marx und Jung dasselbe sind, oder daß Foucault das gleiche ist

wie Derrida. Sie sollen nur nach ihrer generellen Teilhabe an zwei grundlegenden und dabei gegensätzlichen Aktivitäten gruppiert werden: dem Aufdecken der Wahrheit in einem geordneten Universum einerseits und der Herstellung von Bedeutung in einem ungeordneten Universum andererseits. Der Vorteil dieser Kategorien liegt darin, daß sich mit ihrer Hilfe Fragen aufwerfen lassen, die in den üblichen Gegensätzen der feministischen Theorie – wie etwa der Konfrontation von marxistischem und kulturellem Feminismus oder von linker und liberaler Frauenbewegung – nicht so einfach zu stellen sind. Die Befangenheit *in der* Interpretation oder *in der* Genealogie kann so stark sein, daß nur solche Kämpfe wahrgenommen werden, die in jeder dieser Praktiken jeweils relevant sind, und daß außer acht bleibt, wie konkurrierende Interpretationen oder rivalisierende Dekonstruktionen auf der metatheoretischen Ebene zusammenwirken. Wenn Auffassungen zu der Frage, welcher Art die bestehende Ordnung ist, auf Argumente treffen, die das Bestehen einer Ordnung überhaupt in Frage stellen, dann treten die Unterschiede, die innerhalb der zwei Betrachtungsweisen existieren, so weit zurück, daß die zwischen diesen Betrachtungsweisen selbst bestehenden Differenzen zum Vorschein kommen.

Zweitens verfolge ich eher konkurrierende Argumentationsstrategien als feste Positionen oder etablierte Denkschulen. Dadurch, daß ich Interpretation und Genealogie als Strategien, Praktiken und Impulse anspreche, will ich sowohl das Moment der Tätigkeit wie auch das Flüssige darin zum Ausdruck bringen. Als zwei Arten, die Welt zu verstehen, sind beide selektive und aktive Einlassungen in diese Welt, und als Theorien sind sie Praxen. Wer den genealogischen Impuls in den Mauern einer Schule einschließt, tut ihm damit keinen Gefallen. Eine Sache namens »Poststrukturalismus« zu kreieren, um dafür oder dagegen zu sein, heißt die darin ausgedrückte Rebellion gegen jedwede Kategorisierung auf fatale Weise zu domestizieren. Ähnlich bezieht Hermeneutik sich in meinem Verständnis nicht auf eine bestimmte Auffassung oder Schule; gemeint ist eine Einstellung zum Erkennen und Handeln, die auf einer festen Unterscheidung von Wesen und Erscheinung beruht. Der Gegensatz zwischen Interpretation und Genealogie ist auch keine Reformulierung des alten Streits von Idealismus und Materialismus. Um die irreführenden Erscheinungen zu kritisieren, die eine zugrundeliegende Realität verhüllen, können Interpretationen sich sowohl auf Ideen wie auf gesellschaftliche Strukturen (oder auch auf beide) richten. Die Frage, um die es hier u.a. geht, ist nicht die, ob der Sprache oder den Institutionen die größere Realität zukommt; die Frage ist, wie mit »Realitäts«-Ansprüchen überhaupt umzugehen ist.

Drittens hat es den Anschein, als sei die Geschichte von Interpretation und Genealogie selbst nur eine neue Version jenes alten Anti-Feministen, den der binäre Gegensatz darstellt. Doch weder sind alle Unterscheidungen dualistisch noch müssen Dualismen immer und notwendigerweise antifeministisch sein. Wir können markante Unterscheidungen machen oder ausfindig machen, die einander keineswegs komplett negieren müssen, und wir können zwei Vorstellungen miteinander konfrontieren, ohne den Anspruch zu erheben, das Feld möglicher Bedeutung sei damit vollständig ausgeschöpft. Über Interpretation und Genealogie kommen zwei einflußreiche Macht/Wahrheits-Praktiken in der

gegenwärtigen feministischen Theorie in den Blick; doch sind diese Praktiken eher komplementäre Figuren auf einem komplexen Feld, als daß sie binäre Gegensatzpaare wären, die einander ausschließen. Soweit sie tatsächlich in binärer Opposition stehen (wenn z.B. nicht ihre Interdependenz betont, sondern herausgestellt wird, inwiefern sie einander disqualifizieren), werden sie dadurch für den Feminismus noch lange nicht zu Gegnern. Manch ein Entweder/Oder wird auch das Patriarchat überdauern. Der Dualismus erweist sich einerseits als fatal, wenn er mit Hierarchie einhergeht, sobald also etwas für ursprünglich erklärt wird und das andere für untergeordnet. Auf der anderen Seite sind aber die Gegensätze zwischen gleichrangigen Alteritäten ein fruchtbares Feld für die Bildung von Feminismen, die zugunsten des Partiellen und Ironischen auf Transzendenz und Harmonie verzichten können.

II.

Die Interpretation bedient sich für gewöhnlich einer Ontologie der Aufdeckung. Ihr liegt die Annahme zugrunde, in der Welt gebe es eine eigene Ordnung, die der menschlichen Erkenntnis mindestens annähernd zugänglich ist. Die Wahrheit ist etwas, was durch eine Hermeneutik des Mißtrauens zum Vorschein kommt, des Mißtrauens gegenüber den vielfältigen Verkleidungen, von denen die Realität verhüllt oder entstellt sein kann. Das befreiende Potential liegt für die Interpretation darin, daß sie sich im Einklang mit der aufgedeckten Wahrheit glaubt: »Erkenne die Wahrheit, und sie wird dich frei machen.« Im Vertrauen darauf, daß die Erkenntnis das Sein mindestens bis zu einem gewissen Grade erfassen kann, sucht der Interpret jenseits der Erscheinungen nach einem sicheren Ort, an dem die Macht, mit der etwa die Bourgeoisie den Verstand der Arbeiterklasse vernebelt oder das Patriarchat den Verstand der Frauen beherrscht, transzendiert wird.

Die Genealogie neigt dazu, sich einer Gegen-Ontologie zu bedienen, die die Annahme verwirft, es gebe »jenseits davon« irgendeine zu entdeckende Ordnung. Die Welt ist für Genealoginnen ein Ort der Dissonanz, wo alles fließt; sie wendet ihnen, wie Foucault bemerkt hat, kein zu entzifferndes Antlitz zu und zeigt sich indifferent gegenüber unserem Bedürfnis nach der verlässlichen Wahrheit. Die Genealogie mißtraut jener Hermeneutik des Mißtrauens, die unter dem Schleier der Macht schon wieder den nächsten Schleier vermutet. Wir stellen unsere Wahrheitsansprüche auf, heißt es bei Nietzsche; dann vergessen wir, daß wir sie aufgestellt haben, und dann vergessen wir, daß wir es vergessen haben. Weil das Sein für sie stets das Wissen übersteigt, findet die Genealogin die Suche der Interpretin nach einer Übereinstimmung mit höheren Wesenheiten gefährlich; sie öffnet sich statt dessen den Dissonanzen und Diskontinuitäten. Zielt Interpretation auf die Konstruktion des großen Bildes, das die Welt vollständig darzustellen sucht, so geht Genealogie »auf das Besondere, das aus jeder Praxis folgt, und vielleicht auch auf die Tätigkeit, durch die neue Praxen auftauchen können« (Bouchard 1977, 9).

Die meisten Untersuchungen des marxistischen Feminismus berufen sich auf eine Ontologie des Aufdeckens und auf eine Epistemologie der Übereinstimmung. Nancy Hartssock bemüht sich beispielsweise um einen feministischen

Standpunkt, der auf den Ergebnissen der Marxschen Kapitalismusanalyse aufbaut und deren Beschränkungen überwindet. Erkenntnis nähert sich für sie entweder ihrem totalisierenden Ziel, oder sie weicht davon ab. Die Erkenntnis, die der feministische historische Materialismus hervorbringt, macht eine »noch tiefere Ebene« der »Wirklichkeit« sichtbar: »die wirkliche materielle Grundlage der menschlichen Existenz« (Hartsock 1983, 9f.). Wie der proletarische Standpunkt, was Vollständigkeit und Exaktheit angeht, ein Fortschritt gegenüber dem des Marktes gewesen ist, so nähert sich der feministische Standpunkt noch weiter dem Ideal eines restlos vollzogenen historischen Befreiungsprozesses.

Dagegen steht ein Großteil der feministischen Theorie aus Frankreich sehr stark unter dem Einfluß des genealogischen Projekts. Luce Irigaray streitet z.B. für einen Bruch mit systematisierenden Untersuchungsstrategien und dafür, »der theoretischen Maschinerie selbst Einhalt zu gebieten« (Irigaray 1979, 80). Indem sie Einheit und Zusammenhang schlechthin als etwas Produziertes betrachtet, als ein Kunstprodukt der Analyse und nicht als deren Entdeckung, verwirft sie die Frage »Was ist die Frau?« als eine zutiefst metaphysische Frage. Statt unter der Oberfläche nach einer zugrundeliegenden Realität zu suchen, nimmt sie die Oberfläche selbst als das zu Entziffernde, betrachtet das Spiel der Körper und Lüste, um einen »ver-rückenden Exzeß« (ebd.) in der ontologischen Untersuchung zu veranstalten.

Die Interpretation ist normalerweise ein subjektzentriertes Unternehmen. Mit ihrer Suche nach Wahrheit rückt sie das Selbstbewußtsein des Individuums oder des Kollektivs (oder das von bestimmten Individuen bzw. Kollektiven) in den Mittelpunkt, erkennt aber zugleich an, daß es für das Selbst stets mehr als das gibt, was das Selbstbewußtsein zugänglich macht. Die Interpretation muß die Fähigkeit der Macht, die Weltanschauung der Machtlosen zu verzerren, immer mit der Fähigkeit der Machtlosen ins Verhältnis setzen, ihre Beschränkungen zu verstehen und zu überwinden. Habermas macht beispielsweise einen Unterschied zwischen der Modernisierung als einer »Kolonisierung der Lebenswelt« und der Moderne oder den »modernen Bewußtseinssrukturen« (1981). In den letzteren sieht er ein mögliches Vernunftpotential, um die ersteren zu kritisieren und zu transzendieren. Die Genealogin stellt dagegen das Subjekt mit der Feststellung in Frage, daß unsere Vorstellung von ihm selbst das Ergebnis der Disziplinarpraxen der Moderne ist. »Wir sind uns unbekannt, wir Erkennenden«, beginnt Nietzsches *Genealogie der Moral*. Subjektivität und Intersubjektivität sind als solche schon Machteffekte und bieten deshalb keinen sicheren Halt, um die Macht zu bekämpfen. Die Genealogie gibt das Subjekt nicht preis, sie untersucht es aber als Diskursfunktion und fragt: »Unter welchen Bedingungen und in welchen Formen kann eine Einheit wie das Subjekt in der Ordnung des Diskurses auftauchen; welche Stellung nimmt es ein; welche Funktionen äußern sich darin; und welchen Regeln folgt es in jedem Diskurstyp?« (Foucault 1991) Die Genealogie faßt das moderne Subjekt als die Summe von Gegebenheiten auf, die es zu sichten gilt, und nicht als den Ursprungsort einer privilegierten Weltansicht.

Die feministische Theorie führt sowohl dazu, Subjektivität in Frage zu stellen, als auch dazu, sie für sich zu vereinnahmen. Viele von denen, die für Gleichheit in den bestehenden Strukturen und Theorien gekämpft haben, forderten dabei für

die Frauen den Zugang zur Welt des Subjekts. Simone de Beauvoir (1951, 2. Buch, Kap. X) hat beispielsweise betont, wie wichtig es ist, mit den Männern die schöpferischen Tätigkeiten in der Sphäre der Transzendenz zu teilen, die das eigentlich Menschliche ausmachen. Andere Feministinnen wie Hartsock (1983, 242f.) und Carol Gilligan (1984, Kap. 2) haben den Begriff des Subjekts neu definiert, Personen-in-Verhältnissen anstelle des autonomen Selbst ins Zentrum gerückt und der Erfüllung von Bedürfnissen moralisch den Vorrang vor der Verteidigung von Rechten eingeräumt. Obwohl diese Position den vorherrschenden Subjektbegriff als durch und durch männlich verwirft, hält sie daran fest, daß es primär um das Selbstbewußtsein der Frauen geht. Wieder andere wie Julia Kristeva (1978) rufen nach der Dezentrierung aller sozialen Identitäten. Das schließt auch den (für andere primären) Dualismus von Männern und Frauen ein, den Kristeva für durch und durch metaphysisch hält. Die semiotischen und symbolischen Prozesse, mit denen sie sich beschäftigt, sind nicht auf die Unterschiede zwischen Körpern oder Subjekten beschränkt; ihre Vorstellung von Widerstand hat deshalb auch nicht die Frauen im Blick, sondern die künstlerische Avantgarde. Kristeva spricht von einem prozessierenden Subjekt und bemüht sich um die schwierige Balance zwischen einer dekonstruktiven Subversion des Subjekts und seiner psychoanalytischen Wiederherstellung (vgl. Moi 1986, 13).

Die Spannung zwischen der Beanspruchung von Subjektivität und ihrer Infragestellung ist politisch brisant, weil sie uns direkt mit den Fragen von Widerstand und Beherrschung konfrontiert. Alice Walker beschreibt ihre Begegnung mit jungen KubanerInnen, die sich national und nicht als Schwarze oder Weiße definierten. »Wir waren es, die sich als 'schwarze' Amerikaner präsentierten (sie präsentierten sich ganz unbefangen und ohne Aufhebens als Kubaner), und ihre Gesichter veränderten sich. Zum ersten Mal schien es, als bemerkten sie die farblichen Differenzen *untereinander – und sie waren für uns überrascht.*« (Walker 1983, 212) Walker und ihre MitstreiterInnen betonten ihr Schwarzsein teils deshalb, weil sie sich politisch für ihre »eigene« kulturelle Identität engagieren, teils aber auch deshalb, weil sie in einer Gesellschaft leben, die sie nie vergessen läßt, welche Hautfarbe sie haben. Welch ein vielschichtiger Vorgang es ist, eine Identität zu beanspruchen, die ihnen zugleich aufgezwungen wird, erhellt schlaglichtartig der Kontrast zu den dunkelhäutigen kubanischen Kindern, die in gewissem Sinne zur selben Rasse gehörten und doch nicht von gleicher Rasse waren. Walker akzeptiert den impliziten Tadel an ihren Annahmen bezüglich der Rassenidentität und hängt doch nach wie vor an der kostbaren Subjektivität und Solidarität, die das Schwarzsein ihr gewährt.

Zur Interpretation gehört im allgemeinen ein expressives Verständnis von Sprache. Ist eine bestimmte Sprache Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung, so kann sie durch sorgfältigen Gebrauch und unter besonderen Umständen, wie Habermas sie für die ideale Sprechsituation postuliert, deren Grenzen auch überschreiten. Die Genealogin sieht die Sprache sehr viel ambivalenter; sie ist ein notwendiges Ensemble von Verfälschungen, das mit Partiellem und Fragmentarischem geschlagen (oder vielleicht auch gesegnet) ist. Das genealogische Projekt bringt die semiotischen Dimensionen der Sprache zum Vorschein, das Gleiten der Bedeutung und das Spiel von Nuancierung und Ambiguität. Mit

Derrida betrachten die meisten Genealoginnen die Sprache als ein beständiges Ausweichen vor dem Endgültigen, als ein endloses Verschieben der Bedeutung. »Das Wechselspiel der An- und Abwesenheit, das Bedeutung produziert, wird als eines der Verschiebung angenommen – Bedeutung ist nie wahrhaftig präsent, sie wird immer nur durch den potentiell endlosen Prozeß der Bezugnahme auf andere, abwesende Signifikanten konstruiert.« (Moi 1985, 106) Es gibt hier keinen Streit mit dem Positivismus, denn beide Positionen verwerfen die konventionelle Korrespondenztheorie der Wahrheit, nach der diese davon abhängt, wie exakt die Übereinstimmung zwischen Name und Sache ist. Sowohl Interpretation wie Genealogie akzeptieren die aktive Rolle der Sprache beim Verdeutlichen und Vervollständigen des Artikulierten, und beide betrachten die Sprache als soziale Praxis, als ein intersubjektives Gewebe gemeinsamen Verstehens, dessen Material sich der vollständigen Artikulation immer partiell entzieht (Connolly 1987, 153). Aber die Interpretin konzentriert sich auf das Befreiungspotential der Sprache, um bestimmte Verstehens-Einheiten zu entdecken oder ihnen zumindest nahezukommen, während die Genealogin die Tendenz des Diskurses betont, selbst das zu konstituieren, was er zu entdecken beansprucht. Foucault umschreibt das genealogische Projekt als »eine zirkuläre Infragestellung der Sprache durch sich selbst« (1974a, 51). Es ist »an das noch taube und tappende Erscheinen eines Denkens gebunden, in dem die Frage nach der Grenze an die Stelle der Suche nach der Totalität tritt und in dem die Geste der Überschreitung die Bewegung der Widersprüche ersetzt« (ebd.).

Irigaray bekräftigt die genealogische Haltung gegenüber Sprache, indem sie sich darauf konzentriert, wie Frauen der sprachlichen Geschlossenheit entkommen. Obwohl es ihr letztlich um die Artikulation des Weiblichen und weniger um die Dekonstruktion des sozialen Geschlechts geht, glaubt sie nicht, daß die Differenz der Frau je vollständig artikulierbar ist. »Widersprüchliche Reden, ein wenig verrückt für die Logik der Vernunft, unhörbar für den, der sie durch immer schon fertige Raster, mit einem schon immer vorgefertigten Code hört. (...) Man muß ihr zuhören von einem anderen Punkt der Lust oder des Schmerzes aus, mit einem anderen Ohr, ihr zuhören wie einem *'anderen' Sinn, der immer dabei ist, sich einzuspinnen, sich mit Worten zu umarmen, aber auch sich davon abzulösen, um sich darin nicht festzulegen, darin nicht zu erstarren.*« (Irigaray 1979, 28; Hervorh.i.O.) Auch Kristeva reflektiert die Grenzen der Sprache, speziell das Paradox, daß die Semiotik eine Heterogenität postulieren muß, die sie aber verleugnet, sobald sie darüber spricht. Wie Nietzsche versucht sie, mit diesem Paradox umzugehen, indem sie sich der Heterogenität ihres eigenen Schreibens bedient, um die poetische Sprache dem sprachlichen Code zu entziehen. Für Hartsock ist Sprache dagegen ein unproblematisches Vehikel zur Bedeutungsübermittlung, und der feministische Standpunkt stellt für sie einen Fortschritt hin zu größerer menschlicher Befreiung dar. Sie hofft, daß »ein feministischer historischer Materialismus uns instandsetzt, die Tendenzgesetze aufzudecken, die die historische veränderliche Struktur des Patriarchats ausmachen« (Hartsock 1983, 255).

Die Interpretation neigt zu Erklärungen, die ihrerseits auf einer Suche nach Ursprüngen beruhen: dem Ursprung von bestimmten Herrschaftsformen wie

Kapitalismus und Patriarchat oder von Erkenntnisgrundlagen wie Geschichte, Natur oder Gott. Die Genealogie dagegen blickt nicht auf Ursprünge, sie geht »auf die Suche nach dem Anfang – nach den unzähligen Anfängen, die jene verdächtige Färbung, jene kaum merkbaren Spuren hinterlassen, welche von einem historischen Auge doch nicht übersehen werden sollten« (Foucault 1974b, 89). Die Suche nach Ursprüngen will in den Umrissen des Früheren ein einheitliches Muster finden, dem alles Spätere seine Entstehung verdankt. Die Suche nach Anfängen konzentriert sich dagegen auf Diskontinuitäten, auf den »Wirrwarr unzähliger Ereignisse« (ebd., 99) in der »Äußerlichkeit des Zufälligen« (ebd., 90). Foucaults Aufsatz über Nietzsches Geschichtsauffassung arbeitet diese Wendung von den Ursprüngen zu den Anfängen klar heraus.

»Warum lehnt der Genealoge Nietzsche zumindest gelegentlich die Suche nach dem *Ursprung* ab? Vor allem weil damit die Suche nach dem genau abgegrenzten Wesen der Sache gemeint ist, die Suche nach ihrer reinsten Möglichkeit, nach ihrer in sich gekehrten Identität, nach ihrer unbeweglichem und allem Äußerem, Zufälligen und Zeitlichen vorhergehenden Form. Die Suche nach einem solchen Ursprung ist die Suche nach dem, 'was schon war', nach dem 'es selbst' eines mit sich selbst übereinstimmenden Bildes; sie hält alle Umwälzungen, alle Hinterlistigkeiten und alle Verkleidungen für bloße Zufälle; sie möchte alle Masken abtun, um endlich eine erste Identität aufzudecken. Wenn aber der Genealoge auf die Geschichte horchen will, anstatt der Metaphysik Glauben zu schenken, was erfährt er dann? Daß es hinter allen Dingen 'etwas ganz anderes' gibt: nicht ihr wesenhaftes und zeitloses Geheimnis, sondern das Geheimnis, daß sie ohne Wesen sind oder daß ihr Wesen Stück für Stück aus Figuren, die ihm fremd waren, aufgebaut worden ist. (...) Am historischen Anfang der Dinge findet man nicht die immer noch bewahrte Identität ihres Ursprungs, sondern die Unstimmigkeit des Anderen.« (Ebd., 85f.)

Durch die Suche nach Ursprüngen tendiert die Interpretation zur Vereinnahmung des ganz Anderen. Dies geschieht durch übergreifende Kategorien wie »Humanität« oder »Rechte«, die das Andere in den eigenen Diskurs ziehen. Der Vorteil ist, daß Anderes als Gleiches angesprochen werden kann; nur befürchtet die Genealogin, daß der Preis für diese Gleichheit die Reduktion auf das Selbe ist. Sie sucht statt dessen die Macht zu verringern, damit die Differenz in unserer Einstellung zu den Dingen besser gewährleistet ist. Die in der Interpretation vorgenommene Art der Theorisierung beruht auf der Bildung begrifflicher Einheiten wie der Kategorie der »Frau« oder der »Frauen«. »Indem ich mich auf die institutionalisierte geschlechtliche Arbeitsteilung beziehe«, erklärt beispielsweise Hartsock, »schlage ich vor, die wichtigen Unterschiede der Frauen untereinander beiseitezulassen und statt dessen über Rassen- und Klassengrenzen hinweg nach zentralen Gemeinsamkeiten zu suchen.« (1983, 233) Sie rechtfertigt dies mit Berufung auf die ganz ähnliche Simplifizierung des Kapitalismus durch das Marxsche Zwei-Klassen-Modell, zeigt sich beunruhigt über »die Gefahr, die Erfahrung von Lesben oder farbigen Frauen unsichtbar zu machen«, und gibt sich gleichzeitig überzeugt, »daß es bestimmte Dinge gibt, die dem Leben aller Frauen in den westlichen Klassengesellschaften gemeinsam sind« (ebd., 234). Die Grundlage des Gemeinsamen ist die geschlechtliche Arbeitsteilung. »Die Tätigkeit von Frauen hat als institutionalisierte einen doppelten Aspekt: ihren Beitrag zur Subsistenz und ihren Beitrag zur Kinderaufzucht. Egal, ob alle Frauen tatsächlich auch beides tun: als biologisches Geschlecht sind Frauen für

die Produktion sowohl von Gütern wie von Menschen institutionell verantwortlich, und alle Frauen sind dazu gezwungen, diejenige Art von Person zu werden, die beide Aufgaben übernehmen kann.« (Ebd.) Die Macht der marxistisch-feministischen Analyse entspringt nicht zuletzt der zentralen Bedeutung, die sie den Kategorien der politischen Ökonomie beimißt, und der Hartnäckigkeit, mit der sie dieses eine Thema verfolgt. Die Art, wie Irigaray das Multiple und Kontingente evoziert, bildet einen lebhaften Kontrast zu dieser Einseitigkeit. »Aber wenn das weibliche Imaginäre dahin käme, sich zu entfalten, sich anders konstituieren zu können als in Bruchstücken, Trümmern, die ihres Zusammenhangs beraubt sind, müßte es sich dann darum in der Form *eines* Universums repräsentieren? Wäre es dann etwa eher Volumen als Oberfläche. Nein.« (Irigaray 1979, 29f.) Der entscheidende Gegensatz betrifft hier die unterschiedlichen Strategien der Theoriebildung. Beide Autorinnen erkennen an, daß die Frauen bestimmte Erfahrungen gemeinsam haben und daß es zwischen ihnen wichtige Unterschiede gibt. Die interpretative Strategie hält die Unterschiede für weniger wichtig als das, was die Frauen verbindet. Es handelt sich implizit um eine Strategie, die Frauen als eine Einheit konstituiert, um sie mit den Männern zu vergleichen. Die genealogische Strategie stellt die Unterschiede als zentral heraus und benutzt sie, um alle Einheiten zu sprengen. »Die Frage der Frau im allgemeinen«, erklärt Gayatri Spivak, »ist *ihre* Frage, nicht *unsere*.« (1983, 184)

In politischer Hinsicht versetzt das interpretative Projekt seine Praktikerinnen in die Lage, die gegenwärtige Situation im Lichte höherer Ideale zu kritisieren und die empfohlenen Handlungen in seinem Anspruch auf Wissen zu fundieren. Die kritische Erkenntnis, die durch den Blick auf die Wirklichkeit hinter den Erscheinungen gewonnen wird, ermöglicht ein völliges (oder zumindest vollständigeres) Begreifen des gesamten Forschungsfeldes und zeigt zugleich visionär eine bessere Alternative auf. Für das genealogische Projekt hat das Streben nach Befreiung selbst teil am Willen zur Macht oder am Willen zur Macht über die Wahrheit. Dieses Projekt hat das bescheidenere Ziel, die festen Gestalten von Wissen und Macht durcheinanderzubringen, um das Nichteinheitliche und Nichtangepaßte zu ermöglichen und den Unterschied sein zu lassen. Beide Haltungen brechen mit der etablierten Macht, aber sie tun dies auf ganz verschiedene Weise. Die Interpretation wälzt den bestehenden Zustand zugunsten einer anderen Ordnung um; die Genealogie will die Ordnung der Dinge selbst aufmischen. »Ich meine, man ist dem gegenwärtigen System verhaftet, wenn man sich ein anderes System ausdenken will«, erklärt Foucault (1974c, 124). Die Interpretation verlangt von der politischen Theorie, daß sie eine direkte, womöglich deduktive Verbindung von Sein und Sollen, von Ontologie, Moral und Politik herstellt; die Genealogie macht geltend, daß eine derartige Verbindung nicht zu haben ist, und zwar nicht, weil die Theorie inadäquat ist, sondern wegen des Unausschöpflichen und Zufälligen im Leben und Erkennen. Die Interpretin blickt auf eine bessere Möglichkeit, für die wir kämpfen sollen, während die Genealogin insistiert, daß sich auch jene Strukturen und Prozesse, die wir für zünftig befriedend halten, als unterdrückend erweisen werden. Die Interpretin hält für uns die machtvolle Vision aufrecht, wie es sein könnte, während die Genealogin uns vorsichtig daran erinnert, daß es auch anders sein könnte.

Der Feminismus von Irigaray enthält Aspekte von beiden theoretischen Projekten. Sie betont vor allem das Weibliche, sofern es den phallokratischen Diskurs sprengt und jeder Systembildung widersteht. Und doch bringt sie manchmal eine Vision zur Sprache, die derjenigen von Hartsock durchaus verwandt ist.

»Einen Tausch ohne identifizierbare Terme, ohne Aufrechnen, ohne Ende ... Ohne eins (eine) plus eins (eine), ohne Reihung, ohne Zahl. Ohne Maßstab. Wo das rote Blut und der Schein nicht mehr unterschieden wären durch Umhüllungen, die über ihre Preise hinwegtäuschen. Wo Gebrauch und Tausch sich vermischten. Wo das Mehr ebenso das Minder an Reserve wäre. Wo die Natur sich ohne Erschöpfung verausgabte; sich ohne Arbeit austauschte; sich – geschützt vor männlichen Transaktionen – umsonst hingäbe: grundlose Lust, Wohlstand ohne Leiden, Lusterleben ohne Besitz. Ironie gegenüber dem Berechnen, dem Sparen, der mehr oder weniger räuberischen, gewaltsamen Aneignung, den mühsamen Kapitalbildungen.« (1979, 203)

Diese lyrische und utopische Anrufung einer Welt, die auf dem weiblichen Imaginären basiert, ist nicht ganz dasselbe wie die Vision eines anderen Systems, denn es mangelt ihr bewußt an der Strenge systematischen Denkens. Auch sie stellt aber noch eine erstrebenswerte Alternative vor, die genau genommen keine andere Ordnung ist, sondern eine bestimmte, bevorzugte Unordnung.

Die Interpretation arbeitet, wie oben bemerkt, mit einer Hermeneutik des Mißtrauens. Sie analysiert historische Strukturen und Prozesse, individuelle Identitäten oder auch theoretische Formationen, um durch die irreführende Oberfläche auf die dahinterliegende Wirklichkeit zu blicken. Die Oberfläche bietet uns die offizielle Definition von Wirklichkeit, die den Interessen der Macht dient oder bequeme Illusionen verewigt. Die Interpretation sieht der Macht beim Herstellen und Verbreiten gemeinsamer Bedeutungen auf die Finger und kann zur Subversion von Machtansprüchen oftmals mit beitragen, indem sie zeigt, wer tatsächlich von ihnen profitiert (die Bourgeoisie, der Staat oder die Männer). Auf diese Weise kann die Interpretation ein neues Feld von Bedeutung aufstellen, indem sie die zuvor Marginalisierten ins Zentrum der Theorie rückt, dem Proletariat zu sprechen erlaubt oder auf die Stimme der Frauen hört.

Die Genealogie arbeitet weniger direkt und tut nach Ansicht vieler Anhängerinnen der Interpretation überhaupt recht wenig. Das Wort »Dekonstruktion« bringt eine unglückliche architektonische Metapher ins Spiel, die suggeriert, daß die Genealogie Bedeutung nur zum Einsturz bringt, während die Interpretation sie erst aufbaut. Aber die Genealogie fungiert nicht bloß als eine Abrißbirne der politischen Theorie (obwohl auch das kein geringer Beitrag wäre); sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das Weggelassene und legt eine Politik des Unterschieds nahe (ohne sie zu fordern). Indem sie der unerbittlichen Geschichte nachgeht, die das Besondere erleidet, und Beispiele für das Unangepaßte und Anomale gibt, »drängt uns die Genealogie entweder, dieses Unangepaßte ins Gewohnte mit einzubeziehen oder das Element des Dissonanten und Künstlichen in den Einheiten selbst anzuerkennen« (Connolly 1987, 155). Während die Genealogie kein besonderes ethisches Engagement verlangt, erlaubt uns das genealogische Projekt, die politischen Ansprüche derjenigen anzuerkennen, die in den vorherrschenden Kategorien marginalisiert werden.

III.

Die Anhängerinnen dieser zwei Projekte sprechen von ihnen oft so, als stünden sie in totaler Opposition, als handle es sich um völlig verschiedene Tätigkeiten, die nichts miteinander gemein haben. Aber beide Projekte unterhalten bedeutungsvolle Verbindungen. Erstens hängt die Genealogie selbst von der Interpretation ab, weil sie etwas zum Dekonstruieren braucht. Darüber hinaus folgen wir aber der genealogischen Position nur deshalb, um uns der Interpretation wieder zuzuwenden. Weil die Welt uns kein zu entzifferndes Gesicht zukehrt, weil es unter den konstituierten Bedeutungsebenen nichts gibt außer weiteren Bedeutungsebenen, kehren wir in der brüchigen Gewißheit, daß es eben nur vielfältige Interpretationen gibt und sonst nichts, zur Interpretation zurück. Die Genealogin gesteht damit indirekt ein, daß ihre Tätigkeit in der Interpretation wurzelt und einen »hermeneutischen Anker« hat (Shapiro 1988, 19). Ähnlich führt die Genealogie uns zurück zum erneut problematisch gewordenen Subjekt, indem sie die leiblichen Subjekte anspricht, uns aufmerksam macht auf »den umherirrenden Sinn eines in der modernen Welt verlorengegangenen menschlichen Potentials«, »... die Stimme eines zutiefst mißhandelten Subjekts« (White 1986, 423). Auf der Suche nach einem Ort für den Körper in einer erbarmungslos kognitiven Welt und nach einem Ort der Spontaneität in einer vollkommen durchorganisierten Welt ruft die Genealogie nicht das Ende des Subjekts aus; es geht ihr um eine neue Form der Subjektivität, die von den Disziplinierungsstrategien der Moderne nicht so sehr kolonisiert ist und ihnen besser widerstehen kann.

Das Bedürfnis der Interpretation nach Genealogie ist nicht so offenkundig, weil ein Wesenszug des Interpretierens die Suche nach dem großen Bild ist, das in seiner Weltauffassung für sich allein stehen kann. Trotzdem finden sich auch rebellische Interpretationen oft in einer Situation wieder, in der sie genealogische Untersuchungsstrategien benötigen, um die hegemonialen Ansprüche der herrschenden Interpretationen umzustößen und für sich selbst einen diskursiven Raum zu erobern. Die Interpretation tut die Genealogie oft damit ab, daß sie ihr mangelndes politisches und moralisches Engagement vorwirft. Aber das Argument, die Geschichte liege zum großen Teil nicht in unserer Hand, sie sei das Ergebnis von Machtstrategien ohne ein Subjekt, bedeutet nicht notwendigerweise, daß Veränderungen unmöglich sind. Es handelt sich vielleicht um weniger großartige Erwartungen auf Systemveränderung als viele InterpretInnen sie haben, doch werden damit die Hoffnungen auf Veränderung nicht zwangsläufig eliminiert. Die Genealogie lehrt uns nicht, daß nichts wert ist, sich dafür einzusetzen; sie lehrt vielmehr, daß alle Wertansprüche daraufhin zu untersuchen sind, ob sie nicht dem Bekämpften selbst Resonanz geben. Wir brauchen kein Modell von absoluter Befreiung, um Ordnungsformen zu identifizieren, die ein größeres oder geringeres Maß von Zwang oder von Handlungsfähigkeit bedeuten. Die Genealogie »ist keine Gegnerin von Interpretation oder politischem Engagement überhaupt, sie richtet sich gegen solche Formen der Interpretation oder des Engagements, die das Subjekt oder die Gemeinschaft oder irgendetwas jenseits davon unbedingt als einheitliche Grundlage von allem Menschlichen behandeln wollen. Die Genealogie schärft unsere Aufmerksamkeit für die Stimmen des Nichtidentischen, die durch expressive und rationalistische Formen

diskursiver Praxis unterdrückt werden.« (Connolly 1987, 159f.) Die Genealogie ist unvollständig, sofern sie unsere Aufmerksamkeit auf die Ordnung der Welt als solche statt auf Verluste und Errungenschaften lenkt, die sich mit bestimmten Ordnungen verbinden (vgl. Shapiro 1988, Kap.1). Aus dieser Unvollständigkeit lernen wir etwas für die Praxis des Theoriemachens: die Erwartung, daß unsere Weltauffassung alle Werte und Handlungen fein säuberlich festlegt, daß Sein, Sollen und notwendiges Handeln auseinander zu deduzieren sind, ist eine Spielart des Willens zur Macht. Die Theorie ist dabei zu rein, zu vollständig, zu sehr aus einem Guß gedacht.

Daß es keinen gleitenden Übergang zwischen Interpretation und Genealogie gibt, obwohl beide aufeinander angewiesen sind, macht deutlich, daß die Praxis feministischer Theorie eine spannungsgeladene Tätigkeit ist, die durch gegensätzliche Formen beansprucht wird. Eine Möglichkeit, mit diesen gegensätzlichen Forschungsstrategien umzugehen, bestünde darin, ihre Defizite zu sichten und eine Position zu entwickeln, die ihre jeweiligen Stärken aufnimmt und ihre Beschränkungen transzendiert (vgl. Alcoff 1988, 428). Dieser Ruf nach dem Übergeordneten hat zwar etwas Beruhigendes, steckt aber selbst tief im interpretativen Projekt, sofern ihm eine Logik des Fortschritts zu höheren Einheiten zugrundeliegt. Eine andere Möglichkeit als die, sich um die Transzendenz zu scharen, ist der Rückgriff auf die rhetorischen und politischen Mittel der Ironie. »In der Ironie«, sagt Donna Haraway, »geht es um Widersprüche, die sich nicht, auch nicht dialektisch, in größeren Ganzheiten auflösen, um die Spannung, die Unvereinbares zusammenhält, weil beides oder alles notwendig und richtig ist. In der Ironie geht es um Humor und um ernsthaftes Spiel.« (1985, 65) Die Ironie ist eine für den Feminismus besonders geeignete Strategie, sofern sie sich auf zwei historisch mit Frauen assoziierte Tugenden beruft: auf die Anerkennung von Grenzen und den Kampf ums Weitermachen. Sie beruft sich auch auf das weibliche Gelächter als Gegenmittel zum Streben nach Vollendung und setzt den Humor als ironisches Achselzucken ein, was die Intransigenz des Seins gegenüber der Erkenntnis angeht.

Ironie läßt sich als das Gleiten zwischen dem Gesagtem und dem Gemeinten auffassen, oder zwischen dem Gesagten und der Art, wie es zu verstehen ist. Sie ist nicht dasselbe wie Sarkasmus, auch wenn sie zum Sarkasmus tendieren kann; Sarkasmus ist die Waffe und Ausflucht des Zynikers, eine Möglichkeit, sich von einer Situation zu distanzieren und der Notwendigkeit politischen Handelns zuvorkommen. Die Ironie dagegen ist nach meinem Verständnis eine Möglichkeit, einer Situation standzuhalten, die nicht zu lösen ist. Auf diese Weise läßt sich politisch handeln, ohne so zu tun, als gebe es eine Lösung. Ironie ist kein Ersatz für andere Formen des politischen Kampfes, sondern ein Mittel, um politische Handlungen zu ermöglichen, die der doppelten Gefahr widerstehen: der Lähmung (es läßt sich nichts tun, weil es keine letzte Wahrheit gibt) und der Totalisierung (es gibt nur eine einzige Handlungsmöglichkeit, die der gefundenen Wahrheit entspricht). Die Spannung zwischen dem Streben nach ontologischer und epistemologischer Sicherheit und der davor gebotenen Vorsicht muß, wenn sie ironisch gehandhabt wird, kein Grund zur Verzweiflung sein. Sie kann die nötige Bescheidenheit in Sachen Theorie erzeugen und uns gleichzeitig den

entgegengesetzten Drang aushalten lassen, nach wie vor alles wollen, auch wenn es nie ganz zu haben ist. Statt die Spannungen zwischen den interpretativen und den genealogischen Impulsen als aufzulösende Widersprüche zu denken, sollten wir sie lieber als zu lösende Rätsel behandeln. Alle Behauptungen sind darin an das Zweideutige geknüpft und alle Lösungen werden unablässig weiter verschoben.

Aus dem Englischen von Thomas Laugstien

Literaturverzeichnis

- Alcoff, Linda, 1988: Cultural Feminism versus Post-Structuralism: The Identity Crises in Feminist Theory. In: *Signs* 13, 405-36
- Beauvoir, Simone de, 1951: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg
- Bouchard, Donald F., 1977: Preface. In: Michel Foucault: *Language, Countermemory, Practice*. Ithaca (N.Y.)
- Connolly, William E., 1987: *Politics and Ambiguity*. Madison
- Deleuze, Gilles, und Michel Foucault, 1974: Gespräch zwischen Michel Foucault und Gilles Deleuze: Die Intellektuellen und die Macht. In: M. Foucault: *Von der Subversion des Wissens*. Hrsg.v. W. Seitter. München, 128-140
- Foucault, Michel, 1974a: Vorrede zur Überschreitung. In: ders., *Von der Subversion des Wissens*. München, 32-53
- ders., 1974b: Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: ders., *Von der Subversion des Wissens*. München, 83-109
- ders., 1974c: Gespräch zwischen Michel Foucault und Studenten: Jenseits von Gut und Böse. In: ders., *Von der Subversion des Wissens*. München, 110-127
- ders., 1991: Was ist ein Autor? In: ders., *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/M.
- Gilligan, Carol, 1984: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München
- Habermas, Jürgen, 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt/M.
- Haraway, Donna, 1985: A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist feminism in the 1980s. In: *Socialist Review* 15, 65-197 (dt. gekürzt: Lieber Cyborg als Göttin. In: *Gulliver* 14: »1984«, hrsg. v. B.P. Lange und A.M. Stuby, West-Berlin 1984)
- Hartsock, Nancy, 1983: *Money, Sex and Power*. New York
- Hooks, Bell, 1988: Stylish Nihilism at the Movies. In: *Z, Mai*, 26-29
- Irigaray, Luce, 1979: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. West-Berlin
- Kristeva, Julia, 1978: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt/M.
- Moi, Toril, 1985: *Sexual/Textual Politics*. New York
- ders., 1986 (Hrsg.): *The Kristeva Reader*. New York
- Shapiro, Michael, 1988: *The Politics of Representation*. Madison
- Spivak, Gayatri Chakravorty, 1983: Displacement and the Discourse of Woman. In: M. Krupnick (Hrsg.): *Displacement: Derrida and after*. Bloomington
- Walker, Alice, 1983: *In Search of Our Mother's Garden*. New York
- White, Stephen K., 1986: Foucault's Challenge to Critical Theory. In: *American Political Science Review* 80, Juni, 418-32

Kathy E. Ferguson: Interpretation and Genealogy. In: *Signs*, Vol. 16, No. 21 © 1991 by The University of Chicago Press. All rights reserved.

Die neue Shell-Studie:

JUGEND

LEBENSLAGEN, ORIENTIERUNGEN
ENTWICKLUNGSPERSPEKTIVEN
IM VEREINIGTEN DEUTSCHLAND

92



Nach den wegweisenden Shell-Jugendstudien von 1981 und 1985 neu: Jugend '92. Die Studie der historischen Situation nach der deutschen Vereinigung.

Herausgegeben vom Jugendwerk der Deutschen Shell. Gesamtkonzeption und Koordination: Arthur Fischer (psy-

data, Frankfurt), Jürgen Zinnecker (Universität-GH Siegen). Unter Mitarbeit zahlreicher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Bundesrepublik.

Band 1: **Gesamtdarstellung und biografische Porträts.** 308 Seiten. 18,80 DM.

Band 2: **Im Spiegel der Wissenschaften.** 408 S. 36,—DM.

Band 3: **Die neuen Länder: Rückblick und Perspektiven.** 344 S. 33,—DM.

Band 4: **Methodenberichte — Tabellen — Fragebogen** 288 S. 56,—DM.

Leske + Budrich

Hans-Heinrich Nolte

Innere Peripherien im modernen Weltsystem und die Zukunft Ostdeutschlands

Das moderne Weltsystem ist dadurch gekennzeichnet, daß es mit einem großen Grad von Komplexität umgehen kann: Konkurrenz als durchgehendes Prinzip, aber auch Kooperation; Überlegenheit durch Kompetenzakkumulation, aber auch Einsatz bloßer Gewalt; politische Optionen, die auf Gleichheit der Menschen zielen, aber auch existentielle Unterschiede an Lebenschancen – um nur einige der Spannungen anzudeuten. Zu den konstitutiven Merkmalen des Systems gehören auch solche Hierarchien, die sich vor allem räumlich beschreiben lassen: Zentrum, Halbperipherie und Peripherie. Ökonomisch lassen sich die drei Großregionen oft in der jeweiligen Rolle der Arbeitsteilung beschreiben. Heute wird, formuliert man einen idealtypischen Fall, Rohbaumwolle in einem Land der Peripherie produziert und zu Tuch gesponnen, in einem halbperipheren Land (nach einem aus dem Zentrum stammenden Schnittmuster) zu einem Hemd verarbeitet und das Hemd schließlich über eine Verkaufsorganisation des Zentrums vertrieben. Die Hierarchie des Systems kommt darin zum Ausdruck, daß Schnittmusterherstellung und Verkaufsmanagement (viel) mehr Lohn je Stunde Arbeitszeit erbringen als etwa die Herstellung von Rohbaumwolle.

Die Entstehung räumlich faßbarer Hierarchien betrifft jedoch nicht nur die Nationalstaaten, bei deren Vergleich diese Unterschiede statistisch heute relativ leicht greifbar sind. Auch innerhalb der Nationalstaaten werden beträchtliche Gebiete peripher – die durchschnittlichen Einkommen sinken im Vergleich zu denen des Zentrums (dieser Nation), die Bevölkerung wandert ab, Gewerbe und Industrie verschwinden, und im Rahmen der jeweiligen nationalen Arbeitsteilung werden in diesen inneren Peripherien extensivere Agrarwirtschaft, Rohstoffgewinnung, Müllablage oder Tourismus zu den hauptsächlichen Einkommensquellen.

Was bei der Entstehung innerer Peripherien geschieht, soll in drei Schritten vorgestellt werden: 1. einem Vergleich innerer Peripherien in der Frühen Neuzeit; 2. dem Beispiel der Entindustrialisierung Südfrankreichs im 19. Jahrhundert und 3. der Formulierung der Frage, ob die ehemalige DDR auf dem Weg ist, zur inneren Peripherie Westdeutschlands zu werden.

Vorweg muß allerdings gesagt werden, daß umfangreichere Forschungen zu den Zusammenhängen der Herausbildung innerer Peripherien nicht existieren und es bisher auch nicht gelungen ist, die vorhandenen zu institutionalisieren. Michael Hechter, dessen Buch »Internal Colonialism« 1975 einen der Ausgangspunkte der wissenschaftlichen Arbeit bildete, arbeitet inzwischen an Problemen politischer Theorie. Gert Zang, der 1978 seine Studie über die Provinzialisierung der Region Konstanz vorlegte, hat sich – vielleicht darf man das so sagen – stärker dem einzelnen zugewendet und schreibt über Arbeiterleben. Die etwas umfangreichere regionalistische Forschung greift zwar meist auch Probleme der Peripherisierung auf, organisiert sie aber in der Regel von Fragen der Ethnizität aus.

Im folgenden beruhen die Aussagen im ersten und zweiten Teil auf dem von mir 1991 herausgegebenen Sammelband, der dritte Teil auf der Tagespresse.

Innere Peripherien in der Frühen Neuzeit

Um zu vermeiden, sich ein zu frühes, einseitiges und irreführendes Bild von dem zu machen, was in Fällen von innerer Peripherisierung vor sich geht, ist es ergebig, historische Beispiele zu vergleichen. Diesem Analyseweg liegt auch die Annahme zugrunde, daß intellektuelle, soziale und ökonomische Verhältnisse oft von »langer Dauer« geprägt sind. Irland, seit dem Mittelalter unter englischem Einfluß, ist das klassische Land einer einem Zentrumsland zugeordneten Region; Minden, seit 1648 unter preußischer Herrschaft, steht für ein deutsches Gebiet und Tatarstan, 1552 von Moskau erobert, bietet ein Beispiel aus einem halbperipheren Raum. In der Sache gehen die Vergleiche von der Produktion aus, skizzieren interregionalen Handel und Besteuerung, Entwicklung der Sozialstruktur, Ideologie und Religion sowie die politischen Optionen.

Im 17. und 18. Jahrhundert ging der Grund und Boden Irlands bis zu 95 Prozent in die Hände von Protestanten über. Diese waren häufig »absenteelandlords«, die ihre Einkommen in England anlegten und die Produktion auf ihren Gütern den Exportinteressen anpaßten. Grob gesagt, wurden im 17. Jahrhundert die Wälder geschlagen, um das Holz an die Marine und für die Roheisenproduktion zu verkaufen. Im 18. Jahrhundert war die Insel so entwaldet, wie wir sie heute kennen; man züchtete Rinder für den englischen Markt. Zwischen dem Erlaß der Schutzzölle für Getreide (Cornlaws) 1784 und deren Aufhebung 1864 gingen die Grundbesitzer zur Getreideproduktion für den englischen Markt über, danach zurück zur Fleischproduktion. Im 17. Jahrhundert begann in Irland ein Aufstieg der Textilindustrie, insbesondere von Wollwaren; das Parlament in London behinderte jedoch den Export nach England.

In Minden änderte sich die agrarische Produktion wenig, aber im 18. Jahrhundert entstand eine breite unterbäuerliche Schicht, die in vom preußischen Staat geförderten Gewerben, besonders der Leinenproduktion, ein Auskommen fand.

Im Kasaner Gebiet – wo schon vor der Eroberung russische Sklaven auf den Gütern des muslimischen Adels gearbeitet hatten – erschienen nach 1552 neue russische Siedler, die zusammen mit Angehörigen der Wolgavölker und in Konkurrenz mit ihnen die reichen Wälder Tatarstans rodeten und ältere Formen der Naturnutzung wie Jagd und Zeidlerei zurückdrängten. Im 18. Jahrhundert gewannen die Wälder eine besondere Bedeutung für die russische Flotte.

Die Stellung der drei Gebiete im interregionalen Handel war durchaus unterschiedlich, so wie die Entwicklung der Agrarwirtschaft in unterschiedlichen Bahnen verlief. Irland wurde in dem Transatlantikhandel umgangen und stark auf England bzw. Schottland bezogen. Minden war eine isolierte preußische Provinz, die für den Handel in Ostwestfalen wichtig war, aber in den merkantilistischen Aufbau des Königreichs kaum integriert werden konnte. Die Eroberung von Kasan und Astrachan gab Moskau die Kontrolle über den Wolgaweg und einen unmittelbaren Zugang zum Handel mit den zentralasiatischen Chananen sowie Persien; außerdem bildete der Wolga-Kama-Weg eine wichtige Ost-West-

Verbindung zum Ural und nach Sibirien. Die Verfügung über die ergiebigen Wolgazölle lag nun in Moskau.

Nirgendwo wurden die Besitzstrukturen so gründlich geändert wie in Irland. In Minden trat die Krone den Besitz der früheren Landesherren (Bischof und Domkapitel) an, der Adel behielt seine Güter. In Kasan trat die Krone den Besitz des Chans an, außerdem den Besitz von Tataren, die in der Eroberungssituation vertrieben wurden oder flohen. Weiter wurde den Tataren verboten, in Kasan zu wohnen; d.h. die städtischen Immobilien wechselten den Besitzer. Es blieb aber vielfältig muslimischer Grundbesitz erhalten, und es war gar nicht selten, daß Russen schollenpflichtige Bauern auf Gütern muslimischer Adliger waren.

Die Besteuerung hat in Irland keinen zentralen Streitpunkt gebildet, weil sie relativ niedrig war und die landlosen irischen Pächter mehr durch Pacht, Arbeitslosigkeit, aber auch erzwungene Arbeit (in Arbeitshäusern u.a.) und vor allem durch die Zehntabgaben für den anglikanischen Klerus bedrückt wurden, der über das katholische Land gesetzt wurde. In Minden lag die Besteuerung auf preußischem Niveau, d.h. viel höher als in den angrenzenden westfälischen Gebieten, so daß auch aus diesem Grund Minden sich von den Folgen des Dreißigjährigen Kriegs nur sehr langsam erholte. In Kasan zahlten die nichtrussischen Nationalitäten anfangs eine Naturalsteuer (Jasak), im 18. Jahrhundert wurden sie der allgemeinrussischen Kopfsteuer unterworfen. Es gibt keine Hinweise darauf, daß Kasan stärker besteuert worden wäre als andere Gebiete des Reiches.

In Irland verloren die alten einheimischen Eliten des gälischen und »alt-englischen« Adels fast ohne Ausnahme ihre Güter und verschwanden von der Insel (Emigration nach Belgien und Frankreich). Der Adel Mindens wurde in die preußische Elite integriert, blieb aber im Lande. Der tatarische Adel blieb, abgesehen von den Verlusten der Eroberungssituation, bestehen und wurde in die russische Elite integriert. Allerdings führte die Verwestlichung des Landes unter Peter dem Großen zur Ausweitung der in Westeuropa etablierten Intoleranz gegenüber Muslimen: Die muslimischen Adligen durften in der neuen Armee nicht mehr dienen, sie mußten statt dessen »im Dienst des Zaren« die Wälder Tatarstans für die russische Flotte schlagen, wurden also sozial degradiert.

Die Städter waren in Irland vom Mittelalter her Teile des ethnisch englischen Sektors der Bevölkerung; als das Londoner Parlament jedoch die irische Textilindustrie vom englischen Markt ausschloß, konnten die Anglo-Iren wenig dagegen tun, da sie von London abhängig waren, um gegenüber der katholischen Mehrheit im Land die Oberhand zu behalten. Die Mindener Bürger konnten ihre gute Wirtschaftsposition aus Mittelalter und Früher Neuzeit nicht wieder erlangen; nicht nur der hohen Besteuerung wegen, sondern auch, weil Minden zur Festung wurde. In Kasan wurde zwar der städtische Sektor anfangs zwangsweise russifiziert; es entstanden jedoch schnell tatarische Vorstädte, und tatarische Fernkaufleute konnten schon des gemeinsamen Glaubens wegen nicht aus dem Fernhandel mit dem muslimischen Zentralasien verdrängt werden. Im 18. Jahrhundert blühte das tatarische Leder- und Textilgewerbe auf; tatarische Adlige, die in der Politik diskriminiert wurden (s.o.) wandten sich den Gewerben zu.

Der Kürze halber nur wenige Bemerkungen zu Religion und Ideologie sowie zu den politischen Optionen. Keine Religion in den drei ausgewählten Gebieten

bot irgendeinen Ansatz für ein regionalistisches Bewußtsein. Für die katholischen Iren war Rom das Zentrum von Glauben und Institutionen; die lutherische Landeskirche Mindens akzeptierte das Summepiskopat des preußischen Königs, und für die muslimischen Tataren waren Sтамbul oder Mekka die Bezugspunkte. Erst mit der Aufklärung – Rousseau und Herder – entstanden Konzepte, mit denen regionale Sondersituationen thematisiert wurden. Außerhalb der Herrschaftstraditionen im engeren Sinn – den Clantraditionen der gälischen Hauptleute, den Familiengeschichten der Nachfahren Dschingis-Chans (die auf der Krim ja nach wie vor an der Macht waren) wurden nur wenig Konzepte angeboten, in denen die besondere Lage reflektiert werden konnte.

Auch aus diesem Grund waren die politischen Optionen der politischen Eliten begrenzt. In Irland gab es zwar stets sowohl Gruppen, die für eine vollständige Union mit England eintraten, als auch Gruppen, die für regionale Autonomie votierten; die Tradition des Aufstands war jedoch in der katholischen Gesellschaft fest etabliert. Spanier, Franzosen und selbst der Kaiser waren als Bundesgenossen der Aufstände willkommen. In Minden unterdrückte die Berliner Regierung Versuche, dem Landtag mehr regionale Autonomie zu geben, wie sie überall im Land Selbstverwaltungsbestrebungen klein hielt. In Rußland gab es überhaupt keine Tradition regionaler Selbstverwaltung, an die man in Tatarstan hätte anknüpfen können: es gab muslimische Aufstände mit Hoffnungen auf Sтамbul, aber Muslime nahmen auch an den Aufständen der Peripherie teil, die vom Wolgaraum aus Moskau erschütterten und von Russen wie Stenka Razin oder Emel'jan Pugačev geführt wurden.

Die industrielle Revolution und das französische Beispiel

Die frühneuzeitlichen Beispiele machen vor allem eines deutlich: das am weitesten von gewerblicher Wirtschaft bestimmte, am meisten verstärkte Zentrumsland England veränderte seine innere Peripherie Irland gründlicher und dauerhafter als die halbperipheren Staaten Preußen und Rußland die ihren. Die Entwicklung Irlands zur Peripherie wurde abgeschlossen, als in der großen Hungersnot 1845ff. von 8,5 Millionen Iren eine Million verhungerte und eine Million auswanderte. Da die Industrialisierung des Landes von London aus verhindert worden war, sorgte der Kartoffelmehltau für die Anpassung der Bevölkerungszahl an die Größenordnung von Bevölkerung, welche für ein agrarisches Zuliefergebiet wirtschaftlich war.

In der Weltsystemforschung ist das Konzept der industriellen Revolution umstritten; betont wird vielfach die Kontinuität der langen Wellen von Expansions- und Stagnationsphasen der Wirtschaft vom späten Mittelalter an. Beide Konzepte schließen sich (nach der etwas eklektizistischen Ansicht des Autors) nicht aus. Die industrielle Revolution gab mit der vermehrten Einführung maschinell gewonnener Energie in die Produktion einen besonders wirksamen Anstoß für die weitere Ausbreitung der Warenwirtschaft. Für Peripherisierungsprozesse wurde wichtig, daß Größenordnungen für die Produktion an Bedeutung zunahmen; Eisenhütten, auch Erzabbau bei kleinen Vorkommen z.B. wurden unrentabel. In der Textilindustrie wuchsen zwar die Größenordnungen der einzelnen

Betriebe nicht so schnell (gemessen an den Arbeiterzahlen), aber es entstanden Industrielandschaften, die durch gemeinsamen Vertrieb, aber auch politisches Gewicht ihre Stellung gegenüber anderen ausbauen konnten. In der Umbruchsphase der industriellen Revolution gelang es den Eliten in den inneren Peripherien halbperipherer Länder, ihre Mittel in den neuen Wirtschaftsbereichen zu konzentrieren und »ihre« Regionen innerhalb der jeweiligen Staatsgrenzen voranzubringen – Katalonien, Lodz, Tatarstan bilden Beispiele dafür. Auch Schottland gelang der ökonomische Aufstieg; hier war eine nationale Elite mit eigenen Institutionen und eigenen Mitteln trotz der Union mit England erhalten geblieben und nutzte ihre Chance. Anders Irland, wo eine solche Elite nicht bestand, und wo das klassische Konzept der automatisch dem Lohn- und Kostengefälle folgenden Diffusion der Industrialisierung früh ad absurdum geführt wurde.

Die Auseinandersetzung darum, wie die interregionale Arbeitsteilung organisiert wurde und wer die meisten Vorteile daraus ziehen konnte, hing im 19. Jahrhundert im besonderen Maß von der Verfügung über die nunmehr wichtigeren fossilen Energieträger und die Verkehrswege ab. Zang (1978) hat gezeigt, wie die Entscheidung über die Trassenführung der Alpenüberquerung (die letztlich von der Regierung in Karlsruhe gefällt wurde) Konstanz ins Abseits stellte. Noch spannender ist vielleicht die Entindustrialisierung Südfrankreichs, die mit der Verkehrserschließung durch die Eisenbahn zusammenging (Brustein 1988).

Südfrankreich hatte im 18. Jahrhundert eine wirtschaftliche Konjunktur erlebt – Textilien, Bergbau, Metallindustrie, Seide, Chemie, Leder. Am Anfang des 19. Jahrhunderts setzte diese Konjunktur sich fort, brach aber seit der Mitte des Jahrhunderts mit dem Anschluß an das nationale Eisenbahnnetz zunehmend zusammen. Der Nordwesten Frankreichs konnte sich auf entscheidenden Gebieten durchsetzen, nicht zuletzt bei der Getreideproduktion. Ein entscheidendes Vorteil war sicher, daß die Kohlegruben um Lille von ihren Größenordnungen her denen des Südens überlegen waren – 1845 eröffnet, produzierten sie schon am Ende des Jahrhunderts zwei Drittel der französischen Förderung. Kontinuierlich wirksam blieb jedoch die Tatsache der kulturellen, politischen und finanziellen Zentralisierung, die ihren Ausdruck in der Verlegung der Hauptverwaltung des aus dem Süden stammenden *Crédit Lyonnais* nach Paris fand. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zog sich das Kapital aus der Industrie des Südens vor der Konkurrenz aus dem Nordwesten weithin zurück. Die veralteten Techniken wurden nicht mehr erneuert, die lokale Bourgeoisie zog ihr Geld aus den Manufakturen und investierte in Land oder Industrien des Nordens. In Montpellier z. B. lösten »rentiers« und Doktoren unter den Notabeln der Stadt die Kaufleute und »manufacturiers« ab. Der Anteil der in der Industrie Tätigen stagnierte; in einigen Branchen und Departements sank er drastisch, im Departement Gard z. B. sank die Zahl der Arbeiter in der Seidenindustrie zwischen 1840 und 1896 von 17400 auf 10850. Dem Abstieg der Region folgte der Abstieg von Marseille als Hafen; je mehr der Nordwesten Europas, je mehr der Nordwesten Frankreichs seinen Vorsprung gegenüber der mediterranen Welt ausbaute, desto mehr stieg die Bedeutung von Rotterdam, Antwerpen und auch Le Havre.

Südfrankreich stellte sich immer mehr auf seinen Anteil an interregionaler Arbeitsteilung in Frankreich um: den Weinanbau. Weizenäcker wurden in Weingärten

umgewandelt, der Midi wurde »zu einem einzigen Weingarten«. Weinkonsum und Weinproduktion in Frankreich stiegen kontinuierlich an, 1875 waren in vielen Departements mehr als die Hälfte des Ackerlandes mit Wein bestellt. 1875 war allerdings auch das Jahr der Reblaus – im Arrondissement Nîmes z.B. wurden die Weinberge von 58 866 Hektar vor 1875 auf 3 786 im Jahr 1880 dezimiert. Die Monokultur hatte ihre Anfälligkeit für Seuchen gezeigt; durchaus ähnlich der Wirkung des Mehltaus in Irland.

Von der Reblauskatastrophe erholten sich die Produzenten des Südens nie mehr vollständig, weil ab 1900 die Konkurrenz des algerischen und im Rahmen der EG dann anderer europäischer Weine anstieg. Es fand sich aber auch kein anderes Produkt, mit dem der Süden konkurrieren konnte, so daß auch heute die landwirtschaftlichen Flächen Südfrankreichs weithin als Weinmonokulturen bewirtschaftet werden, selbstverständlich mit einem höheren und regelmäßigeren Einsatz von Pestiziden gegen die der Monokultur inhärente Gefahr der Seuche.

Der Entindustrialisierungsprozeß des Südens konnte bisher nicht rückgängig gemacht werden, obgleich im Tourismus eine neue »Industrie« im Sinn eines Dienstleistungsgewerbes entstand, durch welches das Departement Nîce im Rahmen des Südens eine Sonderkonjunktur erlebte. 1975 betrug das Pro-Kopf-Einkommen in (1) 14 Departements Westfrankreichs 11 402 Francs; (2) 11 Departements Südfrankreichs 12 566 Francs und (3) 26 Departements Nordostfrankreichs 16 347 Francs. Das Pro-Kopf-Einkommen der Region Paris lag 1975 mit 20 611 Franc deutlich über dem französischen Mittelwert von 14 759 Francs.

Die regionale Arbeitsteilung in Frankreich geht also mit einer deutlichen Differenz in den Durchschnittseinkommen zusammen: Wer im ökonomischen Zentrum wohnt, verdient auch mehr. Diese Arbeitsteilung hat sicher zum Teil sehr alte Gründe – der Westen (z.B. die Bretagne oder die Vendée) war schon im Mittelalter ein relativ altertümliches Gebiet. Für den Süden aber kann man eine solche Feststellung nicht oder jedenfalls nicht eindeutig treffen. Lange Zeit hindurch war der Süden wirtschaftlich, aber auch politisch nicht hinter Paris »zurück« – auch wenn er schon früh weniger Macht besaß als das Zentrum. Erst im 19. Jahrhundert wurde der Süden zur wirtschaftlichen Peripherie mit einem geringen Grad an Industrie und mit landwirtschaftlicher Monokultur. Die Industrie des Nordwestens war in der entscheidenden Phase überlegen – an Zugang zum Kapital, zu Regierungsentscheidungen, zu wichtigen Rohstoffen. Auch Regierungsinvestitionen im Süden haben bisher die Lücke nicht schließen können.

Deutschland

Die regionalen Differenzen in Deutschland haben ebenfalls eine sehr alte Geschichte. Nach vielen Indikatoren – Verstädterungsgrad, Bevölkerungsdichte, Verkehrsanbindung, persönliche Freiheiten z.B. – war der Westen dem Osten in den meisten Perioden kontinuierlich überlegen. Eine der wichtigen sozialökonomischen Grenzen des frühneuzeitlichen Weltsystems, die zwischen Schollenpflichtigkeit und freier Bauernschaft, verlief quer durch Deutschland, ungefähr entlang der Elbe. Aber auch westlich der Elbe zählte Nordwestdeutschland als Exporteur von Rohstoffen – Getreide und Holz – sowie von billiger Wanderarbeit

in das Zentrum des Weltsystems Holland eher zur europäischen Halbperipherie als zum Zentrum – zu dem andererseits das Rheinland, Kursachsen oder Oberschwaben fraglos gehörten.

Aber wie die politische Verfassung des Weltsystems insgesamt dadurch gekennzeichnet war (und ist), daß auch halbperiphere und selbst periphere Mächte die Rolle von Großmächten spielen können, wenn ihre strategische Lage, ihr militärisches Potential etc. das erlauben, so entsprach auch innerhalb des Reiches seit dem Scheitern der Stauer die Vormachtstellung in der Politik nicht dem sozialökonomischen Gefälle, vielmehr bildeten ostdeutsche Territorien die Führungsmächte. Der Aufstieg Preußens im 18. und die Einigung Deutschlands im 19. Jahrhundert von Preußen aus machte Bürokratie und Adel eines eher halbperipheren Raumes zur machtpolitisch entscheidenden Elite in einem Staat, in dem – im Rheinland und in Westfalen – die Besitzenden aller Herkünfte eine ökonomische Elite bildeten und den Ausbau »ihrer« Industrieregion beförderten. Indem Berlin 1871 zur deutschen Hauptstadt wurde, wurde der durch den Rang als Hauptstadt Preußens entstandene Impuls zum Abbau des West-Ost-Gefälles noch verstärkt. Allerdings geschah das vornehmlich auf Kosten der preußischen Ostprovinzen, die für die Industriezentren des Reiches agrarische Rohstoffe und Arbeitskräfte lieferten.

Der Verlust der deutschen Ostgebiete 1945 schnitt diese Provinzen zum großen Teil von Deutschland ab; plötzlich war Deutschland fast ohne innere Peripherien. Die Übertragung des monopolsozialistischen Modells auf die Sowjetische Basatzungszone und dann die DDR schnitt jedoch mit Sachsen und Berlin auch zwei alte Industriegebiete vom hochindustrialisierten restlichen Deutschland ab. Der Monopolsozialismus bot im Rahmen der DDR keine brauchbare Wirtschaftsverfassung, um die ererbte Differenz zwischen Sachsen und Berlin einerseits sowie Mecklenburg andererseits aufzuheben: die nördlichsten Bezirke blieben – wie die beiden Mecklenburgs im Reich – Lieferanten agrarischer Rohstoffe und Tourismusanbieter. Der Anteil der in der Industrie Beschäftigten betrug 1989 im Bezirk Neubrandenburg 20,3 Prozent, in der DDR 40,4 Prozent, der Anteil der in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigten umgekehrt 26,8 bzw. 10,7 Prozent. Der Zusammenbruch des Monopolsozialismus stellte jedoch die noch weitergehende Frage, ob alle Länder der DDR zu inneren Peripherien Westdeutschlands werden. Der hauptsächliche Grund für diese Gefahr dürfte darin liegen, daß die Investitionsrate in den sozialistischen Ländern jahrzehntelang und in einer wichtigen Periode – dem Übergang zur computergesteuerten Produktion – deutlich unter jener in den kapitalistischen Ländern lag.

Westdeutschland besaß nach 1945 nicht nur aus der jahrhundertealten Wirtschaftstradition heraus eine relativ gleichmäßige Struktur, sondern auch deswegen, weil eines der traditionell weniger verstädterten und industrialisierten Gebiete, Niedersachsen, durch Staatsinvestitionen im NS (Salzgitter, VW-Werk) dem westlichen Niveau angenähert worden war. Trotzdem hat sich im Verlauf der Geschichte der Bundesrepublik die West-Ost- und Süd-Nord-Differenz wieder verschärft.

Während die deutsche Einheit die Chance Niedersachsens, den Abstieg zu vermeiden, deutlich verbessert hat, ist die Gefahr für die Länder der ehemaligen

DDR, zu inneren Peripherien Westdeutschlands zu werden, augenfällig. Nach Mitteilung des Statistischen Bundesamtes lag das Bruttoinlandsprodukt in Ostdeutschland im zweiten Halbjahr 1991 um 11,4 Prozent unter dem des vergleichbaren Vorjahreszeitraums, die Zahl der Erwerbstätigen sank um 18,7 Prozent. Je Beschäftigten erreichte das Bruttoninlandsprodukt knapp ein Drittel von dem der alten Bundesländer, die Arbeitsproduktivität lag also weit unter der des Westens, was weitere Arbeitsplatzverluste wahrscheinlich sein läßt. Ein großer Teil der Beschäftigten pendelt schon heute in den Westen, andere ziehen um – insbesondere wieder aus Gebieten wie Mecklenburg. Die durchschnittlichen monatlichen BruttoBezüge der Arbeiter und Angestellten liegen mit 2080 DM etwa bei der Hälfte des Westniveaus. Die Industrieproduktion ist gesunken, in einigen Bereichen wie Bergbau um ein Drittel, in den Investitionsgüterindustrie um 17 Prozent – insgesamt um 3,5 Prozent. Nach einem Bericht der *Wirtschaftswoche* (3.7.1992) verschärft sich das Problem für bestimmte Branchen wie die Textilindustrie. Von den 300000 Arbeitsplätzen aus DDR-Zeiten sind knapp 55000 übriggeblieben. Traditionelle Textilregionen wie das Gebiet um Chemnitz, die Oberlausitz oder das Vogtland drohen mit über 50 Prozent Arbeitslosen zu Armehäusern zu werden, durchaus ähnlich dem Schicksal der südfranzösischen Textilgebiete nach der Öffnung ihres Marktes für die nordfranzösische Konkurrenz. Was an Produktion erhalten wird, gehört größtenteils nicht den Bewohnern der Region, sondern Firmen in Radolfzell oder Berlin – was für die Zukunft bedeuten dürfte, daß Management und Styling, also die blueprintjobs, welche die höheren Einkommen versprechen und langfristig wirtschaftliche Entscheidungsmacht sichern, nicht in die Region verlegt werden. Eine Besonderheit bietet die Übernahme einiger Firmen durch indisches Kapital; hier ist vermutlich geplant, die arbeitsintensiven Produktionen in Indien zu belassen, aber die deutschen Firmen als Türen zum europäischen Markt zu benutzen.

Das volle Ausmaß der Deindustrialisierung der ehemaligen DDR wird jedoch nicht im Vergleich zu den Produktionsdaten der zweiten Jahreshälfte 1990, sondern zu denen des 1. Januar 1990 deutlich. Nach der *Zeit* (3.7.1992) sank der Index der Nettoproduktion für das Verarbeitende Gewerbe in Ostdeutschland vom 1. Januar 1990 bis Januar 1992 auf ein Drittel, und die Zahl der Beschäftigten in der Industrie fiel ebenfalls von drei auf eine Million.

Was wirkt einer »Entwicklung« der fünf neuen Länder zur inneren Peripherie entgegen, was fördert sie?

Gleichheit der Chancen im Rahmen der Nation?

Die Moderne ist nicht nur durch die Fortführung alter Ungleichheiten und die Entwicklung neuer gekennzeichnet, sondern auch durch die Steigerung altchristlicher Konzepte der Gleichheit aller Gläubigen zur Gleichheit aller Menschen, zumindest der Gleichheit der Chancen, der Bildungsmöglichkeiten u.a. Die damit bezeichnete Spannung ist nicht zufällig, sondern konstitutiv für das ganze System. Die Spannung wird in der realen Politik durch das Konzept des Nationalstaats gegliedert: Wenn aus vielerlei Gründen die Gleichheit der Chancen weltweit nicht realisierbar scheint, dann soll sie doch wenigstens im Rahmen der

Nation verwirklicht werden. Die »Wahrung der Rechts- und Wirtschaftseinheit, insbesondere die Wahrung der Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse über das Gebiet eines Landes hinaus« gehört deshalb nach § 72 des Grundgesetzes zu den Aufgaben des Bundes.

Ob der mit der Gleichheitsforderung begründete Ressourcentransfer von Westen nach Osten ausreichend ist oder durch den Egoismus der alten Länder und der in diesen Ländern bevorzugten Gruppen zu stark begrenzt wird, ist eine offene Frage. So lange er über den Kapitalmarkt finanziert wird, hat er außerdem den gegenläufigen Effekt, die Zinsen hochzuhalten und damit Investitionen zu behindern.

Eine weitere wichtige Voraussetzung für einen Erfolg der fünf neuen Länder liegt im Föderalismus. Zwar wären die Chancen der DDR wohl größer gewesen, wenn sie als ein einziges neues Bundesland hätte beitreten können – es wäre noch nicht einmal das einwohnerstärkste Land gewesen (NRW hat mehr Menschen) und auch nur wenig größer an Fläche als Bayern. Aber auch die in der Vereinigungssituation durchgesetzte schlechtere Lösung, der Beitritt in der Form von Bundesländern (von denen ja nur eines, Sachsen, eine längere Geschichte als einheitlicher Territorialstaat hinter sich hat) bietet die wichtige Chance, daß die politische Führung dieser Bundesländer die Gleichheit der Chancen einfordert und eigene Möglichkeiten nutzt, sie zu fördern. Von großer Bedeutung ist auch, daß – gegen den Widerstand des Rheinlandes – Berlin wieder zur Hauptstadt gemacht werden soll. Deutschland ist ein föderales Land, und kein Bundesland würde eine Zentralisierung nach französischem Vorbild dulden. Aber die Hauptstadtfunktion wird doch Berlin Attraktivität und Verwaltungsjobs vermitteln, die auch auf die Umgebung abfärben werden. Hierarchien im Kapitalismus sind nicht entlang einer einzelnen Überlegenheit organisiert, sondern entlang ganzer Bündel von Kompetenzgefälle. Die Hauptstadtfunktion Berlins, fast an der Grenze zu Polen und von Köln aus wirklich weit im Osten, wird dazu beitragen, daß auch in Ostdeutschland solche Kompetenzakkumulation stattfindet.

Wirtschaftlich negativ ist jedoch, daß die ehemalige DDR keine der vor 1945 auf ihrem Territorium vorhandenen Branchen der Industrie so hat entwickeln können, daß sie im Weltmaßstab konkurrenzfähig wären. Wenn man nicht annehmen will, daß die Eliten (oder die Kader) alles entscheiden, dann muß man als hauptsächlichen Grund dafür vermuten, daß die DDR einfach zu wenig investiert hat. Entgegen allem Reden von Entwicklungsdiktatur hat der Sozialismus zumindest in den letzten Jahrzehnten offenbar von der Substanz gelebt.

Damit hängt auch zusammen, daß die DDR nicht zu den Anpassungen an den Weltmarkt gezwungen wurde, zu denen die Bundesrepublik, wenn auch widerwillig, veranlaßt wurde. Auch wenn staatliche Eingriffe den Prozeß verlangsamt haben, ist doch die Textilindustrie als produzierendes Gewerbe im Westen heute weithin abgebaut und in lohnkostengünstige Länder abgewandert. Je weniger dissoziative Lösungen in der Entwicklungspolitik tragen, desto mehr wird man im Zentrum wenigstens den freien Handel mit Gütern der Peripherie zulassen müssen; die Vorstellung, die lohnintensive Textilindustrie der DDR zu erhalten, ginge an aktueller Weltwirtschaftspolitik sicher vorbei. Ähnliches gilt für die Werftindustrie Mecklenburgs. Gerade Schiffe kann man in der Regel (zumindest

in den technologisch weniger anspruchsvollen Bauteilen) günstiger in peripheren oder halbperipheren Ländern bauen (die blueprints können trotzdem aus Kiel stammen).

Nicht zu übersehen ist dann aber tatsächlich die Bedeutung der Eliten. Die kapitalistischen Eliten sind (mit ihren Hausnarren, den linken Intellektuellen) aus dem Gebiet der ehemaligen DDR weithin in den Westen emigriert. Sie sind nun keineswegs bereit, einfach wieder zurückzukehren. Die sozialistischen Kader, welche die SED an die Stelle der alten Eliten setzen wollte, haben die DDR nicht sonderlich erfolgreich geleitet und schließlich in den Sand gesetzt. Was immer sie können oder nicht können – für die Konkurrenz im Kapitalismus sind diese Kader nicht ausgebildet. Die oben angedeutete Konzernstruktur – Verwaltung in Radolfzell, Produktion im Osten – dürfte sich also wiederholen. In Radolfzell werden die Schnittmuster entworfen und Kompetenzen akkumuliert, in Radolfzell wird die Konzernstrategie gemacht – in Ostdeutschland werden Arbeiten erledigt, die vielleicht schon bald (schon nach dem Auslaufen der Förderung?) auch nach Indien verlegt werden könnten.

Die Spannung zwischen der Forderung nach Gleichheit, zumindest Gleichheit der Chancen, und der Realität von Ungleichheiten kennzeichnet die Moderne. Im Rahmen der Nationen wird die Spannung in der räumlich ansetzenden Analyse vor allem in der Differenz zwischen nationalen Zentren und inneren Peripherien greifbar. Die Gefahr ist groß, daß die ehemalige DDR zum Beispiel dieser Spannung in Deutschland wird, so wie der Süden Frankreichs beim westlichen Nachbarn.

Literaturverzeichnis

- Arrighi, Giovanni, und Fortunata Piselli, 1987: »Capitalist Development in Hostile Environments: Feuds, Class Struggles, and Migrations in a Peripheral Region of Southern Italy«. In: *Review X*, 649-751
- Blaschke, Jochen (Hrsg.), 1980: *Handbuch der westeuropäischen Regionalbewegungen*. Frankfurt/M.
- Brustein, William, 1988: *The Social Origins of Political Regionalism: France 1849-1981*. Berkeley
- Elkar, Rainer S. (Hrsg.), 1981: *Europas unruhige Regionen. Geschichtsbewußtsein und europäischer Regionalismus*. Stuttgart
- Gerdes, Dirk, 1985: *Regionalismus als soziale Bewegung. Westeuropa, Frankreich, Korsika*. Frankfurt/M.
- Gottmann, Jean (Hrsg.), 1980: *Center and Periphery. Spatial Variations in Politics*. Beverly Hills
- Hamm, Bernd, und Bohdan Jałowicki (Hrsg.), 1990: *The Social Nature of Space*. Warszawa
- Hechter, Michael, 1975: *Internal Colonialism. The Celtic Fringe in British National Development 1536-1966*. London
- Kreckel, Reinhardt, Friedrich v. Krosigk u.a., 1986: *Regionalistische Bewegungen in Westeuropa. Zum Struktur- und Wertwandel in fortgeschrittenen Industriestaaten*. Opladen
- Musto, Stefan (Hrsg.), 1985: *Endogenous Development: a Myth or a Path? Problems of Economic Self-Reliance in the European Periphery*. West-Berlin
- Nolte, Hans-Heinrich (Hrsg.), 1991: *Internal Peripheries in European History*. Göttingen
- Rokkan, Stein, und Derek W. Urwin, 1983: *Economy – Territory – Identity. Politics of West European Peripheries*. Beverly Hills
- Smith, Carol A., 1987: »Regional Analysis in World-System Perspective«. In: *Review X*, 597-648
- Zang, Gert (Hrsg.), 1978: *Provinzialisierung einer Region. Regionale Unterentwicklung und liberale Politik in der Stadt und im Kreis Konstanz im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M.

Volker Külow

David Rjasanov – mit Marx gegen Stalin

Der Lebensweg David Rjasanovs ist reich an Höhen und Tiefen, sein tragisches Ende spiegelt die Niederlagen der Arbeiterbewegung dieses Jahrhunderts wider. Mindestens sechs Jahre verbrachte er in Gefängnissen, drei Jahre in zaristischer und sechs in Stalins Verbannung, und fast 15 Jahre lebte er in der Emigration. Am 23. Juli 1937 auf der Grundlage einer Denunziation verhaftet und der konspirativen Verbindung zu einer imaginären »rechtsopportunistisch-trotzkistischen« Organisation beschuldigt, wurde er am 21. Januar 1938 vom Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR zum Tode durch Erschießen verurteilt und noch am gleichen Tage in Saratov hingerichtet. Weder in der Untersuchung noch vor Gericht bekannte sich der alte Revolutionär für schuldig. Trotz seiner Rehabilitierung im Jahre 1958 wurde Rjasanov noch auf Jahrzehnte später in der sowjetischen Geschichtswissenschaft als Unperson behandelt und dementsprechend totgeschwiegen. Das wenige, was man bisher über ihn wußte, verdanken wir neben dem Mathematikhistoriker Dirk Struik und dem Sozialwissenschaftler Bernd Rabehl vor allem der leider früh verstorbenen Moskauer Historikerin Valentina Smirnova. Es war maßgeblich ihr zu verdanken, daß vor etwa sechs Jahren im Zuge der Perestrojka Rjasanovs Leben und Werk verstärkte Aufmerksamkeit zuteil wurde. Anlässlich seines 120. Geburtstages war 1990 auch die Herausgabe ausgewählter Schriften angekündigt; das druckfertige Manuskript fiel aber den veränderten politischen Umständen zum Opfer.¹

Am 10. März 1870 wurde David Borisovič Goldendach, der später aus Gründen der Konspiration den Namen einer Romangestalt Turgenjews annahm, in einer jüdischen Familie in Odessa geboren. Die spärlichen Zeugnisse seiner Jugend hat Jindrich Divis in seiner Dissertation zusammengetragen. Als Gymnasiast 1886 wegen »Unfähigkeit« der Schule verwiesen, schloß sich Rjasanov schon als Schüler der Volkstümlerbewegung an und wurde frühzeitig mit den Schriften von Marx und Engels vertraut. Während zweier Auslandsreisen Ende der achtziger Jahre lernte er die verschiedenen russischen Emigrationskreise genauer kennen und hörte auf dem Gründungskongreß der II. Internationale 1889 in Paris zahlreiche Führer der internationalen Sozialdemokratie. Anfang 1890 kehrte er nach Odessa zurück und begann mit der Bildungsarbeit für revolutionäre Arbeiter. Bereits zu diesem Zeitpunkt entfaltete sich seine später berühmte, ja fast legendäre bibliophile und bibliographische Leidenschaft, indem er umfangreiche Kataloge über historische, politökonomische und philosophische Literatur zusammenstellte. Verhaftet und zu vier Jahren Gefängnis wegen »subversiver« Tätigkeit verurteilt, lebte er bis zur Jahrhundertwende unter Polizeiaufsicht in Kischinev.

Nach den entbehrungsreichen Neunzigern emigrierte Rjasanov 1901 und lebte in der Folgezeit in Genf, Paris, Zürich und Berlin. Im gleichen Jahr begann auch seine publizistische Laufbahn mit Artikeln für die *Iskra* und die theoretische Zeitschrift der »Iskra«-Gruppe *Zarja*. Als Mitglied der Gruppe »Borba« versuchte

Rjasanov in der Organisationsdiskussion der russischen Revolutionäre von Paris aus zwischen den verschiedenen Gruppierungen zu vermitteln. In seiner 1902 veröffentlichten Broschüre »Zwei Wahrheiten« skizzierte er die Entwicklungslinien der revolutionären Bewegung Rußlands von den Narodniki zum Marxismus und vertrat im Gegensatz zu Lenin die Auffassung, daß politisches Klassenbewußtsein nicht in die Arbeiterklasse hineingetragen, sondern nur in langen Massenkämpfen von ihr selbst hervorgebracht werden kann. Über seinen damaligen politischen Standort berichtet Rjasanov an Kautsky in einem undatierten, wahrscheinlich 1909 verfaßten Brief:

»Und doch war ich nicht gegen die Menschewiki. Umgekehrt ich bin in den Jahren 1901-1905 – vor der Revolution – einer der 'Massenstreikler', weil *prinzipieller* Gegner des Terrorismus und des *vorbereiteten bewaffneten Aufstands* sowie *aller* Kampforganisationen.« (International Institut voor Sociale Geschiedenis. Nachlaß Kautsky D XIX 254)

Schon vor der Revolution von 1905 genoß Rjasanov in der russischen und zunehmend auch in der internationalen Sozialdemokratie den Ruf eines vorzüglichen Kenners des literarischen Erbes von Marx und Engels. Seine Bekanntschaft mit den Führern der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie trug dazu bei, der russischen Bewegung den Zugang zu theoretischen Organen wie *Die Neue Zeit* und *Der Kampf* zu erleichtern. Im Revolutionsjahr 1905 debütierte Rjasanov mit einem längeren Aufsatz in der *Neuen Zeit* zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Noch im Herbst des gleichen Jahres kehrte Rjasanov nach Rußland zurück und beteiligte sich am Aufbau der Gewerkschaften in St. Petersburg. Daneben gehörte er der sozialdemokratischen Duma-Fraktion an.

Nach der Niederschlagung der Revolution emigrierte Rjasanov erneut und widmete sich von nun an seinem eigentlichen Lebenswerk, dem Studium und der Herausgabe des literarischen Nachlasses von Marx und Engels. »Er konnte«, charakterisierte der libertäre Schweizer Sozialist und Arzt Fritz Brupbacher mit einem ironischen Anflug Rjasanovs Forscherdrang, »wegen eines Kommas in einem Manuskript von Marx vierter Klasse und im ungeheizten Eisenbahnwagen mitten in der Nacht von Wien nach London reisen.« (Brupbacher 1973, 183f.)

Im ersten Jahrzehnt seiner Forschungstätigkeit, in der er bis zu seinem Lebensende von seiner Frau Anna unterstützt wurde, widmete sich Rjasanov den Rußland-Analysen von Marx und Engels, ihren vornehmlich für die *New-York Tribune* verfaßten Studien und Artikeln zur internationalen Politik in den fünfziger Jahren sowie ihrem Wirken in der I. Internationale. Vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Massenstreikdebatte und der mit ihr einhergehenden Diskussion über das Verhältnis von spontaner Arbeiterbewegung und Arbeiterpartei, von Gewerkschaft und Sozialdemokratie, wollte Rjasanov vor allem Marx' Position zur Gewerkschaftsfrage rekonstruieren. Mit einem Stipendium der Wiener Anton-Menger-Stiftung wollte er ab 1909 ein sogenanntes »Urkundenbuch der Internationale« sowie einen dazugehörigen Einleitungsband zur Geschichte der Internationalen Arbeiter-Assoziation herausgeben. Trotz der Nichtveröffentlichung auf Grund der Wirren des Ersten Weltkrieges leistete auch diese Arbeit einen wichtigen Beitrag dafür, daß Rjasanov bei der späteren Gründung des Marx-Engels-Instituts im Jahre 1921 über ein ausgereiftes theoretisch-methodologisches Konzept zur Erschließung des literarischen Erbes von Marx und

Engels verfügte, das im Laufe der vorangegangenen 15 Jahre im Kontext einiger bedeutender Forschungs- und Verlagsprojekte Gestalt angenommen hatte und seine zukünftigen Bewährungsproben glänzend bestehen sollte.

Neben der Forschungsarbeit über die I. Internationale hatte Rjasanov vor dem Ausbruch des Krieges auch in der langjährigen und vielschichtigen Diskussion über die Herausgabe des Marx-Engels-Briefwechsels eine Schlüsselposition inne, ja, er übte, wie sich Bernstein bei Dietz in einem Brief vom 31. März 1912 beklagte, gar »eine Art Zensuramt« aus. Im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam wird dazu ein überaus reicher Quellenfundus, das sogenannte Dossier »Briefwechsel zur Ausgabe der Korrespondenz Marx-Engels Dietz J.H.W.« aufbewahrt. Den Hinweis auf diese Materialien verdanken wir Götz Langkau, der in seiner Studie über den Wiener Editionsplan bereits einige wichtige Korrespondenzstücke abgedruckt hat. Dieses Briefwechseldossier verkörpert einen einzigartigen Wert, gestattet es doch, die interne Diskussion führender Köpfe der deutschen und internationalen Sozialdemokratie über das theoretische Erbe von Marx und Engels fast minutiös zu rekonstruieren.

In den Jahren des Ersten Weltkriegs vertrat Rjasanov internationalistische Positionen, nahm aktiv an der Zimmerwalder Bewegung teil, unterstützte zeitweise Lenin in Zürich bei der Literatúrauswahl und publizierte häufig in der von Trotzki in Paris herausgegebenen Zeitung *Naše Slovo*. Es kann an dieser Stelle nicht näher auf das vielfältige theoretische und praktisch-politische Wirken von Rjasanov in den Jahren 1917-1920 eingegangen werden (vgl. Rabehl 1973, 187f.). Ungeachtet seiner politischen Betätigung betrachtete sich Rjasanov in diesen Jahren hauptsächlich als Wissenschaftsorganisator. Als Leiter des Archivwesens galt seine erste Sorge der Rettung der in den Wirren von Revolution und Bürgerkrieg bedrohten Archive durch den Aufbau eines einheitlichen staatlichen Archivfonds (vgl. Starostin und Horhordina 1991). Daneben spielte er eine entscheidende Rolle beim Aufbau der Sozialistischen Akademie, dem höchsten Wissenschafts- und Forschungszentrum in Rußland. Im Rahmen dieser Einrichtung schuf er ein aus fünf Zimmern bestehendes Kabinett für Theorie, Geschichte und Praxis des Marxismus, den Kern des späteren Marx-Engels-Instituts, das nach seiner Gründung Anfang 1921 im Juli 1922 in eine selbständige wissenschaftliche Einrichtung umgewandelt wurde. Über ein Jahrzehnt stand Rjasanov an der Spitze des Instituts. Mehr als 200 wissenschaftliche Mitarbeiter, darunter auch eine große Anzahl menschewistischer Sozialisten und Anhänger Trotzki's – in Stalins Optik ein Hort von Ketzern – leisteten eine an Umfang und Qualität einmalige Arbeit. Fast in allen europäischen Hauptstädten trugen versierte Spezialisten, darunter u.a. Boris Nicolaevsky und Theodor Dan, Unmengen von Material zusammen. Rjasanov selbst – in seiner wissenschaftsorganisatorischen Leistung vergleichbar mit Antonio Panizzi, dem Direktor des British Museum zu Marx' Zeiten (vgl. Miller 1988) – reiste oft ins Ausland, kaufte berühmte und wertvolle Bibliotheken wie die von Theodor Mauthner und Wilhelm Windelband und knüpfte Kontakte zu staatlichen Stellen, um an wichtige Archivalien zu gelangen.

Über die offene und schöpferische Atmosphäre im Institut der zwanziger Jahre gibt es zahlreiche Zeugnisse, darunter auch die lebendige Schilderung aus der

Feder des österreichischen Schriftstellers und Majakovski-Übersetzers Hugo Huppert, die allerdings Rjasanov nicht voll gerecht wird (1977, 198ff.). Der belgische Revolutionär Victor Serge hat ihn so beschrieben:

»Ich war ihm mehrmals begegnet, beleibt, mit kräftigen Gesichtszügen, Bart und Schnurrbart dicht und weiß, mit aufmerksamem Blick, olympischer Stirn, einem stürmischen Temperament und einer Neigung zur Ironie ... Natürlich wurden seine ketzerischen Mitarbeiter häufig verhaftet; er verteidigte sie mit Umsicht. Er hatte überall Zutritt, die führenden Leute fürchteten seine freimütige Rede ein wenig.« (1977, 282)

Über die Bedeutung des von Rjasanov geschaffenen Instituts gab es auch im Ausland keinen Zweifel. In den *Sozialistischen Monatsheften* urteilte Paul Kampffmeyer nach Rjasanovs Absetzung:

»Das Moskauer Marx-Engels-Institut war das einzige geistige Aktivum des bolschewistischen Regimes. Immer kommt ein Zeitpunkt, da der Geist den Trägern der Macht verdächtig wird. Und daher demolieren die Moskauer Gewalthaber jetzt den geistigen Bau, den sie früher einmal errichten ließen.« (1931, 336)

Ähnlich fiel auch Kautskys Urteil aus, der das Institut als »eine der wenigen erfreulichen Schöpfungen Sowjetrußlands, in Wirklichkeit allerdings von Rjasanov« (1931, 443) charakterisierte.²

Die Feierlichkeiten anlässlich seines 60. Geburtstages sahen Rjasanov im Zenit seiner Laufbahn. Außer Stalin gratulierte die gesamte Parteiführung, Glückwünsche aus aller Welt trafen ein. Eine 662seitige Festschrift³ enthielt zahlreiche Artikel über sein Leben und Werk einschließlich einer nahezu vollständigen Bibliographie. In einer Laudatio charakterisierte Ernst Czóbel, einer seiner bedeutendsten Schüler und 1919 erster und einziger Botschafter Räteungarns in Wien, seine Verdienste:

»Erst Rjasanov, ein ausgezeichnete Kenner der Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts, gründlichst vertraut mit der historischen Literatur aller wichtigen Länder, insbesondere aber mit den Quellen der Geschichte der Arbeiterbewegung, eröffnete der Marx-Engels-Forschung einen wirklich universalgeschichtlichen, internationalen Horizont ... Das zweite Moment, das schon in der ersten Periode der marxkundlichen Forschungen Rjasanovs hervortritt, ist das Streben nach *Planmäßigkeit* und möglicher *Vollständigkeit* in der Erfassung und Reproduktion des literarischen Schaffens von Marx und Engels.« (1930, 411)

Das Forschungsprogramm gipfelte in der ersten MEGA, die Rjasanov seit 1927 herausgab⁴ und deren spiritus rector er bis 1931 blieb. Nicht nur in der MEGA, sondern auch im Marx-Engels-Archiv wurden eine Reihe wichtiger Texte aus dem literarischen Nachlaß von Marx und Engels veröffentlicht, darunter die »Dialektik der Natur«, die »Entwürfe zum Bürgerkrieg in Frankreich«, »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«, »Die großen Männer des Exils«, die wichtigsten Teile der »Deutschen Ideologie« sowie Marx' Briefwechsel mit Vera Sassulitsch über die russische Dorfgemeinde und sein Briefwechsel mit Führern der deutschen Arbeiterbewegung in den siebziger und achtziger Jahren. Für die Popularisierung des Werkes von Marx und Engels in weiteren Kreisen leistete Rjasanov ebenfalls Erstaunliches; seine für das breite Publikum bestimmten Schriften, wie die Marx-Engels-Doppelbiographie, erreichten Auflagen von 50000 Exemplaren. Neben dem Werk von Marx und Engels wurden »Die Bibliothek des Materialismus«, »Die Klassiker der Politischen Ökonomie« sowie

»Die Bibliothek des Wissenschaftlichen Sozialismus«, darunter auch eine 24-bändige Plechanow-Edition, von ihm herausgegeben.

Ende 1930 zogen sich über Rjasanovs Kopf die Gewitterwolken zusammen. Am 9. Dezember 1930 stellte Stalin in einem Gespräch mit Hörern des Instituts der Roten Professur bei namentlicher Nennung Rjasanovs die Aufgabe, »die gesamte Kritik zu entfalten. Schlagen, das ist das Hauptproblem. Schlagen in alle Richtungen, auch dort, wo bisher nicht geschlagen wurde.« (Smirnova 1989, 83). Stalin, der zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs unangefochten im Sattel saß, war der eng mit Bucharin befreundete Rjasanov (Medvedev 1980, 114) zweifellos schon lange ein Dorn im Auge – auf Grund seines unerschrockenen Eintretens für »ketzerische« Mitarbeiter und seiner in der Partei weithin anerkannten geistigen Unabhängigkeit. Ausflüge Stalins in das Reich der Theorie pflegte der Gelehrte mit dem halb belustigten, halb unwilligen Zuruf zu unterbrechen: »Halt ein, Koba, blamiere dich nicht! Jeder weiß, daß die Theorie nicht dein Feld ist.« (Deutscher 1990, 377) Insbesondere Rjasanovs undogmatischer Umgang mit den Ideen von Marx und Engels, sein Bemühen um die möglichst vollständige Rekonstruktion ihres theoretischen und praktischen Lebenswerkes auf breiter historischer Grundlage, wie es in der MEGA zum Ausdruck kam, waren Stalin in hohem Maße suspekt und konnten mit seinem verkürzten Theorieverständnis nicht koexistieren.

Rjasanovs Ablösung vollzog sich im unmittelbaren Vorfeld des politischen Schauprozesses gegen die sogenannte »Menschewistenzentrale«, der von 1. bis 9. März 1931 in Moskau stattfand⁵ und in dem vor allem Angehörige der staatlichen Plankommission (u.a. W. Groman, I. Rubin, W. Scher, N. Suchanov) zu den Angeklagten zählten. Der bekannte Ökonom Rubin, früher Mitarbeiter des Marx-Engels-Instituts, hatte unter folterähnlichem Druck, wie seine Schwester später erzählte (Medvedev 1973, 152ff.), Rjasanov mit absurden Behauptungen schwer belastet. In seinem Institut sollten sich angeblich Dokumente der Sozialistischen Internationale über einen geplanten Krieg gegen die UdSSR befinden. Serge, der in dieser Zeit mit zahlreichen Mitarbeitern des Marx-Engels-Instituts eng befreundet war, schildert den Fortgang der Ereignisse:

»Rjasanov wurde noch in derselben Nacht in das Politbüro gerufen und hatte dort eine heftige Auseinandersetzung mit Stalin. 'Wo sind die Dokumente?', schrie der Generalsekretär. Rjasanov antwortete scharf: 'Die werden Sie nirgends finden, wenn Sie sie nicht selbst mitbringen!'« (1977, 282)

Nach diesem Eklat wurde Rjasanov am 16. Februar 1931 verhaftet, aus der Partei ausgeschlossen, von seinem Posten abgesetzt und in die Wolgastadt Saratow verbannt, in die ihm seine Frau freiwillig folgte. Das internationale Echo und die Proteste waren außerordentlich groß (Friedrich Adler, Theodor Dan, Karl Kautsky, Carl von Ossietzky, Leo Trotzki u.a.). Vom Geheimdienst regelmäßig informiert, folgte Stalin der Untersuchung und der »Bestrafung« Rjasanovs aufmerksam. Rjasanov wurde im Juli 1937 in das Saratover Gefängnis, das Anna Bucharina zufolge einen besonders schlechten Ruf besaß (1989, 25), eingesperrt und ein halbes Jahr später dort erschossen.

Trotz ihres vorzeitigen Endes war die erste MEGA eine wissenschaftlich und organisatorisch herausragende Leistung Rjasanovs und seiner Mitstreiter, die

weltweite Verbreitung und Anerkennung fand und deren Rezeptionsgeschichte noch nicht geschrieben ist.⁶ Mit ihr schuf Rjasanov zugleich das Fundament für die heutige Marx-Engels-Forschung und -Edition. Die Fortsetzung der zweiten MEGA ist der wichtigste Beitrag, Rjasanovs Vermächtnis und das vieler weiterer Opfer Stalinscher Repressionen zu erfüllen.

Anmerkungen

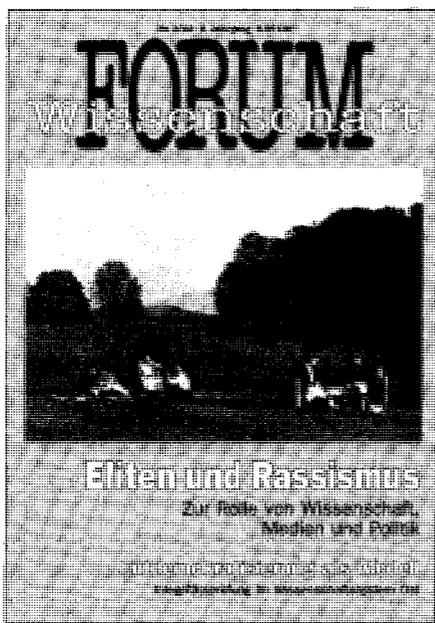
- 1 Aus Rjasanovs Nachlaß im ehemaligen Moskauer Parteiarchiv ist viel vernichtet worden. Überliefert sind insgesamt neun zum Teil recht umfangreiche Materialsammlungen (darunter u.a. zur Gewerkschaftsarbeit, Vorlesungsmanuskripte für die Militärakademie, Redekonspunkte zu den unterschiedlichsten Anlässen sowie zahlreiche Briefe). Daneben sind im ehemaligen KGB-Archiv insgesamt 15 Bände Rjasanovs überliefert, die dem sowjetischen Geheimdienst bei Rjasanovs erster Verhaftung im Februar 1931 in die Hände fielen. Zu den interessantesten und eine Veröffentlichung lohnenden Materialien zählt das Manuskript seines Akademievortrages »Lenin als Theoretiker des proletarischen Staates« (Zentrales Parteiarchiv Moskau [jetzt: Russ. Zentrum f. d. Aufbewahrung und Erforschung der Dokumente der jüngeren Geschichte], F.301, op.1, d.78), gehalten am 2.3.1924. – Ich bin Frau Dr. Galina Golovina, Leiterin der Marx-Engels-Abteilung des Archives, für ihre bereitwillige Unterstützung meiner Forschungsarbeit zu großem Dank verpflichtet.
- 2 Sehr aufschlußreich für Art und Umfang der Informationen, die über Rjasanovs Sturz und sein Leben in der Verbannung nach Westeuropa drangen, ist ein Brief Meyers an die Familie Kautsky. »Ad vocem Rjasanoff, so erhielt ich dieser Tage von einer früheren persönlichen Mitarbeiterin, die aus Moskau kam, mündlichen Bericht. Er ist aus der Partei ausgestoßen, darf in Saratov wissenschaftlich arbeiten, aber *nicht* drucken lassen; seine Korrespondenz wird überwacht. (Auch Drucksachen, sagte mir kürzlich Botschafter v. Dirksen, sollte man nicht schicken.) Seine Frau dagegen bekleidet ebenfalls in Saratov eine hohe Vertrauensstellung in der Partei. Man wollte sie ursprünglich in Moskau behalten, doch sie äußerte den Wunsch, ihm folgen zu dürfen, u. dem wurde willfahrt. Daß Rj. *unter kommunistischem Gesichtspunkt* 'sein Schicksal verdient hat', könnte die Frau voll ausgesprochen haben. Die Aufbewahrung der Rubinschen Papiere würde dafür hinreichen, so scheint es mir. Ich denke im übrigen ganz wie Sie, liebe Frau Kautsky, über Fall wie Person. Meine Gewährsmännin, eine geistig u. menschlich hochstehende, seit Jahren in Moskau lebende Kommunistin erklärte mir: 'er ist lebendig tot'.« (Gustav Mayer an Karl und Luise Kautsky, 23. Mai 1932, Nachlaß Kautsky D XVI 528)
- 3 Na boevom postu. Sbornik k šestidesjatiletiju D.B. Rjasanova. Moskva 1930. Die Festschrift enthält eine nahezu vollständige Bibliographie der Schriften Rjasanovs mit 520 Titeln, darunter 334 Originalarbeiten (623-650). Zu den übersehenen Titeln zählt u.a. die Herausgabe einer Broschüre Ecksteins aus dessen Nachlaß durch Rjasanov: Die deutsche Sozialdemokratie während des Weltkrieges. Zürich 1917.
- 4 Zur Geschichte der ersten MEGA siehe Bahne 1983; zur Vor- und Frühgeschichte der MEGA siehe Migdal 1981.
- 5 Siehe Process konterrevolucionnoj organizacii menševikov. (1 marta – 9 marta 1931 g.) Stenogramma sudenovo processa, obvinitelnoe zaključenie iprigovor. Moskva 1931.
- 6 In einem Gespräch am 18. September 1991 in Paris teilte mir Prof. Maximilien Rubel, der Nestor der internationalen Marx-Engels-Forschung beispielsweise mit, daß sein Marxverständnis wesentlich durch die erste MEGA geprägt wurde, die er Anfang der vierziger Jahre in der Pariser Nationalbibliothek studieren konnte.

Literaturverzeichnis

Adler, Friedrich, 1931: Der Moskauer Prozeß und die Sozialistische Arbeiterinternationale. In: Der Kampf. Sozialdemokratische Monatszeitschrift 24, 4, 145-155

- Bahne, Siegfried, 1983: Zur Geschichte der ersten Marx/Engels-Gesamtausgabe. In: Harstick, Hans-Peter u.a. (Hrsg.): Arbeiterbewegung und Geschichte. Festschrift für Shlomo Na'aman zum 70. Geburtstag. Trier, 146-165
- Brupbacher, Fritz, 1973: 60 Jahre Ketzler. Ich log so wenig wie möglich. Selbstbiographie. Zürich
- Bucharina, Anna Larina, 1989: Nun bin ich schon weit über zwanzig. Erinnerungen. Göttingen
- Czóbel, Ernst, 1930: Rjasanov als Marxforscher (Zum 60. Geburtstag D. Rjasanovs). In: Unter dem Banner des Marxismus 4, 3, 401-417
- Dan, Theodor, 1931: Der Moskauer Prozeß und die Sozialistische Arbeiter-Internationale. Berlin
- Deutscher, Isaac, 1962: Der unbewaffnete Prophet. Stuttgart
- ders., 1990: Stalin. Eine politische Biographie. Berlin (Neuausgabe)
- Divis, Jindrich, 1988: Een overloed aan Onbehegen. D.B. Rjasanov in de Russische Sociaal-Democratie 1901-1903. Leiden
- Huppert, Hugo, 1977: Wanduhr mit Vordergrund. Halle/Saale
- Kampffmeyer, Paul, 1931: Das Marx-Engels-Institut und die Arbeit sozialistischer Forschung. In: Sozialistische Monatshefte 37, 73.Bd., Teil 1, 336
- Kautsky, Karl, 1931: Zur Geschichte des Marxschen Programmbriefes von 1875. In: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik 9, 1, 443
- Krylov, V.V., 1990: Čelovek ogromnoj energii i intelekta. In: Sovetskaja bibliografija 6, 47-53
- Langkau, Götz, 1983: Marx-Gesamtausgabe – dringendes Parteiinteresse oder dekorativer Zweck? Ein Wiener Editionsplan zum 30. Todestag, Briefe und Briefauszüge. In: International Review of Social History 28, 1, 105-142
- Medvedev, Roy A., 1973: Die Wahrheit ist unsere Stärke. Geschichte und Folgen des Stalinismus. Hrsg. von David Joravsky und Georges Haupt. Frankfurt/M.
- ders., 1980: Nikolai Bukharin. The last years. New York, London
- Migdal, Ulrike, 1981: Die Frühgeschichte des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Frankfurt/M., New York
- Miller, Edward, 1988: Prince of Librarians. The life and time of Antonio Panizzi of the British Museum. London
- Ossietzky, Carl von, 1931: Menschewiken. In: Die Weltbühne 27, 10, 348-350
- Rabehl, Bernd, 1973: Über den Marxisten und Marxforscher Rjasanov. In: David Rjasanov: Marx und Engels nicht nur für Anfänger. West-Berlin, 181-190
- Rjasanov, David, 1902: Dve Pravdy. Narodničestvo i Marksizm. Očerki iz istorii ruskoj intelligencii. Zeneva
- ders., 1909: Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa. Kritische Untersuchungen. Stuttgart, Ergänzungsheft 5 der Neuen Zeit
- ders. (Hrsg.), 1917: Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1852 bis 1862. 2 Bde., Stuttgart
- Rokitjanski, Jakir G., 1993: Das tragische Schicksal von David B. Rjasanov. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung N.F. 1993: Marx-Engels-Forschung im historischen Spannungsfeld. Hamburg (i.Vorb.)
- Serge, Victor, 1977: Erinnerungen eines Revolutionärs 1901-1941. Hamburg
- Smirnova, Valentina, 1989: Pervyj direktor Instituta K. Marksa i F. Engel'sa D.B. Rjasanov. In: Voprosi istorii 32, 9, 71-84
- Starostin, E.V., und T.I. Horhordina, 1991: Mythen und Realität. Das Dekret »Über die Reorganisation und Zentralisierung des Archivwesens der RFSFR« vom 1. Juni 1918. In: Archivmitteilungen 41, 2, 56-64
- Struik, Dirk J., 1973: Introduction. In: David Rjasanov: Karl Marx und Friedrich Engels. An introduction in their lives and work. New York, London 3-10
- Trotzki, Leo, 1931: Delo t. Rjasanova. In: Bjulleten Oppozicii (Bolčevikov-Lenincev). Nr. 21/22, Mai-Juni, 19-23 (dt. unter dem Titel: In Sachen des Genossen Rjasanov. In: Die Aktion 21 [1931] 1/2, 16-20)

Das kritische Wissenschaftsmagazin



Forum Wissenschaft
erscheint vierteljährlich
mit 70 – 90 Seiten.

8,50 DM kostet das Einzelheft,
35,- DM das Jahres-Abo im In-
land, 40,- DM ein Auslands-Abo.

Ähere Titel:

3/91: Tierversuche – sinnloses
Ritual der Wissenschaft?

4/91: Umweltsanierung Ost
nach westlichem „Vorbild“

1/92: Uni – was nun? • Paten-
tirtes Leben. Zur Konstruktion
großer Forschung

2/92: Dominanzverhältnisse –
Dem europäischen Expansionis-
mus zum 500. Geburtstag.

Kostenloses
Probeheft anfordern!

Neu!
Heft 3/92

Eliten und Rassismus – Zur Rolle von Wissenschaft, Medien und Politik: Siegfried Jäger: Elitediskurs und Alltagsbewußtsein – Zu Ursachen der Eskalation rassistisch motivierter Gewalttaten in Deutschland • Irmgard Pinn: Rassismus und Bevölkerungspolitik • Sigrid Harnisch / Petra Wagner: „Ausländer bleiben – Nazis vertreiben“? – Überlegungen zum hilflosen Antirassismus • Teun A. van Dijk (NL): Intellektuelle, Rassismus und die Presse • Richard Goldstein (USA): Eine Allianz weißer Männer – Die Politik der »political correctness«.

„Südfront“: Dorothee Piermont: Die »globalen« Fragen – Neue Waffe des alten Imperialismus • Taller de la Solidaridad/Solidaritätswerkstatt: Solidarität mit Cuba – Ein Tropfen auf den heißen Stein?

Dossier, Entdemokratisierung als Modell: „Wegen mangelnder persönlicher Eignung“ – Diskussion über die »personelle Erneuerung« im Osten. TeilnehmerInnen: Achim Bittrich • Sonja Brentjes • Sigrid Hoppe • Klaus Kinner • Hans-Dieter Klein • Ingrid Kuczynski • Peter Kuczynski • Inbert Laitko • Bernd Marquard • Bernd Okun • Peer Pasternak • Gisela Petruschka • Karin Rührdanz • Manfred Stern • Horst Zschke • Ulrich Ziegler.

Ökologie: Thomas Baumgartner/ Frieder Rubik: Impulse für eine Norm – Zur Praxis ökologischer Produktbilanzen.

Und im Magazin: Frauenmagazin • Martina's Zahlentafel • Themen & Texte • Tagungsberichte • Rezensionen • Termine • Hausmitteilungen usw. ...

Bert Hoffmann

Kuba: Nicht Modell, Tragödie

Der bittere Geschmack des Cuba Libre jenseits der Hotelbar

»Die lateinamerikanischen Intellektuellen sind immer noch so romantisch, wenn es um Kuba geht«, seufzt die Freundin in Havanna, als die erste Meldung der abendlichen Nachrichtensendung den Befreiungstheologen Boff beim Tomatenpflückeinsatz zeigt und über den Bildschirm seine Solidaritätsbekundung mit dem kubanischen Sozialismus als Hoffnung der Menschheit flimmert. »Für die Lateinamerikaner ist Kuba eben ein Symbol«, sagt die Kubanerin resigniert. Ein Symbol, das von außen hoch zu halten sehr viel angenehmer ist, als in ihm zu leben.

Nicht nur die lateinamerikanischen Intellektuellen, ließe sich hinzufügen. Das »Symbol Kuba« verstellt auch hierzulande den Blick auf das Kuba des Jahres 1992; Ergebnis sind Phrasen wie »Kuba soll leben, damit es sich verändern kann« – so der Titel des Beitrags zur Kuba-Debatte in *Argument* 193. Ach, alle wollen wir das ja. Leider ist die Frage eine ganz andere: Wie um alles in der Welt könnte sich denn in Kuba etwas verändern in Richtung einer »sozialistischen Demokratisierung« (Jan Rehmann), oder wie immer man das Kind taufen mag?

Und vor allem: Wie verhalten wir uns als hiesige Linke, wenn die gegenwärtigen Machthaber in Havanna nicht nur nicht an solchen Veränderungen interessiert sind, sondern sie vielmehr aktiv und mit durchaus unrühmlichen Methoden bekämpfen? Denn das ist die entscheidende Lehre, die Fidel Castro aus dem »Desaster« in Ost-Europa zieht: Die sozialistischen Regierungen seien vor allem deshalb gefallen, »weil sie nicht den repressiven Charakter der kapitalistischen Regime hatten«, »weil die sozialistischen Staaten nicht solche Experten in Sachen Repression waren wie die westlichen«, so die Analyse des *Máximo Líder*: »Wenn eine Million Menschen auf die Straße gegangen sind, dann ist in jedem sozialistischen Land in Ost-Europa ja gleich die Regierung gefallen!« (Zitate aus Castro, 1991: *Presente y Futuro de Cuba. La Habana*) Es bedarf nicht viel Phantasie, für Kuba hier die Option der »chinesischen Lösung« herauszulesen; und in der Tat ließ Castros Haltung zum Tiananmen-Massaker auch nichts an Eindeutigkeit zu wünschen übrig. Castros *Sozialismus oder Tod*: Was für einen einzelnen die legitime individuelle Option ist, sein Leben für »die Sache« zu geben, wird aus dem Munde der Macht, die *Socialismo* mit dem politischen Status quo – das heißt, mit dem Erhalt der eigenen Macht – gleichsetzt, eine unverhohlene Todes-Drohung gegen alle, die eine Veränderung dieses Status quo anstreben.

Widerstehen um jeden Preis, auch in der letzten Konsequenz. Noch im Dezember vergangenen Jahres fand Castro es – vor laufender Kamera des kubanischen Fernsehens – kein Problem, daß die sowjetischen Streitkräfte während der Kuba-Krise den Befehl hatten, bei einem Angriff der USA mit den einsatzbereiten sowjetischen Atomwaffen auf der Insel zu antworten, ohne die kubanische Regierung zu fragen, ohne daß die kubanische Regierung überhaupt informiert

worden war, ob und wieviele Atomwaffen auf der Insel waren. »Ich bin entsetzt«, so Castro, »wenn ich jetzt höre, daß die Sowjets nur *neun* taktische Atomraketen auf der Insel hatten. Ich hatte immer gedacht, sie hätten viel mehr. Die USA hätten viel mehr Atomwaffen eingesetzt. Ich sehe nicht, wie wir mit nur neun Atomraketen gegen die USA hätten gewinnen können.« Und es folgt eine Anekdote, wie er, Castro, bei seinem späteren Besuch in der Sowjetunion eine Abschußbasis für Interkontinentalraketen besuchen wollte, und Nikita ihm dies freundlicherweise auch gewährt hat. Was ein Atomkrieg für Kuba, für die Menschen auf Kuba, bedeutet hätte? Eine Überlegung, für die kein Raum ist, wo »Widerstehen um jeden Preis« zur Wasserscheide zwischen revolutionärer Moral und Verrat wird.

Harter Tobak vorneweg. Sicher, zur Zeit droht kein Atomkrieg, sondern die Wirtschaft ist es, die das politische System Castros stranguliert und die KubanerInnen verarmen läßt. Aber es tut Not, sich in drastischer Form klar darüber zu werden, zu welchen Kosten und auf wessen Rücken Castros unnachgiebiger Anti-Imperialismus ausgetragen wird, den wir aus der recht komfortablen Position im fernen Deutschland so gerne goutieren.

* * *

»Dies ist eine Revolution, die sich schämen muß, weil sie gezwungen ist, Malanga zu rationieren«, sagte Fidel Castro im Frühjahr 1962 seinem Volk. Heute, 30 Jahre später, ist nicht nur die tropische Knollenfrucht Malanga rationiert, sondern praktisch alles, was legal erhältlich ist, vom Reis bis zum Bleistift, von den Zigaretten bis zur Unterhose. Und die Rationierungen reichen wohl noch zum Überleben, aber nicht mehr zum Leben, so wie es die KubanerInnen in 30 Jahren als menschenwürdig, als soziales Menschenrecht vermittelt bekommen haben. Denn der eigene Lebensstandard von vor zwei oder fünf Jahren ist vor allem der Maßstab, an dem auf Kuba die bittere Gegenwart gemessen wird, nicht die Favelas von São Paulo und auch nicht nur Miami.

Der wirtschaftliche Verfall des Landes ist mit dem Wort »dramatisch« noch milde beschrieben. Nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Verbündeten bricht mit einer gewissen Zeitverzögerung nun die materielle Grundlage des »alternativen Entwicklungsweges« Kubas genauso vollständig zusammen. Es ist ein Fall ins Bodenlose. Die auf Gedeih und Verderb in die »internationale sozialistische Arbeitsteilung« des RGW integrierte Industrie Kubas ist ohne diesen nicht lebensfähig. Es dürften inzwischen auf Kuba – ohne daß es hierfür Zahlen gäbe – mehr Fabriken stillstehen als noch produzieren. Und auch die traditionellen Agrarexporte haben ihre Abnehmer verloren, allen voran der Zucker, der zu Beginn der neunziger Jahre noch immer 80 Prozent der kubanischen Exporte ausmachte. Daß die diesjährige Zuckerrohrernte ein Rekordtief erreichen wird, ist dabei noch das geringste Problem. Die hochsubventionierten Abnahmepreise der Sowjetunion sind Vergangenheit, doch Kuba weiß heute nicht einmal mehr, wem auf dem aufgeteilten und mit protektionistischen Barrieren abgesicherten Weltzuckermarkt es überhaupt seine Millionen Tonnen zum »Müllpreis des Weltmarkts« (Castro) verkaufen könnte.

Der brutale Niedergang der gesamten Wirtschaft reißt auch in Kuba die Fundamente der Gesellschaft hinweg. Fidel hat wohl fraglos noch immer mehr Unterstützung im Volk, als sie ein Jaruzelski, Ceaucescu oder Husák je hatte. Aber die Versorgungsengpässe überschreiten inzwischen viele Schmerzgrenzen, wenn seit fünf Monaten kein Stück Seife mehr legal zu bekommen ist, das Mittagessen in der Fabrikantene tagtäglich nur noch aus einem Brötchen mit etwas Speiseöl drauf besteht oder im Krankenhaus die Operationsfäden fehlen, mit Ersatzmaterial improvisiert werden muß, die frisch genähten Wunden sich deshalb entzünden und erneut geöffnet werden müssen. Die Liste der Alltagsdramen und -absurditäten ist endlos.

Die in der Tat großen sozialen Errungenschaften Kubas sind nicht erst durch eine kapitalistische Wendung bedroht; ihr massiver Rollback ist bereits in vollem Gange. Wo die Papierlieferungen aus der Sowjetunion nicht mehr kommen, gibt es keine Schulhefte mehr, und wo die Vorräte der einst importierten Medikamente aufgebraucht sind, können Kubas gut ausgebildete Ärzte zwar diagnostizieren, aber keine Arznei mehr verschreiben. Und es fehlt einfach an allem, von den Ersatzteilen der komplizierten medizinischen Apparaturen bis hin zum Öl für die Heizkessel, mit denen die Bettwäsche im Krankenhaus gewaschen wird.

Während die offizielle Rhetorik bei den unzähligen Nöten und Engpässen den aufrechten Gang, gegebenfalls auch den aufrechten Untergang beschwört, verbiegt sich die Gesellschaft unter der allgegenwärtigen, alltäglichen Heuchelei und Korruption bis zur Deformierung. Das offensichtlichste Beispiel dieser Erosion von Werten und Normen ist die Prostitution, die in den letzten Jahren boomartig zugenommen hat: Da drehen Abend für Abend die exotischen Schönen im *Habana Libre*, dem einstigen Hilton, ihre Arbeitsrunden um die Dollar-Touristen. Ihre Zuhälter sind mit den Sicherheitsbeamten auf Du, und in der Ausbildung für die Arbeit im Tourismus-Bereich wird offen vermittelt, daß dies zur Steigerung der Deviseneinnahmen nötig sei. Doch ungebrochen brüstet sich der revolutionäre Jesuitenschüler Castro damit, »wie viele Frauen wir aus der Prostitution errettet haben!« Der eklatante Kontrast zwischen der pathetischer denn je hochgehaltenen Fassade von revolutionärer Moral und Heldentum und der alltäglichen Lüge und Doppelmoral ist schmerzhaft und für viele KubanerInnen schwer erträglich.

Das Anwachsen der Prostitution – auch für den nationalen Schwarzmarkt – ist dabei lediglich Reflex und Folge des Auseinanderfallens der kubanischen Ökonomie. Denn seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Verbündeten treibt die Regierung eine wirtschaftliche Doppelstrategie voran: Zum einen der forcierte Ausbau des Dollarsektors mit zunehmender Ausrichtung an kapitalistischen Methoden und Normen – neben einigen Bereichen der Exportproduktion vor allem im Devisentourismus. Den ausländischen Interessenten der in allen Bereichen offerierten Joint Ventures werden diese nicht nur mit »großzügigen und flexiblen Bedingungen«, Steuerfreiheit und freiem Gewinntransfer schmackhaft gemacht, sondern auch damit, daß sie – im Unterschied zu anderen Ländern Lateinamerikas – auf Kuba keine Arbeitskonflikte zu fürchten hätten ...

Zum anderen wird die Peso-Welt des kubanischen Volkes in drastischen Formen auf Austerität und Autarkie eingeschworen und umorientiert, während

jegliche Ansätze von Marktmechanismen eliminiert worden sind. »Was wir im Moment haben, ist praktisch eine Kriegswirtschaft«, benennt dies Castro selbst. Mit ihr will er den geordneten Rückzug der kubanischen Bevölkerung aus einem bescheidenen Wohlstandsdasein auf eine egalitäre Überlebensökonomie auf niedrigstem Niveau unter Kontrolle halten.

Doch die Vorstellung des *Comandante en Jefe*, daß sich die quasi-kapitalistischen Enklaven der Dollar-Ökonomie von der moralischen, sozialistischen Peso-Welt trennen ließen, wird von der Wirklichkeit nicht gedeckt. Die nur den devisenbesitzenden Ausländern zugänglichen Restaurants, Taxis und Intershops werden von vielen in Havanna als krasse soziale Apartheid erlebt und schaffen Ressentiments. Die Kluft zwischen dem eigenen Abstieg und dem vorgeführten anderen Leben ist zu gewaltig. Der Schwarzmarktkurs, der im Frühjahr diesen Jahres bereits bei 25-30 Pesos für einen Dollar angelangt war, läßt die normalen kubanischen Monatsgehälter auf umgerechnet zwischen 5 und 25 US-Dollar schrumpfen. Wo ein Geschenkpaket der Verwandten aus Miami den Jahresverdienst deklassiert, fällt es schwer, die Würde der Revolution zu wahren.

So hat sich zwischen der Peso- und der Dollarökonomie ein informeller – genaugenommen: illegaler – Wirtschaftssektor etabliert, dessen Bedeutung beständig wächst: Der Reiseleiter, der sich sein Trinkgeld in Jeans und Kaugummi zahlen läßt; der Hotel-Barkeeper, der den Schwarzmarkt mit Rum versorgt; die Intellektuellen, die sich in der Finanzierung durch ausländische Verlage, Institutionen oder Stiftungen neue Nischen suchen, bei denen für eine Übersetzungsarbeit schon mal 500 Dollar cash abfallen oder der Beitrag für eine Publikation mit einem Videorekorder entlohnt wird; der Fahrer der Touristenbusse, der sich hin und wieder ein paar Liter Benzin abzweigen kann; die jungen Kubaner, die den Ausländern auf der Straße hinter vorgehaltener Hand Havanna-Zigarren, schöne Chicas oder private Übernachtungsmöglichkeiten anbieten.

Neben die alten Privilegierten, die sich aus ihrer Nähe zu Partei, Staat oder Armee speisen, tritt so eine diffuse Gruppe neuer Privilegierter, die sich durch ihren Zugang zur Dollar-Welt nährt. Zum Teil überschneiden sie sich – Beziehungen, Korruption und Schwarzmarkt verbinden. Doch die Gewichte zwischen ihnen verschieben sich. Denn während der Dollar-Sektor und seine Schattenwirtschaft kräftig anwachsen, fallen die Belohnungen, die der Staat verteilen kann, zunehmend dürftiger aus. Ob die Benzinrationen für die privaten Moskvich und Ladas reduziert oder die bei allen *Cubana*-Flügen freigehaltenen »Politplätze« zusammengestrichen werden – die Krise der leeren Haushaltskassen trifft hier, freilich in abgestuftem Maße, auch direkt die Privilegierten des Systems, die Herrschenden und ihr Umfeld.

Folge ist eine vielfach spürbare Schizophrenie: Weil der materielle Aspekt der privilegierten Situation ins Wanken gerät, klammert man sich oft um so mehr an den formalen, die Entscheidungsgewalt, die Autoritätsstellung, die Macht des unanfechtbaren Dogmatismus. Zum anderen versucht man gleichzeitig, auch seine materiellen Privilegien so gut es geht über die Zeit zu retten, indem man – nun ebenfalls jenseits der staatlichen, über informelle Mechanismen – an den Brosamen der Dollar-Welt und des Schwarzmarktes zu partizipieren sucht.

All diese massiven Umschichtungen und Verwerfungen in den sozialen Verhältnissen Kubas werden dadurch so unberechenbar und explosiv, daß ihnen keine Veränderungen im gesellschaftlichen und politischen Überbau entsprechen. Sie werden entweder überhaupt nicht wahrgenommen oder zu »negativen Tendenzen« heruntergespielt, zu Randerscheinungen ohne Bedeutung – dabei wird bereits jetzt ein konsequentes repressives Aufräumen mit dem Schwarzmarkt dadurch verhindert, daß sich die Herrschenden damit selbst einen entscheidenden Teil ihrer eigenen materiellen Basis unter den Füßen weg-schlagen würden.

Kuba gleicht so einem Dampfkessel mit zunehmendem Druck. Doch statt Ventile zuzulassen, um den sich aufstauenden Druck zu mindern, setzt die Regierung Castro vielmehr starr darauf, den Deckel auf dem Kessel zu verstärken: Kampagnen zur »inneren Sicherheit« mobilisieren die Bevölkerung zu Verteidigungsübungen, die zivilen Staatssicherer in Havannas Altstadt sind mit neuen Sony-Funktelefonen ausgestattet, in den hoffnungslos überfüllten Bussen der Hauptstadt fahren inzwischen regelmäßig Ordner mit roten Armbinden mit, und hinter der berühmten Eisdiele »Coppelia«, einem zentralen Jugendtreffpunkt in Havanna, stehen selbstverständlich jeden Abend Mercedes-Mannschaftswagen der *Brigadas Especiales* der Polizei bereit.

* * *

Der Blick auf das Leben in Kuba ist weniger erhebend als der auf die Landkarte, die unweigerlich klammheimliche Freude weckt, daß dort, 90 Meilen vor der Küste von Florida, ein kleiner David dem großen häßlichen Goliath trotzt. Doch auf Kuba ist Castro selbst der Goliath, und die potentiellen Davids werden kurzgehalten, noch bevor sie zur Schleuder greifen können. Und der Weltgeschichte großes Rad, das macht nicht satt.

»Kuba soll leben« – Kuba, das ist nicht Castro, das ist nicht das Politbüro, das ist auch nicht das politische System mit dem Etikett »Socialismo«. Wir werden hier differenzieren lernen müssen.

Wer für den kubanischen Sozialismus eintritt, wird nicht umhin kommen zu sagen, was diesen im Jahre 1992ff. eigentlich ausmacht. Eine Denkübung: Kriegswirtschaft, die nach unten vergleichsweise egalitäre Zuteilung der wenigen Güter, medizinische Grundversorgung soweit möglich, strenge Disziplin und undisputierbare Befehle von oben – was, wenn Castros Modell der kubanischen Gesellschaft die Kaserne ist? Castro ist seit mehr als drei Jahrzehnten oberster Militär einer regulären Volksarmee, so bösartig fände er den Gedanken vermutlich gar nicht. Oder ein anderer: Als Gesellschaftsmodell die Jesuitenschule. Wie gesagt, Denkübungen: Was ist auf Kuba heute Sozialismus? Ist das ein emanzipatives Modell?

Auch eine zweite, vielleicht noch entscheidendere ideologische Festung Castros ist zu durchdenken: Unabhängigkeit. Die Totschlagalternative: Die Unabhängigkeit Kubas verteidigen oder vor den Yankees kapitulieren. Unabhängigkeit als höchstes Dogma – und als Mythos. Denn natürlich ist Kuba abhängig von den USA; nichts was offenkundiger, nichts was trivialer wäre. Die Frage ist

lediglich, in welchem Maße, und in welcher Form diese Abhängigkeit Ausdruck findet. Die durch die RGW-Anbindung ermöglichte privilegierte Ausnahme-situation hat sich mit dem Zusammenbruch der UdSSR verkehrt zu einem Zustand, in dem die Abhängigkeit der Insel von den USA wohl größer denn je ist. Und sie wächst mit jedem Tag des »Socialismo o Muerte«. Daß der Überbau noch Kapriolen in der Luft schlägt, ändert daran nichts. Je länger dies negiert wird, desto schrecklicher wird es kommen, so steht zu fürchten.

Kuba durchlebt eine Tragödie. Die Häme einiger Ex-Linker, wo auf jeder Zeile die Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit durchschimmert, ist da schwer erträglich. Aber die Tragödie Kubas darf auch nicht als Folie dienen, um als deutsche Linke »gegen eigene Befürchtungen und Zweifel anzuschreiben« (Rehmann) und im kubanischen Sozialismus den Fels in der Brandung zu sehen, der Ersatz für andernorts verloren gegangene Sicherheiten suggeriert. Kubas Sozialismus ist kein »alternativer Entwicklungsweg« mehr – daran ändert auch die richtige Feststellung nichts, daß die Zukunft auch mit jeder anderen Alternative für die Mehrzahl der KubanerInnen wohl wenig erbaulich werden wird. Es geht nicht mehr um ein Modell mit internationaler Ausstrahlungskraft, sondern nur noch um das kleinere Übel. Es geht um das kleinere Übel statt der großen Katastrophen, die drohen. Das randvolle Glas Cuba Libre ist dabei ein denkbar schlechter Ratgeber.

Zornig, zärtlich, straßenscharf



Roman, edition ariadne
270 Seiten. Gebunden. DM 25,-

»Sarah Schulman ist die spannendste Neu-entdeckung aus Amerika. *Leben am Rand* ist ein Roman über AIDS, über das Leben der Obdachlosen in New York und über drei Menschen, einen Mann, seine Frau und deren Geliebte. Geschrieben in einem atemlosen Tempo, mit witzigen Dialogen und politischen Aktionen zum Nachahmen. Sehr empfehlenswert.«
Xantippe

edition ariadne bei argument
Rentzelstraße 1 · 2000 Hamburg 13

Kongreßberichte

From New World to New Order

1992 Midwest Radical Scholars and Activists Conference. Loyola University, Chicago (USA), 23. bis 25. Oktober 1992

»Als Außenstehende mittendrin«, ein Standpunkt, der zumindest im »schwarzen Feminismus« für außerordentlich fruchtbar gehalten wird, komme ich nach Chicago, der Stadt, deren Name »Feld der verrottenden Zwiebeln« heißt, wie mir versichert wurde. Ohne die U-Bahn vom Flughafen ins Stadttinnere und wieder nach Norden zur Universität hätte ich diese Linke und diese Konferenz anders wahrgenommen. Schon der unterirdische Gang vom Flugsteig dehnt sich unendlich. Die U-Bahn – ein dreckiger enger Käfig, voller Müll. Ich versuche, auf der Kante eines Sitzes Platz zu nehmen, ohne an dem überall hingeklebten ausgekauften rosa Gummi hängen zu bleiben. Der angestrenzte Blick weg von diesen ekligen Streifen nach draußen bringt über 40 Minuten lang nichts Hoffnungsvolleres. Die Stadt wirkt wie nach einem Krieg. Ausgebrannte, verrottete, verkommene, auffällige Gebäude, vollgeschmiert, wo nicht Ruß alles verdeckt. Es geht endlos. Washington heißt pompös die Umsteigestation – es geht tiefer hinab, es wird dunkler, es stinkt entsetzlich nach altem Urin, überall nasse Flecken – die neue U-Bahn bringt wenig bessere Aussichten. Im Inneren die Menschen müde, arm, die meisten sind Schwarze. Die Weißen scheinen die U-Bahn wenig zu benutzen.

In der Stadt, so erfahre ich später, sind etwa 40 Prozent der Bevölkerung schwarz. Sie leben streng abgetrennt im Süden; die Randgebiete zu den Weißen sind von Latinos (zumeist aus Mexico) besetzt, weitere 12 Prozent – die Minderheit der Weißen – wohnen für sich in den Hauptgebieten und natürlich in den ganz reichen und reizvollen Gegenden »downtown«. Hier reicht vieles in den Himmel, dazwischen Kunst, z.B. Skulpturen von Picasso – das macht Chicago schön, zusätzlich zum Seeufer – und trostlos Haymarket, der Platz von Aufstand und Niederlage. Wer nicht zerrissen genug sich fühlt, besuche die Universität von Chicago, eine Festung mit Mauern und Zäunen, eine Oase inmitten der schwarzen Ghettos, eine Universität, die so sicher gebaut ist, daß in abgelegenen Bereichen (wie Dritte-Welt-Studien) auch Linke lehren können.

Die Konferenz der »radikalen WissenschaftlerInnen und AktivistInnen« (immerhin gibt es eine Frauenquote von 40 und eine Quote für »Farbige« von 25 %) in der katholischen Loyola-Universität erinnert entfernt an die Volksuni Berlin. Nach dem Vorbild von New York, wo seit vier Jahren die verstreute »Linke« aus den USA zusammenkommt, sammelt Chicago jetzt seit drei Jahren jene, die noch an Marxismus, Veränderung und Strategie interessiert sind. Waren es im letzten Jahr mehr als 1000, sind es in diesem vielleicht 600. Die Eingangshalle erinnert an Zeiten der Studentenbewegung: eine Reihe von Büchertischen, aber hauptsächlich Gesinnungs-Buttons und -T-shirts und vor allem geradezu aggressive Gruppen, die unbedingt ihre spezielle Zeitung als »richtigen Weg zur Revolution« verkaufen wollen. In einem gewissen Gegensatz dazu die Eröffnungsveranstaltung, in der mit wohlgesetzten und zugleich leeren Worten ein schwarzer »scholar« von der University of Colorado (Manning Marable) die Anwesenden zu sozialdemokratischer Politik aufrief. Das Unbehagen, angesichts einer offensichtlichen Not auf »equality« und das Recht auf Existenz bloß verwiesen zu werden, wurde durch den Optimismus der zweiten Sprecherin, gegen alle Übel zusammenzuhalten und aus den gemeinsamen Punkten die Stärke für die Überwindung aller Differenzen zu finden, kaum gemindert.

Überraschend auf jede Weise waren dagegen die Sitzungen der nächsten Tage. Wiewohl es bei 86 Veranstaltungen an drei Tagen naturgemäß selbst nur um einen kleinen Eindruck gehen kann, scheint mir dieser mitteilenswert für Linke in Europa/Deutschland. Das deutsche Beispiel war Gegenstand zweier Plena. Einmal berichtete eine früher an der Humboldt-Universität tätige Wissenschaftlerin (Eva Neumann) von »Neuen marxistischen Versuchen, die neue Ordnung zu begreifen«. Hier ging es u.a. um Land, Brie und Ruben mit ihrem Bemühen, Marxismus lebendig zu halten und ihn zugleich an die neue Ordnung zu gewöhnen; Gramsci – der überhaupt allgemein gekannt und auf den häufig Bezug genommen wurde – galt als Kronzeuge für das Versagen, die neue Produktionsweise durchzusetzen, ohne zugleich den Menschen vorweg genügend Entwicklungsraum gegeben zu haben. Die Diskussion war neugierig und bewegt; ungläubig wurde zur Kenntnis genommen, daß von Marxismus wenige nur noch etwas hören wollten in Deutschland. In der zweiten Veranstaltung zu Marxismus-Feminismus wurde von vielen im Gegenteil darauf beharrt, daß alles Wichtige ohnehin bei Marx zu finden, Kritik oder »Re-thinking« daher unangebracht sei. Dies war zugleich ein wesentlicher zerreißen-der Widerspruch dieser Konferenz in der idyllisch am Seeufer dieser grausamen Stadt gelegenen Universität. In vielen Veranstaltungen wurde einfach starr an Marxsätzen festgehalten, als ließen sich aktuelle Probleme durch das bloße Blicken in Bücher und unvermittelte Aufrufe zur »Revolution« (ein viel gebrauchtes Wort in sämtlichen Veranstaltungen, die ich besuchte) lösen. Zugleich gab es direkt daneben und danach Vorträge, die vollkommen losgelöst von solch »alter« Rhetorik längst post-marxistischen Gedanken nachgingen und das fragmentierte Subjekt als Schmetterling im Diskurs anboten. Immer wieder das Bestehen auf der Analyse des »Kulturellen«, da das »Ökonomische« sich als so unsicherer Grund von Strategie erwiesen habe, erfahren als gleichzeitiger Verlust der sich als sozialistisch begreifenden Länder und der Arbeiterklasse als zuverlässiges Subjekt politischen Handelns. Dazwischen das Häuflein der Dunajewskaja-AnhängerInnen, eine Gruppe engagierter und gläubiger »marxistischer Marxistinnen«. Offensichtlich hat es ihre Aus- und Einschließung ermöglicht, daß sie ein Vokabular sprechen, das kaum mehr auf allgemeines Verständnis rechnen kann. Mit »Absolutheit« und dem Ruf nach »vollständiger Philosophie«, zu der Marxismus zurückkehren müsse, meinen sie nichts anderes, als daß es darauf ankomme, Allgemeines in den besonderen Praxen der einzelnen aufzuspüren und bewußt zu machen. Den aufgegebenen »Sozialismus«, den sorgfältig zu studieren in anderen Veranstaltungen empfohlen wurde, nennen sie »Staatskapitalismus«, weil er die Beziehungen am Arbeitsplatz nicht grundlegend verändert, die Trennung von Kopf- und Handarbeit nicht aufgehoben habe.

Ein Gefühl von Verzweiflung auf dieser Konferenz kam, so scheint mir, wohl weniger aus den Diskussionen selbst, die mit Kompetenz, Leidenschaft und Veränderungswillen gefochten wurden, als vielmehr aus der Zusammenhanglosigkeit, die solche Veranstaltungen zu den schreienden Fragen der Stadt, des Landes und der Welt hatten, ein Abgehobensein, das zudem begleitet schien von imaginärer Gewißheit, die Diskutierenden hätten die Weltlage irgendwie im Griff – durch eine Revolution, heute oder morgen.

Frigga Haug (z.Zt. Toronto)

Sozialismus – Das Ende einer Utopie?

Tagung des Goethe-Instituts Luxemburg in Zusammenarbeit mit dem Centre Universitaire de Luxembourg, der Bibliothèque Nationale de Luxembourg und dem Karl-Marx-Haus Trier. Luxemburg, 18./19. September 1992

Es ging um die in der Öffentlichkeit weit diskutierte These, daß mit dem Zu-

sammenbruch des »real existierenden Sozialismus« das Ende der Utopien oder gar das Ende der Geschichte gekommen sei. Der wissenschaftliche Leiter der Tagung, Iring Fetscher (Frankfurt/M.), setzte dagegen, daß in den osteuropäischen Gesellschaften schon lange nicht mehr versucht worden sei, eine Utopie zu verwirklichen, und entwickelte Leitlinien eines ökologisch angelegten Zukunftsentwurfs.

Wie groß waren die Differenzen zwischen den Bewegungen, die im Osten wie im Westen den Begriff Sozialismus in Anspruch nahmen? Helga Grebing (Bochum) führte aus, daß die deutsche Sozialdemokratie schon vor 1917 die Unvereinbarkeit ihres Konzepts mit dem bolschewistischen herausgestellt hat und der Demokratische Sozialismus durch den Zusammenbruch im Osten in der Sache bestätigt sei. Innerhalb des Werkes von Marx differenzierte Michael Buckmiller (Hannover) – Marx bleibe wichtig als Analytiker des Kapitalismus, vieles von dem, was er für die Bewegung geschrieben habe, habe aber keine aktuelle Bedeutung. Georges Labica (Paris) plädierte dafür, den utopischen Teil des Werkes von dem zu trennen, der als Wissenschaft gelten wolle, und die Utopie weiter zu entwickeln. Arnold Künzli (Zürich) plädierte für eine enthegelianisierte Marx-Rezeption – insbesondere Rezeption der Kapitalismuskritik unter Verzicht auf Geschichtsteologie. Kritischer zum Zusammenhang von Sozialismus und Utopie äußerten sich Paul Kremer (Luxemburg) und Wolfgang Schieder (Köln). Schieder zählte auf, wie viele Gruppen vom christlichen bis zum nationalen Sozialismus den Begriff in Anspruch genommen haben und schloß, daß der Begriff inhaltlich blind geworden sei. Kremer fand Ähnlichkeiten zwischen Albanien unter Enver Hodscha sowie Platons Politeia, um die Nähe zwischen Utopie und Diktatur provokant zu illustrieren. Richard Saage (Halle) zeichnete eine Linie von autoritär-etatistischen Utopiemustern, die nun an ihr Ende gelangt sei. Ansprüche von Gruppen auf Wahrheitsmonopole würden nicht mehr akzeptiert. Der Paradigmenwechsel in der Literatur der Utopien habe zu offenen, postmateriellen Zukunftsentwürfen geführt.

Mehrfach stand Bloch im Zentrum der Diskussionen; nicht nur in den Beiträgen von Jürgen Teller (Leipzig) und Jan Robert Bloch (Kiel). Wieviel von Blochs Ansätzen läßt sich halten, obgleich er so spät zur Kritik des monopolsozialistischen Systems fand? Und so lange die sowjetische Atomkrafttechnik als Beleg für die Fortschrittlichkeit dieser Gesellschaft ansah, wie Fetscher betonte? Oder bleiben Einsichten wie die, daß »sich bessere Verhältnisse auszumalen« zu den besten Eigenschaften des Menschen gehöre, von Fehleinschätzungen unbetroffen?

In der Diskussion um die Beiträge von Thomas Meyer (Siegen) und Johano Strasser (Berg am Starnberger See) fühlte man sich zeitweise in die Grundwertekommission der SPD versetzt. Helga Grebing protestierte entschieden gegen Meyers Vorschlag, man solle auf den Begriff Sozialismus zur Kennzeichnung linker Projekte verzichten. Meyer votierte dafür nicht nur, weil der Begriff durch die ostdeutsche Erfahrung belastet ist, sondern auch und vor allem, weil die SPD den Verheißungscharakter, der in »Sozialismus« stecke, nicht einlösen kann. Strasser stellte heraus, daß man »attraktive Zukünfte« zeigen müsse, gerade wenn man vielleicht mehr Selbstbeschränkung im Materiellen zu fordern gezwungen ist. Die Wende gegen jede Utopie diene immer der Herrschaftsstabilisierung, und man müsse sich vorsehen, dem Skeptizismus zu viel Raum zu lassen.

Die Organisatoren, Jean Paul Lehnert vom Universitätszentrum, Jul Christophory von der Nationalbibliothek und Helmut Liedt vom Goethe-Institut hatten linke und rechte, deutsch- und französischsprachige Referenten eingeladen; gekommen waren vor allem deutsche Linke. Ein Hinweis auf die intellektuelle Lage? Wer das Ende aller Utopien gekommen sieht, der mag vermutlich nicht mehr viel darüber diskutieren.

Im versammelten Kreis und mehr noch unter den Zuhörern waren die meisten der Auffassung, daß Zukunftsentwürfe nach wie vor nötig sind, aber offen und korrigibel sein müssen. In welchem Sinn man solche Entwürfe »Sozialismus« nennen kann, war strittig. Auch wenn die Kapitalanalyse von Marx als heuristisches Instrument von niemandem in Frage gestellt wurde, so wußte doch auch niemand eine Praxis für diese Kritik. Zwischen den stahl- und kunststeinglänzenden Fassaden der Banken Luxemburgs gewiß eine angemessene Aporie – hätte das Publikum sie zwischen den Industrieruinen Schottlands mit gleicher Gelassenheit aufgenommen?

Die Beiträge und Diskussionen blieben, wie Lehnerts selbst kritisch notierte, mit wenigen Ausnahmen europazentrisch. Wichtig war, daß ein Kreis zusammenkam, der überwiegend auf der Historizität des Kapitalismus beharrt und es nötig findet, über ihn hinauszugelangen. Kein Ende der Utopien also, aber nie wieder eine, die sich im wissenschaftlichen Alleinbesitz der Zukünfte wähnt. Die Beiträge werden publiziert.

Hans-Heinrich Nolte (Hannover)

Bloch? Ernst-Bloch-Tagung 1992

Veranstaltet von der Ernst-Bloch-Gesellschaft Ludwigshafen und dem Seminar für Allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen. Tübingen, 2. bis 4. Oktober 1992

Der Versuch, Blochs politische Irrtümer zum Anlaß zu nehmen, um eine theoretische Tradition in Mißkredit zu bringen, ist derzeit ein beliebtes Geschäft konservativer Ideologen. Doch auch die Implosion des Staatssozialismus und die seit den achtziger Jahren anhaltende »neue Unübersichtlichkeit« in gesellschaftstheoretischen Fragen verlangen die Überprüfung der Relevanz Blochscher Kategorien. Beides sollte auf der diesjährigen Tagung der Ernst-Bloch-Gesellschaft geleistet werden. Marx sei für Bloch immer nur eine bequeme Berufungsinstanz gewesen; er komme auch bequem ohne ihn aus, verkündete Gastgeber Gerd Ueding zur Eröffnung. Tagungspräsident Burghart Schmidt: »Die politischen Fehlentscheidungen entwerten nicht das literarische und philosophische Werk«. Als ginge es darum, einen ins Gerede gekommenen Heiligen reinzuwaschen, versuchte der Erlanger Philosophieprofessor Manfred Riedel, Bloch aus dem Kontext des Historischen Materialismus zu lösen. Seine Option für Wilsons Amerika und gegen den Preußischen Militarismus während des Ersten Weltkriegs diene als Folie für die abenteuerliche These, mit der Parteinahme für die Oktoberrevolution habe Bloch sich um »seine ursprüngliche Einsicht in den Sinn der Utopie« gebracht.

Der Tübinger Philosoph Helmut Fahrenbach schlug vier Aspekte zur Rekonstruktion einer sozialistischen Theorie vor: 1. die mindestens vorläufige Suspendierung des Konnex von Sozialismus und Marxismus, 2. eine kritische Sichtung der Theoriegeschichte mit Blick auf das Verhältnis zum Realsozialismus, 3. die Destruktion des wissenschaftlichen Sozialismus zugunsten einer differenzierten Theorie und 4. auf politisch-praktischer Ebene die Bestimmung des konstitutiven Verhältnisses von Sozialismus und Demokratie. Blochs Berücksichtigung frühsozialistischer und anarchistischer Traditionen und seine utopische Metaphysik der Weltveränderung sprengte den wissenschaftlichen Sozialismusbegriff (Kältestrom) und mache ihn in politisch-praktischer Hinsicht interessant. Die Stellungnahmen zu den stalinistischen Schauprozessen seien mit seiner Philosophie des Sozialismus allerdings schwerlich in Einklang zu bringen, sagte Fahrenbach. Dem unkritischen Rückgriff auf Marx zuzuschreiben sei es zwar, daß Bloch für die empirische Analyse der ökonomischen und sozialen Bedingungen der Gegenwart nicht viel anzubieten habe. Aktuell geblieben sei dagegen seine Bestimmung der anthropologischen und ontologischen Bedingungen zukunftsorientierter Praxis und die normativ-utopische

Ausrichtung: der immanent-kritische Anschluß an die bürgerlichen Postulate der Emanzipation.

Doch wo sind diese normativen Gehalte und Utopien in einer postmodernen Wirklichkeit noch zu orten? Der Geschichte des Kapitalismus ist nach Auffassung von Gérard Raulet (Paris), die Tendenz zur totalen Dezentralisierung des Sinns eingeschrieben. Die Utopien des okzidental Rationalismus gingen an den technischen Grundlagen zugrunde, die einmal ihre Realisierung versprachen. Angesichts eines Polytheismus der Werte sei Sinn nicht mehr a priori möglich, sondern müsse aus der historischen Praxis, in den zufälligen Begegnungen widerstreitender Sprachspiele (Lyotard) herausgebracht werden. Blochs Kategorie der Ungleichzeitigkeit bietet nach Raulet ein Instrument, Geschichte als polyrhythmische Gebilde mit Verzweigungen zu denken. Angesagt sei jedoch ein Paradigmenwechsel. Unter Verzicht auf Einheit und Gleichzeitigkeit müsse immanent angesetzt werden, um das System postmoderner Rationalität von innen zu sprengen. Den Menschenrechten könne nicht mehr durch große Erzählungen, sondern nur noch im Zerfall zu »provisorischen Konstellationen des Sinns« zu ihrem Recht verholfen werden. Raulets hermeneutisches Verfahren umschifft zwar die Probleme einer normativen Letztbegründung, muß sich aber dafür dem Dezisionismusverdacht stellen. Führt das Eintauchen in die »Dissémination« der beliebigen Erzählungen nicht notwendig zur Deterritorialisierung der Instanz der Kritik?

Utopiekritik ohne den Blochschen Utopiebegriff selbst verabschieden zu wollen, versuchte Beat Dietschy. Anhand der Kolumbusmetapher zeigte der Basler Philosoph, daß Bloch als Kind der Moderne Gefahr laufe, deren gewalttätige Utopien der Entdeckung und Landnahme unreflektiert zu instrumentalisieren. Die historische Verknüpfung der Bilder vom Garten Eden mit El Dorado würden lediglich in Hinblick auf einen möglichen freiheitlich-sozialistischen Überschub, kaum jedoch als Utopien der Unterdrückung und Kolonialisierung behandelt. Dietschy macht als Ursache für diese »Entschlackung der Utopie in der Realität« Blochs »Futurisierung der traditionellen Ontologie« aus. Für eine saubere Trennung von Utopie und Ideologie plädierte auch Hans-Ernst Schiller (Frankfurt/M.). Entlang des Sprach- und Nationbegriffs bei Fichte, Humboldt und Herder versuchte er gegen Vorstellungen zu argumentieren, die mit Blochs Faschismusanalysen im Rücken für eine Besetzung nationalistischer Ideologien von links plädieren. Der Nationalismus, so Schiller, sei eine Ideologie, die sich des utopischen Potentials zu bedienen weiß, der aber kein noch so verstelltes Emanzipationsversprechen abzurufen sei. »Bloch aus seiner Denktradition herauszuholen« versuchte Micha Brumlik in einer Einführung mit George Herbert Mead, den er wie Bloch als »Theoretiker des Neuen« kritisch gegen die Thesen vom Ende der Geschichte in Anschlag zu bringen beabsichtigt. Beide Denker entwickelten, so der Heidelberger Bloch-Interpret, ihren Zeitbegriff aus einer Handlungstheorie, die bei Bloch subjektphilosophisch, bei Mead intersubjektiv gedacht wird. In dieser Hinsicht seien sie in einen produktiven Dialog zu bringen. Da Bloch jedoch in einer monistischen Ontologie verharre, könne er radikal Neues nicht ohne Selbstwiderspruch denken. Meads Metaphysik des Neuen hingegen komme ohne inhaltliche Bestimmung aus und ersetze objektive Vernunft durch die formalen Grundlagen der Demokratie.

Ohnehin könne das Ultimo nur negativ bestimmt werden, hatte Jürgen Teller geschrieben. Sein Vortrag mußte wegen Erkrankung verlesen werden. Blochs Philosophie, so der ehemalige Leipziger Assistent Blochs, sei keine Magnetnadel, um sich in einer veränderten Welt zurechtzufinden. Auf Grund der politischen Irrtümer stehe sein Name, nicht jedoch sein Denken zur Disposition. Gerade weil Utopien derzeit

nicht hoch im Kurs stehen, müsse »die Flagge an den zersplitterten Mast genagelt werden«, so Teller im Rekurs auf eine berühmte Bloch-Metapher. Die Bereitschaft dazu scheint allerdings begrenzt: Nur knapp die Hälfte der angekündigten ReferentInnen waren auf der Tagung erschienen. Mathias Richter (Tübingen)

Gestaltungen richtigen Lebens: europäische und außereuropäische Modelle

38. Tagung der Philosophischen Arbeitsgemeinschaft Walberberg, veranstaltet von der Phil.-Theol. Hochschule der Dominikaner, 28. September bis 9. Oktober 1992

Seit 37 Jahren schon treffen sich im Dominikanerkloster zu Walberberg (bei Bonn) jeden Herbst Lehrende, Lernende und sonstige Interessierte zur Tagung der *Philosophischen Arbeitsgemeinschaft*. Unter der Leitung von Paulus Engelhardt OP (Bottrop) wurden in diesem Jahr in gemeinsamer Textarbeit (u.a. nach gutem dominikanischem Brauch: »Klugheit und die Gabe des Rates bei Thomas von Aquin«) und oft glänzenden Referaten unterschiedlichste Ethik-Überlieferungen exemplarisch verhandelt. Die zahlreichen Vorträge suchten Grundansätze und Gestaltungsformen »richtigen Lebens« darzulegen – nicht nur aus der Sicht der Moralphilosophie. Gerade in einer Zeit – so Walter Senner OP (Walberberg) in seinen einführenden Worten –, in der das Wort »Philosophie« zur modischen Verpackung zu verkommen droht (siehe die aktuelle Inflation sogenannter »Unternehmensphilosophien«), gilt es, eine »Kultur des Nachdenkens« neu zu installieren. Dazu aber reicht heutzutage eine Besinnung auf die eigenen, sprich: abendländisch-europäischen Traditionen nicht mehr aus. Vielmehr bedarf es des Kulturen und Denkschulen grenzüberschreitenden Diskurses, will *Ethik* nicht nur hinsichtlich richtigen Handelns verstanden werden, sondern auch das »gute Leben« im Blick behalten.

In ihrem kenntnisreichen Einführungsvortrag beleuchtete Ingrid Craemer-Ruegenberg (Köln) den aristotelischen Tugendbegriff. Glück – so Aristoteles – ist ein Tätigsein der Seele gemäß der (spezifischen) Tüchtigkeiten des Menschen. Von dieser der Nikomachischen Ethik entnommenen Definition aus können die ethischen Tugenden (besser: Trefflichkeiten, Tauglichkeiten) als eine feste Haltung verstanden werden, die durch Einübung entstehen kann; also geht es hier um Lebenserfahrungen. Problematisch allerdings bleiben die Begrenzungen der aristotelischen Ethik, werden doch in deren auf den freien Stadtbürger bezogenen *eudaimonia*-Lehre von vornherein Frauen, Kinder und Sklaven ausgeschlossen. Der überwiegende Teil der Menschheit ist somit hinsichtlich der Verwirklichung geglückten Lebens zum Scheitern verurteilt. Die anschließende Diskussion verdeutlichte klar die gerade im 500. Jahr der Wiederkehr der Eroberung Amerikas (1492) aktuellen Folgen solch eines ethischen Entwurfs: Während sich in der zeitgenössischen Debatte um die Grundlegung und Rechtfertigung der spanischen Kolonialpolitik in der »Neuen Welt« Juan Ginés de Sepulveda als der »bessere« Aristoteliker darstellte, griff der Dominikaner-gelehrte Francisco de Vitoria auf die in der arabisch-lateinischen Tradition (besonders bei Thomas von Aquin) weiterentwickelte Systematisierung des Aristoteles zurück; nicht mehr der freie Stadtbürger allein ist ihm Maßstab, sondern der Mensch qua Gattung Mensch.

Aus ganz anderer, eben außereuropäischer Sicht suchte Enrique Dussel (Mexico) dem Tagungsthema auf die Spur zu kommen. Von der Peripherie einer kapitalistischen Weltgesellschaft, die sich heute als die endgültige Siegerin geriert, fügte er seiner Diskussion mit K.O. Apel und J. Habermas ein weiteres Kapitel an. Im Widerspruch gegen die »zynische Vernunft«, deren Kraft auf dem Willen zur Macht (z.B. Militär) basiert und so die Gewalt gebiert, der die lateinamerikanischen Völker heute ausgeliefert sind, stellte Dussel das »Angesicht des Anderen« in den Mittelpunkt.

Die vernichtende Totalität eines autoreferentiellen Systems (vgl. N. Luhmann) wird erst dann aufgesprengt, wenn im Inneren eben dieses Systems der Andere als Anderer offenbar wird – in der Begegnung zweier Antlitze. Diese an E. Levinas geschulte Sichtweise entlarvt jede sich kritisch nennende Vernunft als eine zynische, bleibt sie doch in den Grenzen des Systems gefangen und negiert so jedweden Beginn von Personsein. Ziel der befreienden Bewegung – verstanden als ein ethischer Prozeß – ist dagegen der Aufbau eines neuen Systems (Levinas spricht hier jedoch nicht von einem System, sondern von »Unendlichkeit«), in dem der ehemalige Knecht nicht mehr Knecht ist, sondern Person.

Noch einmal in die Tradition zurück wendete Frank-Lothar Hossfeld (Bonn) den Blick der versammelten TagungsteilnehmerInnen, indem er einige Schlüsseltexte der biblischen Ethik vorstellte und erläuterte. Vor allem den Gesetzeskorpora des Alten/Ersten Testaments galt dabei das Interesse (Dekalog, Bundesbuch, Dtn 12-26). Als bedrängend aktuell erwies sich das in Ex 22,20 (vgl. auch Dtn 10,17-19; Lev 19,33-34) niedergelegte Gebot der Fremdenliebe, wird doch hier der Fremde als der nicht zur Gemeinde gehörende »Gastarbeiter« ohne Grundbesitz verstanden. Für die späte Weisheit dann kann Ijob 31 als ein Schlüsseltext des biblischen Ethik-Ideals angeführt werden. Allen genannten Texten gemeinsam ist, daß die hebräische Schrift die Begründungen dieser konkreten Normen nicht eigens verhandelt; verwiesen wurde in diesem Zusammenhang aber auf einige Grundtopoi des Alten/Ersten Testaments, so die Geschichte als Bundesgeschichte, so die Gottesebenbildlichkeit des Menschen oder auch die Nachahmung des Schöpfergottes. Die hier erarbeitete Vielgestaltigkeit und Pluralität der biblischen Ethiktraditionen findet ihr Pendant in der Vielschichtigkeit, mit der sich Schriftstellerinnen der Gegenwart zum »richten/guten Leben« zu Wort melden. Der in der alttestamentlichen Überlieferung wesentliche, weil einheitsstiftende Faktor einer freiwilligen Übernahme der Weisungen Gottes (Stichwort: Theonomie) ist der Moderne bekanntlich abhand gekommen. Von daher, so die Referentin Ute Schütz (Dorsten), redet heutige Literatur nicht von einem Leben, wie es sein *soll* (allenfalls via negativa), sondern wie es *ist* – eben in seiner oftmals irritierenden Mehrdimensionalität. Christa Wolf, Else Lasker-Schüler und Rose Ausländer kamen in der Lesung ebenso zu Wort wie Rosa Luxemburg oder Marie Luise Kaschnitz: Frauenliteratur zwischen sozialistischen Utopien, faschistischer Barbarei und der todbringenden Gewalt des Krieges.

Neben Darstellungen aus dem islamischen (Abdoljawad Falaturi, Köln) indischen (Ram Adhar Mall, Bonn) oder afrikanischen Kontext (Francis X. Bisasso, Kampala) sei abschließend auf den Vortrag von Hua Yue (Bochum) hingewiesen. Unter dem Titel »Wandern mit Zhuang-Zi« unterzog sich der Referent der schwierigen Aufgabe, den Anwesenden einige philosophisch-ethische Grundeinsichten des Tao zu vermitteln. Dabei ist das einzige Tun von Tao das Nicht-Tun. Folglich gilt für die Frage nach dem guten Leben: Die erste Tugend ist eine Nicht-Tugend. Erst Erfahrungen als zugleich transzendente *und* immanente Bewegung lassen lernen – eben wandernd zum Höheren.

Ulrich Engel OP (Düsseldorf)

7. Jahreskonferenz des Europäischen Forums sozialistischer Feministinnen Ostende (Belgien), 2. bis 4. Oktober 1992

Unter dem Titel »Survival: the many faces and prospects of feminism – issues in the 'new' Europe« befaßte sich die Konferenz mit zwei Entwicklungen, die derzeit die wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen und ihre politischen Eingriffsmöglichkeiten bedrohen: der Frauenerwerbslosigkeit in Ost- und Westeuropa einerseits und dem Erstarren der Neuen Rechten und des Fundamentalismus andererseits.

Workshops fanden zu den folgenden Themen statt: Immigration/Migration; Ethnizität, Identität und Geschlecht/Gender; Aufbau der »Festung Europa« (EG-Maßnahmen/Sozialcharta); Feminismus, Sozialismus, Utopie. Die Konferenz endete mit einem Bericht über die »European Women's Lobby« (Umrän Beler) und einer abschließenden Debatte um die Umbenennung des Forums.

Zwölf der insgesamt 135 Teilnehmerinnen kamen aus Zentral- und Ost-Europa und der ehemaligen UdSSR, die übrigen aus West-Europa. Frauen aus 19 Ländern führten den Ost-West-Dialog weiter. In ihrer Eröffnungsrede äußerte Edith Rubinstein (Belgien) tiefe Besorgnis über die rapiden, unabsehbaren Veränderungen in ganz Europa. Hoffnung setzte sie allein in den Versuch von Frauen, aus diesem Nieman(n)dsland ein Land der Frauen zu machen, wo die Achtung menschlichen Lebens Vorrang vor dem Kampf um Profite habe. Die Länderberichte zeigten auf, daß sich die Bedingungen allgemein verschlechtern. Besonders trostlos ist die Lage im Osten, wo Frauen von der Massenerwerbslosigkeit am härtesten betroffen sind und gegen eine wachsende Armut kämpfen. Christiane Schindler (ehem. DDR) stellte heraus, daß »das marktwirtschaftliche System sich genau deshalb zum Nachteil für Frauen auswirkt, weil es auf den in der ehemaligen DDR ausgebildeten patriarchalen Strukturen aufbaut«. Trotz aller Veränderungen waren auch dort geschlechtsspezifische Rollenmuster und Arbeitsteilungen bestehen geblieben. Schindler warnte zugleich davor, Frauen generell nur als Opfer zu sehen. Dies würde ihre aktuelle Lage eher verschleiern und Ansatzpunkte individueller und sozialer Emanzipation übersehen, wie z. B. den derzeitigen »Gebärstreik« – die Geburtenrate ist seit 1989 um 50 Prozent gesunken – und das Auftreten der Frauenbewegung. In Russland, wo Frauen 80 Prozent der zwei Millionen Erwerbslosen stellen, ist offenbar der Trend zur »domestroika« vorherrschend: 60 Prozent wollen zurück in den privaten Haushalt. Frauen werden ermuntert, das Private nun als bequemen Ausweg aus ihrer früheren »Doppelbelastung« anzusehen (in Norwegen bedienen sich die Fundamentalisten ähnlicher Argumente). Zersplitterte sozialistische und kommunistische Parteien haben sich mit der nationalistischen Bewegung verbündet; Fraueninteressen sind in ihren Programmen nicht aufgehoben. Im November wird ein Frauenforum den ersten alternativen Bericht über die Lage der Frauen in Russland vorbereiten.

Zwei bemerkenswerte Ausnahmen von der weitverbreiteten hohen Frauenerwerbslosigkeit im Osten sind die Tschechoslowakei und Ungarn. In beiden Ländern sorgt ein wachsender Dienstleistungssektor für Arbeitsmöglichkeiten. In der Tschechoslowakei sind Frauen in der Politik derzeit fast unsichtbar. Trotz der Verteidigung des Abtreibungsrechtes gegen die religiöse Rechte wird es nach Auffassung der Rednerin noch Zeit brauchen, bis sie sich wirklich politisch einmischen. Ähnlich ist die Situation in Ungarn, wo ebenfalls eine Verschärfung des Abtreibungsgesetzes geplant ist. Mit einer anderen »Lösung« zum Problem der Erwerbslosigkeit befaßte sich Zoe Hronakis (Griechenland), die die Anpreisung der alten Ideologie als »neuen Job« untersuchte: Heimarbeit wird in Griechenland erfolgreich als Mittel gegen die Wirtschaftskrise eingesetzt und beschäftigt ca. 12 000 (erfaßte) ArbeiterInnen. Viele Frauen in Griechenland ziehen Heimarbeit einem Arbeitsplatz in der Fabrik vor.

In Irland, wo eine patriarchale Religion sich in der Verfassung niederschlägt, beraubt das Abortion Protocol Frauen ihrer Rechte, sogar denen auf Information und Reisen. In Polen blockiert die extrem starke Position der katholischen Kirche jeden Demokratisierungsprozeß. Frauen von »Neutrum«, der »Vereinigung für einen nicht-ideologischen Staat«, fordern einen neutralen, säkularen Staat. Ungeachtet dessen

würden mehr als 60 Prozent der Frauen die Lebensweise als Hausfrau begrüßen. Der Bericht von Khadiga Safwat über »Die Neue Rechte, Arabische Frauen und Umverteilung ...« konzentrierte sich darauf, daß Umverteilung durch wirtschaftliche Gerechtigkeit nicht ausreicht, um politische und kulturelle Demokratie für Frauen zu sichern, weil die politisierte islamische Kultur z.B. in Saudi-Arabien Chancengleichheit gezielt verhindert.

In den Niederlanden wird die Eskalation rassistischer Gewalt in Deutschland mit wachsender Sorge beobachtet. Auch in Großbritannien nehmen Rassismus und Gewalt zu; in der Organisation »Frauen gegen Fundamentalismus« arbeiten schwarze und weiße Frauen zusammen, um MigrantInnen zu unterstützen, die sich in einer »freien« Gesellschaft als Zielscheibe von Gewalt fühlen. Besonders bedenklich ist der Versuch rechtsextremer und nationalistischer Gruppierungen, ihr Image als »bully boys« (Skinheads) mit weiblichen Gallionsfiguren zu schmücken und dadurch ihrer »Politik« einen Anstrich von Respektabilität zu verleihen, so z.B. in Italien, Belgien, Frankreich und den Niederlanden. In der Arbeitsgruppe »Festung Europa« wurde der Begriff »europäische Identität« diskutiert: tatsächlich umfasse er nur die Einheit des Westens. Frauen würden in diesem System kraß benachteiligt. Die European Women's Lobby mit 100 Millionen Mitgliedern bemüht sich zur Zeit um die Einbeziehung der ethnischen Dimension in Reformbewegungen wie die Charta 88.

Helma Lutz (Niederlande) problematisierte in ihrer Arbeitsgruppe »Ethnizität, Identität und Geschlecht/Gender« die Verwendung des vereinheitlichenden Begriffs »wir Frauen«. Das neue Denken sollte netzförmig die Verschiedenheiten im Blick haben. Maya Korac (Serbien) konzentrierte sich auf die Effekte einer nationalistischen Pluralisierung; die Frage der ethnischen Identität dominiere dabei alle anderen Konflikte. Indijana Harper (Bosnien) beschrieb, wie eben jene europäische Kultur, die einst Teil des »ethnisch gewobenen bosnischen Wandteppichs« gewesen sei, sie jetzt als Muslimin verstoße. Daß der zunehmende religiöse Fundamentalismus besonders von Frauen begrüßt wird, begründete sie damit, daß das säkulare Leben von ihnen jetzt als Verrat, der in Terror und Gewalt führe, angesehen werde. Mfla Antč (Slowenien) informierte über die Anstrengungen und Erfolge von Frauenpolitik, wie z.B. die Gründung der »Kommission Frauenpolitik«, die Einbeziehung des Rechts auf Abtreibung in die Verfassung. Alle Frauen aus den Kriegsgebieten betonten, daß ihre Länder dringend auf Unterstützung angewiesen sind.

Ein weiteres Problem ist die Ausblutung und der Verlust der Einheit in der Frauenbewegung; die Aktiven in den feministischen wie in den feministisch-sozialistischen Bewegungen sind weniger geworden. Die Diskussion um die Umbenennung des Forums machte zudem die Unterschiede zwischen den Frauen aus ehemals realsozialistischen Ländern und aus dem westlichen Kapitalismus sehr deutlich. Die gelebte Realität und die Zunahme von Bündnissen zwischen kommunistischen und nationalistischen Organisationen (vor allem in Russland) hat für die ersteren den Begriff »sozialistisch« entleert und diskreditiert. Nach einer langen Debatte wurde als Kompromiß das Wort »sozialistisch« durch »links« ersetzt.

Die nächste Konferenz des Forums wird 1993 in den Niederlanden zum Thema »Rassismus und Nationalismus« stattfinden. Andy Godfrey (Hamburg)

Heide Mertens

Wunsch Kinder. Natur, Vernunft und Politik

1991 - 250 S. - DM 38,00 ISBN 3-924550-60-3

Logie Barrow, Dorothea Schmidt, Jutta Schwarzkopf (Hrsg.)

Nichts als Unterdrückung?

Geschlecht und Klasse in der englischen
Sozialgeschichte

Beiträge von U.Frevert, C.Cockburn, L.Davidoff,
S.Alexander, E.Rosenhaft u.A.

1991 - 280 S. - DM 39,80 - ISBN 3-924550-51-4

Barbara Böttger

Das Recht auf Gleichheit und Differenz

Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen
um Art.3.2 Grundgesetz.

Mit einem Vorwort von Ute Gerhard

1990 - 311 S. - DM 39,80 - ISBN 3-924550-44-1

Monika Rosenbaum

**Frauenarbeit und Frauenalltag
in der Sowjetunion**

1991 - 130 S. - DM 19,80 - ISBN 3-924550-59-X

Chong-Sook Kang/ Ilse Lenz

„Wenn die Hennen krähen...“.

Frauenbewegungen in Korea

1992 - 159 S. - DM 24,80 - ISBN 3-924550-56-5

Besprechungen

Philosophie

Kapferer, Norbert: Das Feindbild der marxistisch-leninistischen Philosophie in der DDR 1945-1988. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1990 (471 S., Ln., 75,- DM)

Wilharm, Heiner: Denken für eine geschlossene Welt. Philosophie in der DDR. Junius-Verlag, Hamburg 1990 (272 S., br., 29,80 DM)

Kapferer schloß seine Studie im Juni 1989 ab; Wilharm bezieht noch die Veränderungen in der DDR bis Anfang 1990 ein. Beide Autoren repräsentieren unterschiedliche Muster bundesdeutschen Umgangs mit einer noch existenten DDR. Kapferer legt eine fast ausschließlich referierende, auf gründliche Recherchen gestützte Analyse von Texten vor. Die Parteiphilosophie der DDR definierte sich danach durch einen – maßgeblich von Georg Lukács inaugurierten – Kampfbegriff von »bürgerlicher Philosophie«, d.h. durch Ab- und Ausgrenzung. Er verfolgt die Modifizierungen dieses »Feindbildes«, konzentriert sich auf den »Hauptfeind des Marxismus-Leninismus« (2), die Traditionslinie Romantik–Lebensphilosophie–Existentialismus, und vertritt die Auffassung, daß das Feindbild der »Kaderphilosophie« (3) zwar »um die Mitte der achtziger Jahre Risse« (323) bekommen habe, mit Unterstützung der Sowjetphilosophie aber perpetuiert worden sei (326). Wilharm versucht dagegen, zunächst systematisch den Zusammenhang philosophischer Grundaussagen der DDR-Philosophie zu entwickeln, endet dabei in ziemlicher Konfusion und läßt dem einen recht oberflächlichen historischen Überblick folgen.

Leitfaden ist für beide Autoren der enge Zusammenhang von Politik und Philosophie in der DDR, den sie im wesentlichen als Instrumentalisierung der Philosophie durch die SED beschreiben. Beide konstatieren in den achtziger Jahren Veränderungen, die nach Kapferer »Ausdruck einer sich im Umbruch befindenden philosophischen Öffentlichkeit« (328) gewesen sein könnten. Für verfehlt hält er es allerdings, »dies mit der Reformbewegung in der Sowjetunion in Verbindung zu bringen« (ebd.). Nach Wilharm hat sich die Stellung der Philosophie in der DDR schon früher relativiert. Sie repräsentiere »die wissenschaftsimmanenten Tendenzen zur Anerkennung des methodischen Pluralismus und zur verstärkten Arbeitsteilung« und nehme als materialistische Philosophie die »Ehrenstellung einer Metatheorie« (254) ein, ohne die Möglichkeit oder das Recht zur Bevormundung. Philosophie als Weltanschauung konkurrierte so mit »Philosophie als Wissenschaft« (ebd.).

Kapferer scheint nicht wahrhaben zu wollen, daß mit dem »Feindbild« gar nicht die »bürgerliche Philosophie« bekämpft, sondern die DDR-Philosophie *intern* diszipliniert wurde. Nicht zuletzt hatte die Staatsideologie des Marxismus-Leninismus ständig die sprengenden Potentiale der Klassiker, auf die sie sich berief, zu neutralisieren und den westlichen Marxismus rigoros auszuschließen (wie es ja auch, neben vielen anderen, diese Zeitschrift zu spüren bekam). Gewollt oder ungewollt arbeiten beide Studien damit wieder jenem Typus des Gedankenpolizisten in die Hände, der nach der Wende als »Exorzist« unter Philosophen Dresdens auftrat (vgl. Otto Köhler in *Die Zeit*, 15.3.91) oder die Kapferer-Studie wegen ihres »für 'Abwicklung' sehr brauchbaren Namensregisters« weiterempfehlen konnte (S. Blasche in der FAZ v. 20.3.91). Als das neue »Feindbild«, das funktionalisiert wird, um marxistisches Denken von Staats wegen zu verfolgen, dient die »Kaderphilosophie«.

Um dieses »Feindbild« eines nach 1989 unumschränkt herrschenden Denkens zu

konstruieren, blenden beide Autoren die inneren Auseinandersetzungen, in denen marxistisches Denken in den Griff eines totalitären Machtkalküls geriet, weitgehend aus zugunsten einer unilinearen Ideengeschichte. Am Anfang standen Hegel und Stalin. Die komplizierte Entwicklung nach 1945 wird kaum berücksichtigt. Lukács, »Opfer und Büttel des Stalinismus und Poststalinismus in einem« (320), hat danach in den ersten Nachkriegsjahren ein Feindbild aufgestellt, das zum »Dogma marxistisch-leninistischer Deutung der Philosophiegeschichte« (21) wurde. Ihm folgten die Kaderphilosophie, aber auch Ernst Bloch und Wolfgang Harich. Auch nach dem »Vatermord« (120) an Lukács Ende der fünfziger Jahre blieb nach Kapferer die *Zerstörung der Vernunft* (1954) ein »Grundtext« (121) der Auseinandersetzung mit der »spätbürgerlichen Philosophie«. Es habe zwar wechselnde Prioritäten gegeben – Kapferer sieht Ende der fünfziger Jahre den Neothomismus zum »Feindbild Nr. 1« (199) werden, daneben die »bürgerliche Technikphilosophie« und später den »Positivismus« – der von Lukács gesteckte Rahmen sei jedoch nie verlassen worden. Kapferer unterstellt – ein krasses Fehlurteil – für die siebziger Jahre sogar eine Wiederbelebung der Auffassungen von Lukács zur Romantik durch Wolfgang Heise (243).

Fazit: Lukács war der geistige »Ziehvater, von dessen Ansatz die Kaderphilosophie bis zum heutigen Tag noch abhängig ist« (310). Folgt man dem mit dem Terminus »Kaderphilosophie« gegebenen Ansatz, ist bereits das bestreitbar. Nach Harich war Lukács unter bürgerlichen Literaturprofessoren wie unter SED-Theoretikern umstritten, bekämpft von zahlreichen Schriftstellern. »Lukács, der Philosoph, war zunächst überhaupt unerwünscht« (Wolfgang Harich: Zur Furcht der SED vor Georg Lukács, *Freitag*, 7.6.91). Erst das Tauwetter 1953 bis 1956 sei ihm zugute gekommen, allerdings auch seinen Widersachern.

Aus heutiger Sicht handelte es sich um Auseinandersetzungen, die bereits im Exil nach 1933 hier und da publik, in ganzer Schärfe aber erst nach 1945 ausgetragen wurden und sich dann mit den politischen Konstellationen der Nachkriegszeit überlagerten. Die Frage nach dem Zusammenhang von bürgerlicher Gesellschaft und Faschismus darf wohl das zentrale Problem genannt werden, in dem sich philosophische und politische Auffassungen schnitten. Von Adorno und Horkheimer über Bloch, Brecht und Lukács bis Sartre und Jaspers existierte hier ein Diskurs, der in der DDR meist unsäglich versimpelt und in der Bundesrepublik nur mühsam und mit geringer öffentlicher Resonanz geführt wurde. Die »Kaderphilosophie« nahm daran, wenn überhaupt, eher marginal teil. Das Aufgreifen der Problematik aus den vierziger Jahren bei einigen DDR-Philosophen seit den achtziger verweist auf mehr als auf »Risse«. Es war verbunden mit dem Bewußtsein genereller Probleme der Zivilisation wie der DDR-Gesellschaft und dem Fragen nach geistigen Voraussetzungen ihrer Bewältigung. Dies fällt aus Kapferers Darstellung heraus. Wilharm deutet immerhin an, daß sich seit längerem – und zwar auf Grund der praktischen wie theoretischen Problemevolution, nicht auf Grund politischer Konjunktur – in der DDR-Philosophie neue Rezeptionsweisen von Philosophie herausgebildet hatten. Richtig ist: Bis zum Schluß blieb das, was Kapferer als »Kaderphilosophie« bezeichnet, dominant. Richtig ist aber auch: die »Abwicklung« unter diesem Schlagwort hat den theoretischen Zugang zu jenen Problemen, die Anfang wie Ende der DDR-Philosophie bestimmten, nachhaltig verbaut.

Arnold Schölzel (Berlin)

Rauh, Hans-Christoph (Hrsg.): Gefesselter Widerspruch. Die Affäre um Peter Ruben. Dietz-Verlag, Berlin 1991 (366 S., br., 19,80 DM)

Dieses Archiv des Kasernensozialismus läuft Gefahr, ein Buch mit sieben Siegeln zu bleiben. Die vorgeführten Tatsachen vermögen kaum den dokumentierten Prozeß

verständlich zu machen; sie werden nicht »zum Sprechen gebracht«. Der Herausgeber, als einstiger Chefredakteur der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* mit den Ereignissen verbunden, vermerkt einleitend, die vorgelegte Dokumentation sei »zunächst noch mehr aufzählend-beschreibend als schon umfassend-erklärend« (8). Eine »ideologiekritische Fallstudie« (ebd.) ließ sich beim Lesen indes nicht ausmachen. Was bleibt, ist ein Staunen, mit welchen Mitteln Parteiphilosophen der DDR den Erhalt bzw. die Eroberung von Machtpositionen betrieben haben. »Abweichungen vom Marxismus-Leninismus« wurden, so legt die Dokumentation nahe, zum Vehikel, um unliebsame Konkurrenten des ML-Diskurses auszuschalten. Aber war es nicht eher umgekehrt? Um den Machtkonkurrenten auszuschalten, mußte dieser als Revisionist zunächst entlarvt sein. Und als Revisionist mußte er erst dann entlarvt werden, wenn er als Konkurrent des bestehenden Machtkartells wahrgenommen wurde. Die *Affäre um Peter Ruben* hatte zudem eine innenpolitische Funktion: Es wurde ein Exempel statuiert, um die Parteiphilosophen der DDR »in Vorbereitung auf den X. Parteitag der SED« erneut auf die Linie der Parteiführung einzuschwören. »Polnische Entwicklungen« waren zu verhindern.

Rubens Bemühungen, den Einfluß der etablierten Parteiphilosophen zurückzudrängen, bleiben in der vorgelegten Dokumentation außen vor. Die Anordnung des Materials folgt der Inszenierung des Dramas. Ausgangspunkt ist unter dem Titel »Peter Ruben: Die Basisartikel« (10-68) der scheinbare Stein des Anstoßes: die Aufsätze »Problem und Begriff der Naturdialektik« (1969), »Wissenschaft als allgemeine Arbeit« (1976) und »Sozialistische Wertform und dialektischer Widerspruch« (1980), die einer »marxistisch-leninistischen Kritik« unterzogen wurden. Den zweiten Schwerpunkt (69-160) bilden die »Gegenartikel« von Alfred Lemnitz (»Wertform und Philosophie«), Gerhard Bartsch (»Entwicklung – Widerspruch – Arbeit«), Götz Redlow (»Materialismus und Dialektik«) und Wolfgang Eichhorn (»Über Dialektik in der Geschichtsauffassung«). Ihnen vorangestellt ist eine Ruben-Kritik aus Herbert Hörz' Buch *Marxistische Philosophie und Naturwissenschaften* (1974), der eine Erweiterung von Ruben (»Widerspruch und Naturdialektik«, 1975) folgt. Der für die Öffentlichkeit inszenierte Schein, es handle sich um eine theoretische Diskussion, wird so ungebrochen reflektiert. Vor allem der Text von Hörz und Rubens Replik erzeugen dieses Bild, weil es hier noch nicht um die »Entlarvung« eines Revisionisten ging – wenngleich die von Hörz verwendete Argumentationsfigur den Revisionismusvorwurf, der dann 1981 formuliert wird, schon impliziert: Hörz konstatiert einen Dissens zwischen Rubens Position und den Auffassungen der »Klassiker des Marxismus-Leninismus« (73ff.). Mit dem dokumentierten Bericht »Kolloquium zu Fragen der materialistischen Dialektik« (M. Komm, W. Lehrke) scheint dann die politische Zielsetzung der 1981 einsetzenden Ruben-Kritik auf. Manfred Buhrs »Killer«-Fragen referierend, fragt man u.a.: Geht Rubens Vorlage »von den Grundprinzipien des Marxismus-Leninismus aus und führt sie zu ihnen hin«? (154) Die Berichterstatter geben gleich die Antwort: »Die ... Aussprache zeigt jedoch, was beim Lesen der Vorlage deutlich wurde: Es handelt sich eher um ein Wortgefecht, dem Argumente und vor allem die konstruktive Verarbeitung der früheren Kritik fehlen.« (Ebd.)

Dritter Schwerpunkt sind die »Gutachten der Grünen Mappe«. Diese nicht für die Öffentlichkeit erstellten Einschätzungen sprechen gegenüber den »Gegenartikeln« schon Klartext. »P. Ruben verläßt in entscheidenden Fragen von politischer Relevanz den Boden des Marxismus-Leninismus. Grundzüge seiner theoretischen Überlegungen sind revisionistisch. Ihre praktischen Konsequenzen laufen den Grundlagen unserer Partei zuwider« (169), heißt es im zusammenfassenden »Bericht der Kommission

zu politisch-ideologischen und wissenschaftlichen Einschätzungen von Publikationen von Dr. Peter Ruben«. Unter den Bedingungen der Herrschaft »unserer Partei« ist dies der programmierte Parteiausschluß, der die drastische Beschränkung von Arbeitsmöglichkeiten bedeutet.

Der vierte Teil stellt den Schlußakt des Dramas vor: Parteiverfahren, Parteiausschluß, Lehr- und Publikationsverbot (Ruben wird eine öffentliche Erwiderung auf die Gegenartikel verwehrt), Umsetzung in den Eichhorn-Bereich, »da es hier die besten Möglichkeiten zur Kontrolle und Beeinflussung gibt« (zit.n. 241), Reaktionen von Manfred Buhr auf die Protestschreiben westeuropäischer Kollegen (Kostprobe: »Theunissen ist ein politisches Kind, ängstlich und voller Komplexe«; zit.n. 308). »Urteilssprüche des Philosophischen Rates« (ohne Quellennachweis referiert) und die nach dem Zusammenbruch der DDR erfolgten Rehabilitierungen beschließen diesen Abschnitt. Am Ende steht Rubens Artikel »Epilog: Die DDR und ihre Philosophen« aus der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* (Heft 1, 1991), der sich für ein historisches Verständnis der DDR-Philosophie und gegen ein Pauschal(vor)urteil ausspricht: sie sei »kein Fremdkörper in der deutschen Geistesgeschichte, sondern eine ihrer Nachkriegsgestalten, also Ausdruck des Geistes einer Zeit, die nun am Ende ist« (341).

Dialektik ohne Dogma war nicht expressis verbis das Thema von Peter Ruben. Dennoch wurde er der Abweichung von der reinen Lehre bezichtigt – ein Vorgang, der aus der Perspektive des Siegers der Geschichte, kaum nachvollziehbar ist. »In den letzten 10 Jahren konnten sich Philosophen wie etwa Peter Ruben schon als Widerständler empfinden, die aus der Position eines durch und durch dogmatischen Marxismus heraus es wagten, geringfügig an der von den Buhrs, Eichhorns und Hahns befehligten Parteilinie zu kratzen«, bemerkt der Geschäftsführer der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie, Werner Becker (*Information Philosophie*, Heft 5/1991, 24f.). Sieht man von der durch die Parteiphilosophen wahrgenommenen Bedrohung etablierter Machtpositionen ab, bleibt die Frage, ob und inwieweit Ruben tatsächlich Dogmen des ML-Diskurses (etwa der sog. Grundfrage der Philosophie) immanent kritisiert und ideologische Fundamente in Frage gestellt hat. Ist die von ihm aufgeworfene Gretchenfrage: wie hältst Du es mit der Arbeit? eine jener Fragen, die zu Recht als vom ML und den Grundlagen »unserer Partei« abweichend charakterisiert wurden? Ist die Bearbeitung dieser Frage durch die DDR-Philosophie eines jener Erbstücke, die in eine »gesamtdutsche philosophische Produktion« (340) einzubringen sind?

Christian Löser (Leipzig)

Gesellschaft für Theoretische Philosophie e.V. (Hrsg.): Jahrbuch für systematische Philosophie '91. Lit-Verlag, Münster 1992 (160 S., br., 38,80 DM)

Noch immer geht es der Gesellschaft für Theoretische Philosophie um »Sinnstiftung durch Zusammenhangswissen« (siehe die Dokumentation ihrer Gründung in *Argument* 182, 571f.), wird die Philosophie als eingreifendes Denken gegenüber der Eule der Minerva favorisiert (7). Eingegriffen wird in diesem Jahrbuch in die grundlagentheoretische Debatte um die Perspektiven eines erneuerten Marxismus nach dem Ende des Marxismus-Leninismus. Während Wolfgang Jantzen (Bremen) eine marxistische Neulektüre Freuds vorführt (58ff.), konzentrieren sich die Autoren Ost auf nichtmarxistische Neulektüren von Marx, die so neu nun auch nicht mehr sind. Hier wird Marx anthropologisch interpretiert (Peter Fischer, 70ff.), strukturalistisch rekonstruiert (Carola Höpfel, 95ff.), oder man versucht mit einem reproduktionstheoretischen Denkansatz den Anschluß an das Erbe wiederherzustellen (Wolfgang Lorenz und Wolfgang Lutz, 112ff.). Schon diese Zusammenstellung von Texten, in

denen die Marxsche Theorie noch als produktive Herausforderung präsent ist, steht gegen die konjunkturellen Ströme der Zeit.

Allein, ihre Befreiung aus den dogmatischen Zwängen des Marxismus-Leninismus findet auch hier nicht statt. Demonstriert wird nicht die Innovationskraft einer in origineller Weise methodologisch fokussierten Neulektüre der Marxschen Texte, sondern eben ihre Anschlußfähigkeit an methodologische Konzepte anderer Provenienz. In der ehemaligen DDR war das der steinige Weg, um den Anschluß an die sogenannte bürgerliche oder gar linksrevisionistische Theoriediskussion wenigstens annähernd zu halten, ohne den frontalen Zusammenstoß oder die Exkommunikation aus dem akademischen Betrieb zu riskieren. Daß dabei die Marxsche Theorie im paradoxen Umkehrschluß zunehmend selbst zum Medium der Ablösung von ihren originären Denkansätzen wurde, zeigt sich erst jetzt, nachdem der kritisch-widerständige Kontext dieser verdeckten Absetzbewegung weggefallen ist. Daß sie unter den veränderten Bedingungen weitergeht, ist nicht verwunderlich. Vielleicht spricht der verbale Marxismus für die biographisch originären Motive der so Bewegten, womöglich vollziehen sich hier auch nur historische Trägheitsgesetze. Ein westlinker Rundumschlag an die Adresse ehemaliger Berufsmarxisten, die nunmehr ihrer Vergangenheit abschwören, würde aber mit Sicherheit daneben gehen.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die politische Thematik des Umbruchs. Signifikant in ihrem Bestehen auf kultureller Eigenständigkeit sind dabei die Beiträge aus Osteuropa. »Ethik – das sprechende Gewissen der Geschichte« (Jaroslava Schlegelova, Prag) – schon ein solcher Titel ist aus ostdeutscher Feder heute kaum vorstellbar. Die positive Verankerung in nationaler Tradition, angereichert durch ein vor diesem Hintergrund noch oder wieder mögliches weltbürgerlich-humanistisches Pathos – das weitet unerwartet den Blick für die koloniasorisch bedingten geistig-kulturellen Defizite der deutsch-deutschen Vereinigung. Mariana Tscholakova (Sofia) plädiert mit Dostojewski für die kulturelle Eigenständigkeit des europäischen Rußland. »Rußland kann nicht europäisiert werden, es ist selbst Europa.« (146) Bernd Vogel widmet sich der ökonomischen Fundierung von Demokratie, verläßt aber nicht das Stadium moralischer Appelle. Weder der Vorschlag, die BRD solle die DDR in ihrem basisdemokratischen Ansatz des Mitplanens und Mitregierens beerben (131), noch sein Plädoyer für eine Stärkung demokratischer Individualrechte, um alle Menschen zu Weltbürgern zu machen (138), rückt in die Nähe politischer Konkretion. Christian Löser plädiert mit Benjamin für eine kritische Geschichtsschreibung, um »in verwirkten Möglichkeiten die Potenzen einer 'unabgegoltenen Zukunft' aufzudecken« (31). Thesen zur ökonomischen Transformation im Freistaat Sachsen (Dorothea Frohn) und eine Studie zum Freiheitsbegriff im zeitgenössischen arabischen Denken (Karl Melzer) komplettieren die Beiträge, die nur schwerlich unter dem Stichwort »systematische Philosophie« zu versammeln sind.

Nicht zu vergessen ein merkwürdig anmutender Text des österreichischen Autors Christof Günzel. Ohne Umschweife bekennt er eine nostalgisch beschworene Schützengrabengemeinschaft im Zweiten Weltkrieg als Ausgangspunkt seines ungebrochen großdeutschen Empfindens und seiner geistigen »Initiative in den Ostländern« (8), um dann zu einer pathetischen Beschwörung des 'neuen Denkens' von Gorbatschow fortzuschreiten. Das ist so krude wie es klingt.

Wolfgang Bialas (Berlin)

Tagliagambe, Silvano: L'epistemologia contemporanea. Editori Riuniti, Rom 1991 (346 S., br., 55.000 £)

Tagliagambe, ein Hauptvertreter der von Ludovico Geymonat inspirierten »Maidländer Gruppe«, sieht »fast alle Fragen« der zeitgenössischen Epistemologie in einem »Problemknoten« zusammenlaufen: den »Verhältnis zwischen 'Realobjekt' und 'Erkenntnisobjekt'« (283). Wie das erste Kapitel deutlich macht, werden damit zuallererst die Beziehungen von Wahrnehmung, Sprache und Theorie problematisch. So wie die Wahrnehmung keine atheoretische Erfassung der Wirklichkeit ist, so ist auch die Sprache kein neutrales Kommunikationsinstrument zwischen Wirklichkeit und Erkenntnis. Man habe erkannt, daß ein Implizites die Forschung bestimmt, eine »Evidenz« (z.B. das Wirklichkeitsverständnis), dessen komplexe Rekonstruktion Aufgabe der Epistemologie ist. Wahrnehmung, Sprache und Theorie werden also in Wechselwirkung aufgefaßt, wobei der Streit sich darum dreht, welche Ebene bestimmend ist, oder: inwiefern das Erkenntnisobjekt das Realobjekt in sich auflöst.

Im Blick auf diese Fragenkonstellation werden die »exemplarischen« epistemischen Praxen und epistemologischen Auffassungen dargestellt. Als unzureichend kritisiert Tagliagambe solche Ansätze, die die Vorherrschaft der Theorie und die Unübersetzbarkeit der Paradigmen (Kuhn) oder der »natürlichen Interpretationen« (Feyerabend) hervorheben. Das Kuhnsche Modell habe »ein gewisses Desinteresse für jene Aspekte verursacht, die die Wissenschaft als ein kulturelles Phänomen charakterisieren, das auf die Weltanschauungen und Denkweisen aller Menschen wirkt« (129). Es sei daher nicht in der Lage, die relative Einheitlichkeit der Wissenschaften zu erklären. Popper biete eine Alternative zum »linguistischen Relativismus« (136), indem er sich durch die Konzeption einer »dritten Welt« – der Welt der Erkenntnisobjekte im Unterschied zu derjenigen der physischen (erste Welt) und subjektiven Objekte (zweite Welt) – sowohl der subjektivistischen Auffassung wie dem naiven Empirismus entzieht. Dieser Versuch scheitert aber, so Tagliagambe, an Poppers Wirklichkeitsbegriff: die Objektivität löst sich *methodologisch* in Wahrheitsähnlichkeit (*truthlikeness*) auf, und jeder Versuch, sie anders zu begründen, gilt als »metaphysischer Realismus«. Popper schließt die Möglichkeit aus, »zu behaupten, wie es zum Beispiel der dialektische Materialismus tut, daß die wissenschaftliche Erkenntnis Erkenntnis einer Wirklichkeit ist, die unabhängig vom Erkenntnisprozeß selbst existiert« (160). Damit bleibt die entscheidende Frage des Realismus ungelöst.

Die mögliche Lösung entwirft der Autor auf dem Wege einer Rekonstruktion der Auffassungen von Althusser, Marx und Bohr. In Althussters Konzeption sieht er die Gefahr eines Logozentrismus, in dem »die Nicht-Unterscheidung zwischen Objekten oder Bedingungen *verbaler* Natur und Objekten oder Bedingungen, die nur *verbalisierbar* sind« (177), zu einer *Selbstreferenzialität* der Theorie führt. Sie steht der Symbol-(»Hieroglyphen«-)Theorie von Plechanow näher als Lenins Widerspiegelungstheorie, die »in ihrer korrekten Dimension nicht verstanden werden kann, wenn man nicht berücksichtigt, daß die Widerspiegelung selbst nicht als Kopie des Realobjekte gemeint ist, sondern als ein Abbild der Wirklichkeit in einer anderen Wirklichkeit, das heißt immer als *Übersetzung*« (53).

Marx »wendet vor allem in den *Grundrissen* das an, was wir die *Logik der konstruktiven Einbildungskraft* nennen können« (180). Bei ihm wird das Realobjekt nur experimentell und *nicht spurlos* in das Erkenntnisobjekt aufgelöst. »Um das Kapital zu definieren und die wesentlichen Merkmale zu bestimmen, die es von anderen Produktionsweisen unterscheiden«, war es notwendig, »einen ideellen Mikrokosmos zu konstruieren, ein Laboratorium, in dem das Kapital isoliert und künstlich von seinen

historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen getrennt wurde. Es war eine Situation denkbar zu machen, in der nichts der einzigen Ursache, die wichtig schien (der Wertschöpfung), in den Weg kommen konnte« (187). Nachdem sich Marx aber »der größtmöglichen Idealisierung angenähert hat, beginnt er umgekehrt vorzugehen. Dabei arbeitet er *reelle* Prozesse heraus, deren Eigenschaften soweit wie möglich den ideellen Erfordernissen angenähert sind, um Ereignisse von der Art *vorzustellen (immaginare)*, die den vorab festgelegten Bedingungen möglichst nahekommen« (ebd.). Auf diese Weise ergibt sich eine »dialektische Interaktion« zwischen den Erkenntnisobjekten (den Ausgangsidealitäten) und den Realobjekten (der durch jene Idealitäten gewonnenen Auffassung der wirklichen Vorgänge). Das Materielle ist bei Marx gerade diese Verbindung und Verflechtung der Ebenen, in denen das real Existierende gedacht wird.

Der aus der Marxschen Forschungslogik herausgearbeitete Wirklichkeitsbegriff unterscheidet sich für Tagliagambe nicht wesentlich von demjenigen, der sich aus dem Komplementaritätsprinzip von Niels Bohr entwickeln läßt. Dieses Prinzip »betont die Tendenz, das Erforschte in die benutzten theoretischen und linguistischen Instrumente einzugliedern ...: es postuliert indessen nicht eine Reduktion des Objektes auf die Struktur der Theorie, sondern zielt entschieden in die Gegenrichtung. Daß man zur vollständigen Beschreibung dessen, was man erforscht, auf die einander ausschließenden Interpretationsapparate und -modalitäten rekurrieren muß, deutet auf das Erfordernis, Raum und Anerkennung für das zu schaffen, was das Objekt eben im Rahmen einer spezifischen theoretischen 'Lektüre' und der damit verbundenen Reduktions- bzw. Rationalisierungstätigkeit *nicht ist*. Es gibt also einerseits eine enge Verbindung zwischen der Theorie und dem Bezugsobjekt, andererseits ein klares Votum für die Notwendigkeit, die *Auftauchbarkeit (emergenza)* des Objekts in bezug auf die Theorie zu gewährleisten.« (278)

Das Buch ist ein wichtiger Versuch, aus der Sackgasse, in die sich die Epistemologie mit der Aufölsung des Realobjekts in das Theorieobjekt manövriert hat, wieder herauszukommen. Die Ergebnisse müssen sich nicht auf die »Erkenntnistheorie« beschränken, wie die Einleitung deutlich macht. Gegenüber dem »allmählichen 'Verschwinden' des Objektes aus dem Anschauungsraum« (41) brauchen wir eine neue Kultur, die sich kritisch mit diesen Prozessen auseinandersetzen kann.

Sebastiano Ghisu (Berlin)

Mittelstrass, Jürgen: Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (333 S., br., 24,- DM)

Mittelstrass ficht vom Standpunkt der Aufklärung einen Verteidigungskampf für die Moderne und gegen die Postmoderne aus. Wenn wir im Zusammenhang mit dem postmodernen Denken (auch bei Thesen, die die Wissenschaft, die Philosophie und die Politik betreffen) von einem gegen die als monolithisch empfundene Vernunft (der Aufklärung) gerichteten Vormarsch des »Ästhetischen« und des »Kulturellen« sprechen können, dann ist es Mittelstrass' Gegenstrategie, das »Kulturelle« als Unterstützung und Absicherung der Projekte der Aufklärung und der Vernunft darzustellen. Zugleich muß er alte Kämpfe erneut austragen: Er kritisiert z.B. geisteswissenschaftliche Kulturkonzepte, die Gegenüberstellung von Zivilisation und Kultur und das affirmative Begrenzen und Begreifen der Kultur. Er macht deutlich, daß Bildung als wirkliche Kritik sich keinesfalls auf die Gebiete der Philosophie und der Geisteswissenschaften beschränkt, sondern ebenso zur Naturwissenschaft, zur interdisziplinären Interaktion oder zur institutionellen Struktur der Universität

gehört – wobei man sich den letzteren aber als Lebensform, als Kultur annähern muß.

Das für mich Interessanteste ist gerade das Hervortreten der Kultur in Mittelstrass' Versuch, gegen den Strom zu schwimmen. Hierzu gehört auch der Leckerbissen der Sammlung: sein schulinterner, offener und polemischer, von Angesicht zu Angesicht vorgetragener Diskussionsbeitrag zu Kambartel (»Von der Vernunft«). »Im Gegensatz zu dem affirmativen Charakter einer Kultur der Vernunft nach Kambartel behaupte ich, daß Vernunft im Grunde nur als eine Form des Widerstands wirklich werden kann, als Kritik bestehender Verhältnisse und als Entwurf anderer Verhältnisse, als *Aufklärung*« (131). Aber schon im nächsten Jahr, zur Jahresversammlung der Westdeutschen Rektorenkonferenz, überschreibt er seinen Eröffnungsvortrag mit »Wissenschaft als Kultur«. In dieser Rede fügt Mittelstrass seinem alten Thema, der »Wissenschaft in einer rationalen Kultur«, nicht nur den Gesichtspunkt von der Wissenschaft als Kultur hinzu, er beginnt vielmehr, »Kultur« mit den Elementen Widerstand, Kritik, Aufklärung ... zu artikulieren und so für sich selbst eine dem affirmativen Kulturverständnis entgegengesetzte Ansicht des Kulturellen zu entwerfen.

Lauri Mehtonen (Tampere)

Martens, Ekkehard: Der Faden der Ariadne. Über kreatives Denken und Handeln. J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1991 (108 S., br., 32,- DM)

Martens' erster Satz, »Metaphern beruhen auf realen, wenn auch häufig vergessenen oder verdrängten Erfahrungen; auch können sie unser Denken und Handeln als recht plausible Vorstellungen leiten«, bildet die theoretische Grundlage für seine Untersuchung in der Nachfolge Hans Blumenbergs. Die Theorie der Metapher wird dabei nicht weitergetrieben. Vielmehr geht es um die Geschichte der Metapher des produktiven Spinnens und Webens mit ihren positiven und negativen Bewertungen: »Hirngespinnste«, »Gedankenfäden«, »vernetztes Denken«. Angeknüpft wird u.a. bei Homer und Platon, Bacon und Kant, Hegel, Nietzsche und Wittgenstein.

Der »Faden der Ariadne« ist Ausgangspunkt und bekannt als Metapher des Leitfadens, der Theseus aus dem Labyrinth des Minotauros herausführt. Gesponnen und verwebt wird dieser Faden in der lydischen Sage der Arachne (Spinne), die sich in einem Wettstreit mit der Göttin Athene mißt. Wie Ovid in seinen »Metamorphosen« berichtet, weben beide ihr Welt-Bild jeweils aus menschlicher und göttlicher Perspektive. In dem Wettstreit, der eigentlich ein Paradigma darstellt für den Machtkampf zwischen Göttern und Menschen, unterliegt Arachne und wird von der Göttin in eine Spinne verwandelt. Sie hat jedoch ihren Anspruch auf eigene Kunstfertigkeit und Kreativität gewahrt.

In der Spinnenmetapher drückt sich ambivalent die Erfahrung mit Kreativität und dem Anspruch auf autonomes Leben und Denken aus, denn Weiterspinnen, kreatives Denken und Handeln enthalten beileibe nicht nur lustvolle, sondern auch bedrohliche Elemente. Und Martens scheut sich nicht – in Anlehnung an Gerburg Treusch-Dieter – zu fragen, ob die Risiken des Vernunftgebrauchs möglicherweise darauf zurückzuführen sind, daß die Männer den Frauen den Faden aus der Hand genommen haben. Eine kluge Frage, in der die zur Beantwortung relevanten Differenzierungen rationalen Denkens und die machttheoretischen Implikationen des Geschlechterverhältnisses angelegt sind. Martens' Sammlung mit seinen Reflexionen über die »Spinnenfäden« und »Begriffsnetze«, über »Fasern« und »Spinnerinnen und Spinner« erweitert sich an seinen besten Stellen zu Reflexionen über Vernunftskopsis und Technikkritik und lädt ein zum kreativen Denken: zum Weiterspinnen statt Abspulen.

Ursula Menzer (Hamburg)

Bolz, Norbert, und Willem van Reijen: Walter Benjamin. (Reihe Campus Einführungen Bd.1042). Campus Verlag, Frankfurt/M. 1991 (148 S., br., 17,80 DM)

Angesichts einer nicht mehr überschaubaren Literatur über Benjamin interessiert der vorliegende Versuch, in »die wichtigsten Themenkomplexe« (12) seines Denken einzuführen. Es sind dies Theologie, Sprachphilosophie, Geschichtsdenken, Analyse der Phantasmagorien der »bürgerlichen Welt« (konzentriert um den Allegorie-Begriff), anthropologischer Materialismus, Wahrnehmungs- und Medientheorie, eingerahmt durch je ein Kapitel zu Benjamins Darstellungsformen (insbesondere Kritik und Kommentar) und zu seiner Sprachphilosophie im »aktuellen Kontext« von Habermas, Rorty und Lyotard. Ein bei einer Einführung zu erwartender bio-bibliographischer Abriss fehlt.

Bolz/van Reijen bezeichnen Benjamins »historischen Materialismus« als »inverse Theologie« (Kap. 2, 31ff.). Der jugendbewegte Benjamin kann seine »metaphysischen Intentionen« noch »ungeschützt« aussprechen (32), doch »Aug' in Aug' mit dem Faschismus wird Theologie zur Inversion gezwungen« (35), nicht um sie zu »überwinden«, sondern um »ihrer Rettung willen« (31). Denn »unverhüllt« ist sie nicht am Leben zu erhalten. Ihr »weltliches Inkognito« (ebd.) findet sie bei Benjamin im Marxismus. Aus der Umkehrung wird also umstandslos Verhüllung. Diese läßt das Verhüllte unversehrt. Der »Umschmelzungsprozeß«, den Benjamins metaphysisches Denken im Laufe der Passagen-Arbeit nach seiner eigenen Einschätzung hat durchmachen müssen (Briefe 659 u. 664; zit. 34), wird rückgängig gemacht. Die behauptete Inversion wird zur Reversion: »(D)ie Erfahrungen des Historikers in Metaphysik umzuprägen«, das sei die »Aufgabe der Theologie« bei Benjamin (36). Warum sollte dies angesichts des Faschismus nötig gewesen sein? Noch dazu in marxistischer Verhüllung? Erwies sich nicht gerade die ganz unverhüllte »Negative Theologie«, von der die Autoren Benjamin andeutungsweise abgrenzen (31), gegen den NS als resistent? Die Idee der Inversion theologischer Begriffe, ihrer Umfunktionierung im historisch-materialistischen Kontext ist für das Verständnis Benjamins durchaus fruchtbar, wenn man sie ernst nimmt. Bolz/van Reijen tendieren aber dazu, sie ins unmittelbar Theologische zurückzuübersetzen, z.B.: »Es geht im Eingedenken um historische Erfahrungen, deren Maßstab nicht das Gedächtnis des einzelnen, sondern 'ein Gedenken Gottes' (GS IV 10) ist.« (39) Wollte Benjamin die »destruktiven Kräfte entbinden, welche im Erlösungsgedanken liegen« (GS I 1246) – ihn also für eine Politik der Befreiung theoretisch fruchtbar machen –, so spielen Bolz/van Reijen »Befreiung« und »Erlösung« gegeneinander aus (38).

Damit korrespondiert ein verbaler Revolutionarismus. Die Häufigkeit der Rede vom »Kollektiv« ist proportional zum Desinteresse an ihm, was insbesondere die folgenden Passagen zu Benjamins Begriff der »Masse« (95ff.) deutlich machen: »Die vom Fetisch individueller Freiheit verhexte Masse muß untergehen, um das Menschengesicht des Kollektivs erscheinen zu lassen. Die Masse heute kann nur diszipliniert die individuelle Freiheit negieren, um der wahren Freiheit Platz zu schaffen.« (97) Ganz anders Benjamin, dessen kritische Differenzierung von Masse und Klasse (»kompakte« vs. »aufgelockerte Masse«) von einem emphatischen Begriff des Individuums (vs. atomisiertes bürgerliches Subjekt) her erfolgt (vgl. VII 370).

Die Metaphysik-These hätte von den Autoren diskutabel gemacht werden können, wenn eine Klärung des Begriffs erfolgt wäre. Dies ist um so nötiger, als sie auch Benjamins »anthropologischen Materialismus« (Kap. 6, 87ff.) hervorkehren. Benjamin verwendet dieses Konzept im Surrealismus-Aufsatz und in den dazugehörigen Notizen. Es steht dort in Opposition zum »metaphysischen Materialismus der kommunistischen Theorie« (GS II 1040) – der veröffentlichte Text präzisiert: »Vogtscher und

Bucharinscher Observanz« (GS II 309; nicht zitiert). Im Unterschied zu letzterem sei nicht »die abstrakte Materie«, sondern das »leibliche Kollektivum ... dem Materialismus zugrunde zu legen« (GS II 1041). Bolz/van Reijen arbeiten drei Aspekte des Begriffs heraus: a) Die berühmte »profane Erleuchtung« als Versuch, »die natürlichen Kräfte des Rausches in den Dienst politischer Konstruktionen« (91) zu stellen, b) die Forderung, Technik vom Instrument der »Herrschaft über die Natur« zum »Organ des Kollektivleibs« zur »Beherrschung des Verhältnisses von Mensch und Natur« (89) umzufunktionieren, und c) das »'Aufknacken der Naturteleologie'« (91) So weit, so gut. Doch sie verzerren schließlich Benjamins kritische Intervention zur »Apologie« – und zwar zur »Apologie der Micky-Maus« als dem »Lehrstück« seines anthropologischen Materialismus: »Seine Materie ist das menschliche Kollektiv, sein *anthropos* ist eine ummontierbare, in Funktion gesetzte, elektrifizierte Figur.« (93) Der Referenz-Text (GS VI 144) zeigt nun aber gerade den kritischen Theoretiker am Werk, der versucht, den »ungeheuren Erfolg« der Micky-Maus-Filme damit zu erklären, »daß das Publikum sein eigenes Leben in ihnen wiedererkennt« (GS VI 145). Das entscheidend Neue dabei: »Eigentumsverhältnisse im Micky-Maus-Film: hier scheint zum ersten Mal, daß einem der eigne Arm, ja der eigne Körper gestohlen werden kann.« (Ebd., 144) Was Benjamin der Figur dennoch abgewinnt, gehört zu jenen »feinen und spirituellen« Dingen im »Klassenkampf«, von denen die Geschichtsthesen dann sprechen werden (GS I 694): den Humor (vgl. GS V 781; zit. 93). Im *Passagen-Werk* nennt Benjamin im übrigen seine Theorie »historischen« oder »dialektischen Materialismus«. »Anthropologischer Materialismus« bildet hier eigens eine Rubrik der »Materialien« – zusammen mit »Sektengeschichte«.

Im Zentrum des Kapitels »Medienästhetik« steht Benjamins Beobachtung einer »Umfunktionierung des menschlichen Apperzeptionsapparats« (GS I 1049; zit. 114), die im Film symptomatischen Ausdruck findet. Mit den »Schocks seiner Bilderstöße« (113) wird die Wahrnehmung auch im Bereich des Optischen »ganz vom Taktischen« (114) beherrscht. Benjamin sieht darin einmal die Chance, den menschlichen Wahrnehmungsapparat auf die Herausforderungen der technisierten Welt einzustellen, die mit »Kontemplation« nicht zu parieren sind; zugleich sind für ihn die »kleinen und großen Katastrophen des Films ... – Aug' in Aug' mit dem Faschismus – eine heilsame Vorwegnahme der drohenden Massenpsychose: 'eine therapeutische Sprengung des Unbewußten' (GS I 462)« (115). Die neuen Medien verlangen eine andere Rezeptions-Haltung. Bolz/van Reijen zitieren Benjamins »Spott für die 'Narren, die den Verfall der Kritik beklagen'« (GS IV 131; zit. 113). Denn »der freie Spielraum der Betrachtung«, die Bedingung von Kritik, ist beseitigt. »Reklame« und Film rücken dem Rezipienten sprunghaft auf den Leib, ihr Tempo macht es unmöglich, »einen Standpunkt einzunehmen« (ebd., 131f.).

Adorno hat in seiner Besprechung der *Einbahnstraße* jene Stelle moniert – hier wird sie affirmiert. Beiden Einschätzungen liegt dasselbe Mißverständnis zugrunde. Nicht wird »kritisches Bewußtsein« bei Benjamin ersetzt (113), sondern es geht um ein neues Bewußtsein der Kritik. Zwar sagt Benjamin, die »Stunde« »der« Kritik sei »längst abgelaufen« (GS IV 131), aber er meint jene für sich selbst »Unbefangenheit« und einen »freien Blick« reklamierende, sich zu einer »Sache des rechten Abstands« machende Kritik. *Diese* ist angesichts von Reklame, Film und Kunstmarkt zur »Lüge« geworden« (GS IV 131). Deren Herausforderungen sind anzunehmen. Die Frage, die der Schluß des zitierten Stückes aus der *Einbahnstraße* formuliert, für den Kunstkritiker von damals ist sie Provokation, für seine Nachfahren Affirmation. Dem kritischen Theoretiker Benjamin war es ein brennendes Problem: »Was macht zuletzt Reklame der Kritik so überlegen? (...) Nicht was die

rote elektrische Laufschrift sagt – die Feuerlache, die auf dem Asphalt sie spiegelt.« (Ebd., 132)

Vom Kino selbst, weil dort »kritische und genießende Haltung des Publikums« (GS I 497) zusammenfallen, hat Benjamin sich viel versprochen. Wo aber hier die »revolutionären Chancen« (GS I 452f.) des Films zur Sprache kommen (vgl. II6), bleibt Benjamins dialektischer Realismus auf der Strecke; die von ihm zugleich herausgearbeiteten »gegenrevolutionären« (GS I 452) Tendenzen, die die »naturgemäßen Folgerungen aus den Apparaten« (GS II 1506; zit. II2) verkehren, bleiben unerwähnt: Denn aus dem Filmdarsteller, der stellvertretend für die entfremdet Arbeitenden »Revanche« nimmt (GS I 450), wird unter dem »Filmkapital« der »Starkultus« (452), und die »Masse der Zuschauer« wird statt zur »Kontrollinstanz« (GS I 451) zum »Publikum« – jene »korrupte Verfassung der Masse, die der Faschismus an die Stelle ihrer klassenbewußten zu setzen sucht« (GS I 452). Nicht daß die Autoren den Einsatz Benjamins verspielen – sie kassieren ihn. Wo Benjamin, an die Adresse der »Kämpfer gegen die heutige Gesellschaftsordnung« gerichtet, durch die »Chockwirkung des Films« eine Steigerung der »Geistesgegenwart« (GS I 464) in einer Situation der »betonten Lebensgefahr« sich erhoffte (der Gedanke war in Kap. 5 noch präsent), befriedigen diese nun bei Bolz/van Reijen »ein dringendes Bedürfnis der Moderne«: »in Diskontinuitäten zu leben« (II3). Das ist stillschweigende Assimilierung an modische Redeweise, nicht Aktualisierung. Diese hätte Benjamin zu kritisieren.

Das Buch verwebt Benjamin-Zitate – zum Glück auch unverbrauchte – zu einem Text, wobei der Zwischentext selbst manchmal aus unausgewiesenen Zitaten, häufiger aus Paraphrasen besteht. Kaum wird der Kontext dargestellt. Die Interpretation (z.T. aus nicht markierten Selbstzitaten bestehend, z.B. von Bolz aus *Auszug aus der entzauberten Welt*, vgl. u.a. 97-100) setzt sich nicht ab, nicht dagegen, sie schreibt die Zitate fort. Sie legt sich keinen Gegenstand zurecht, um ihn dann zu diskutieren, nach der Triftigkeit der Thesen zu fragen. Auch Entwicklungen und Brüche in Benjamins Denken werden nicht deutlich. Natürlich kommt die »Wendung zu einem pragmatischen Kommunismus« (32) zur Sprache, aber etwaige Spannungen zwischen der frühen »mystischen Geschichtsauffassung« (GS II 203) und seinem eigensinnigen »historischen Materialismus« bleiben unthematisch. Benjamins Texte erscheinen als ein einziger Korpus, ohne Rücksicht auf Entstehungszeit, Textsorte, Status. Auch der Zusammenhang der ausgewählten Thematiken bleibt ungeklärt. Symptom hierfür ist, daß die genannten Theoriebereiche allesamt als »Zentrum seiner Philosophie« (41), »Grundwissenschaft« (36), »Leitwissenschaft« (107) und »Kernbestand« (87) seines Denkens aufgefaßt werden. Thomas Weber (Berlin)

Holz, Hans Heinz: Philosophie der zersplitterten Welt. Reflexionen über Walter Benjamin. Pahl-Rugenstein Verlag Nachfolger, Bonn 1992 (153 S., br., 22,- DM)

Der Autor montiert seine zwischen 1956 und 1967 erarbeiteten Beiträge (u.a. zwei unveröffentlichte Radio-Essays) zu vier Kapiteln zusammen, in deren Zentrum das Problem stehen soll, »wie eine entschieden religionsphilosophisch begründete Metaphysik in einem und demselben Denken sich mit marxistischer Geschichtsphilosophie« zu einer »Einheit« verbindet (5). Daß er jetzt, 25 Jahre später, auf sie zurückkommt, hat einen »tieferen Grund als nur den eines Zentennargedenkens«: die »Neubesinnung ... auf den gedanklichen Reichtum, der im Marxismus sein theoretisches Zentrum besitzt« (6). Noch immer ist von *dem* Marxismus die Rede. Kein Wort davon, daß der seine, der Marxismus-Leninismus untergegangen ist. Im Gegenteil: Benjamin wird für dessen Überleben instrumentalisiert, als Kompensat:

»Die schulmäßige Lehrbuchsystematik ... bedarf stets der begleitenden, auch heterodoxen Denkbewegung« (ebd.). Benjamin fand jene allerdings »schwer genießbar« (Briefe 417), seine Erfahrung mit ihren »völlig idealistischen, metaphysischen Fragestellungen« (GS VI 321), sein Beispiel ist Bucharin, war »niederschmetternd« (Briefe 546).
Thomas Weber (Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Kittler, Wolf, und Gerhard Neumann (Hrsg.): Franz Kafka: Schriftverkehr. Rombach Verlag, Freiburg 1990 (440 S., br., 48,- DM)

»Kafkas Botschaft an seine Erben ist nicht eindeutig entzifferbar« (*Poetica* 14/1982, 110). Gerhard Neumanns Rückblick beim Erscheinen der ersten Bände der kritischen Kafka-Ausgabe zielte vordergründig auf den Widerspruch zwischen Kafkas testamentarisch verfügbarem Wunsch nach Vernichtung des gesamten Nachlasses und der »Gier«, gedruckt zu werden, die der Autor in einem Brief an Ernst Rowohlt einbekannt hatte. Doch die Paradoxie jenes Vermächtnisses, das den mit der Auflösung der Hinterlassenschaft betrauten Freund Max Brod geradezu in die Rolle des Herausgebers drängte, wurde für die Nachwelt zum Inbegriff auch der hermeneutischen Herausforderung, die von der literarischen Botschaft selbst ausging. Einen Neuansatz unter der Leitperspektive semiotischer und diskursanalytischer Theoreme dokumentieren die hier versammelten Arbeiten, zu denen die (meist vorab publizierten) Untersuchungen der Herausgeber den größten Teil beitragen. Das programmatische Stichwort des »Schriftverkehrs« bündelt drei Problematiken: die Fragen nach dem Status von Autorschaft und Schrift, den sie prägenden und im Schreiben reflektierten sozialen und medialen Ordnungen, und schließlich nach den Kämpfen um Rede- und Deutungsmacht in Kafkas Texten selbst. In den Blick geraten Schreibprozesse, die noch nicht zum Werk geronnen sind, Kommunikationsmittel, die keine Verbindung mehr stiften, und Zeichen, deren Sinn umstritten bleibt.

»Schriftverkehr« wird zunächst, in dem gemeinsamen Beitrag der Herausgeber zur Editionsproblematik der zu Lebzeiten Kafkas erschienenen Drucke, als Gegenbegriff zum Konzept des Werks vorgestellt. Kafkas Schreiben, in dem »Entwürfe, Fragmente, Tagebuchaufzeichnungen, Werkansätze ... nahezu untrennbar verflochten« (31) sind, bedarf einer Editionsform, die sichtbar macht, wie die »gegensätzlichen Verschriftungsformen« von »Manuskript und Druck« (34) dessen Produktion bestimmten. Zwischen dem »fast unbewußten Fließen des Schreibstroms« und seiner Kanalisierung und Segmentierung zum veröffentlichten und vervielfältigten Werk steht seit Ende des 19. Jahrhunderts die epochale Mediendifferenz des Typoskripts, des Schreibens 'wie gedruckt' (35). Die Handschrift gewinnt im Gegenzug die Bedeutung von Privatheit und Subjektivität und wird zunehmend zum Residuum der Eigentümlichkeit, das Überschreibungen zuläßt (vgl. 50), wo der Druck Festlegung erzwingt. Kafkas Produktionsweise, so Neumann/Kittler, markiere die »Grenze zwischen einer Tradition, der nur das Endgültige gilt, und einer anderen, neuen, die sich dem Verworfenen zuwendet« (74). Historisch zu relativieren ist damit ein Werkbegriff, an dem die Literaturwissenschaft doppelten Anteil hatte; indem die Editionsphilologie Friedrich Beißners den Ausschließungsprozeß vom handschriftlich notierten Einfall bis zur endgültigen Druckfassung rekonstruierte, erschloß sie jenen Raum der Immanenz, in dem die »Deutungswissenschaft eines Emil Staiger« als deren »Korrelat« (ebd.) prosperieren konnte.

Die (Be-)Deutung Kafkas hingegen, so Neumanns unbekümmerte Wiederbelebung

des biographischen, oder genauer: autorgeschichtlichen Zugangs, eröffne sich »unmittelbarer als aus dem Werk« (165) dort, wo die in den Erzählungen ausgesparten großen Themen der Liebe und Kunst gestaltet werden, in der Korrespondenz mit Felice Bauer und Milena Jesenská. Die abwesende Geliebte setzt Botschaften frei, welche von der »Verwandlung von Körper(n) in Zeichen« (183) künden und sie rückgängig zu machen suchen – im Medium der Schrift. Die Liebesbriefe gleichen damit, so schrieb Kafka im März 1922 an Frau Jesenská, einem »Verkehr mit Gespenstern. (...) Geschriebene Küsse kommen nicht an ihren Ort, sondern werden von den Gespenstern auf dem Weg ausgetrunken« (zit. 189, 427 u.ö.). Im Schriftverkehr schaffen die Medien der Kommunikation jene schmerzlich empfundene trennende Distanz, welche die Poetologie Kafkas implizit voraussetzt: »Literatur ... ist Abwesenheit von Liebe« (174). So zeigen Briefe und Werk motivische Differenz bei genetischer Nähe. Die vom Autor selbst phantasierte »Geburt« (zit. n. 23) der Literatur aus dem Schreibfluß des Briefwechsels war bislang eher spekulativ durch die Koinzidenz des ersten Briefs an die Berliner Geliebte im September 1912 mit der Niederschrift des *Urteils* und, in rascher Folge, des *Verschollenen* und der *Verwandlung* begründet worden. Wolf Kittler belegt die These, »daß die fiktionalen Texte Kafkas allesamt der Dimension des Epistolarischen entstammen« (105), mit einem Indiz, das zugleich die Bedeutung der kritischen Werkausgabe unterstreicht: Sämtliche Pronomina in der zweiten Person Singular sind in der Handschrift der Romane und Erzählungen groß geschrieben. Als neuralgische Sprachzeichen, die im Schriftverkehr die Körper der Kommunizierenden vertreten, stellten die Pronomina 'ich' und 'Sie' im ersten, auf dem Geschäftsbogen der Versicherungsanstalt getippten Brief an Felice Bauer die häufigste Fehlerquelle dar, wie bereits Friedrich Kittler in *Grammophon – Film – Typewriter* (Berlin 1986, 326) demonstrieren konnte.

Daß Kafka der Begegnung mit der Berliner Stenotypistin auch genaue Kenntnisse über die in ihrer Firma hergestellten Diktierphonographen verdankte – über Aufzeichnungsgeräte also, die Rede in Schrift verwandelten –, veranlaßt nun Wolf Kittler, den »Effekten technischer Medien« (75) im Werk selbst nachzuforschen. So habe etwa die merkwürdige Foltermaschine, die in der *Strafkolonie* dem Delinquenten sein Urteil per Nadeldruck auf den Leib schreibt, ihr Rillenmuster jenen Phonographen entlehnt, über die Kafka sich eigens Prospekte zuschicken ließ. Kittler führt die technischen Analogien beider Apparate mit solcher Evidenz vor, daß die diesbezügliche »Blindheit der Forschung« (123) ebenso unerklärlich bleiben muß wie umgekehrt sein widerspiegelungstheoretischer Optimismus, auch für das Zauberesen Odradek aus der *Hausvater*-Geschichte sei »eines Tages das Modell« (160) zu eruieren (nach Kittlers Vermutung: ein Radio; vgl. 157). Während das Aufspüren derartiger Textschlüssel Gefahr läuft, die komplexe ästhetische Anverwandlung der Vorlagen monokausal zu vereinfachen, gelingen Kittler dort frappierende Einsichten in Kafkas Verschiebungs- und Verdichtungsarbeit, wo er die medialen Bedingungen des Schreibens anhand der literarisch personifizierten Gegensätze von Arbeit und Berufung, familialer Ordnung und Begehren zu rekonstruieren vermag. Dieselbe »quaternäre Struktur«, die beim diktierten Geschäftsbrief und beim in Satz gegebenen Manuskript die »Instanzen der literarischen Produktion« durch die technische Dissoziation des Autors von seiner Schrift und ihren Lesern ausdifferenziert, kehrt im Handlungsviereck »Geschäft/Geliebte/Freund/Familie« (95) wieder, das die Erzählungen entwerfen: Im »Geschäft« hatte Kafka die Funktion eines Konzipisten, also eines Autors von Briefen, während die Familie das erste Publikum seiner literarischen Texte war; für Bauer und Brod, deren Rollen im Urteil spiegelverkehrt als ferner Freund und nahe Geliebte abgebildet werden, blieben die Zwischenpositionen

von 'Medien' der ästhetischen Botschaft: Sekretärin und Herausgeber. – Die Suche nach realhistorischen Vorbildern kann Walter Bauer-Wabnegg, dessen Beitrag eine Auflistung sämtlicher Erwähnungen und Gestaltungen von Artisten, Zirkus- und Varietémotiven in Kafkas Werk enthält, um drei mutmaßliche Quellen des *Berichts für eine Akademie* ergänzen; neben den Memoiren des Zirkusdirektors Carl Hagenbeck sind dies, als eigentliche *trouvaille*, ein Artikel des *Prager Tagblatts*, der einen dressierten Menschenaffen in Ichform sein Zirkusleid klagen ließ, und die Präsentation des Edison-Phonographen vor der Pariser Akademie der Wissenschaften 1878, in der das Gerät über sich selbst zu sprechen anhub und so für die »Hohen Herren« den Affen machte. – Joseph Vogls Beitrag analysiert die bei Kittler als Schreibmodell interpretierte Konfiguration des *Urteils* als ein Kräftespiel von Macht und Ökonomie. Im agonalen Verhältnis von Georg Bendemann und seinem Vater treten sich »Ödipus und Leviathan«, begehrendes und disziplinierendes Organ gegenüber, die als konkurrierende »Privateigentümer« (298) sich »gegenseitig bestätigen und verstärken« (306). Die Funktion des Leviathan als der rechtsetzenden Gewalt des Dritten in einem Konfliktfall, bereits vom Titel der Erzählung aufgerufen, wird dabei auf doppelte Weise desavouiert: Einmal, indem (frei nach Lacan) »dyadische Strukturen ... von triadischen überlagert« (299) werden, der Vater als Kontrahent also selbst die Rolle des Richters reklamiert; zum zweiten durch die Figur des abwesenden Freundes, der, im Rededuell von beiden als Verbündeter angerufen, als intermediäre Instanz selbst nur medial, nur im Schriftverkehr existiert.

Den »Aporien der Kommunikation« (219) gilt schließlich auch Neumanns Lektüre des *Schloß*-Romans, in dem »Briefe fortwährend ihren Wert« wechseln (zit. n. 218) und Telefongespräche die Distanz zwischen weiblich dominierter Intimität des Dorfes und der dem Schloß zugeschriebenen Sphäre der Kanzleien und Gesetze nicht überbrücken können. Das »Dritte, das die Beziehung zwischen zweien zu garantieren und deren Orientierung auf die Welt der Liebe oder die Welt des Berufs zu beglaubigen vermöchte«, verkörpert im Roman die Gestalt Klamms, der in der Doppelrolle des Sekretärs und des Liebhabers an beiden Ordnungen teilhat. Dies macht ihn für die Kommunikation zwischen Dorf und Schloß, mehr noch aber für die Verbindung zwischen Mann und Frau, zum »Parasiten« in jenem Doppelsinn, den Michel Serres der französischen Sprache ablauschte: zu ihrem Nutznießer und Störgeräusch, das Beziehungen stiftet, indem es sie anzapft (213). Am Beispiel dieser Personifikation eines parasitären Kommunikationsmittels, das die Verständigung im selben Maße hintertreibt, wie es sie aufbaut, führt das Konzept des Schriftverkehrs zu einer gleichsam medienkritischen Pointe in Kafkas Werk. Seine Geschichten erzählen »Schicksale von Botschaften« (68), in denen die textimmanenten Akteure der Kommunikation, Stellvertreter letztlich des Autors und seiner Adressaten, nurmehr als bloße Anhängsel der Schrift erscheinen; in einer Verkehrung der im *Urteil* entworfenen Vermittlungshierarchie erweisen sich Sender und Empfänger seiner uneindeutigen Botschaft als Botschafter des literarischen Mediums.

Alexander Honold (Berlin)

Köppel, Peter: Die Agonie des Subjekts. Das Ende der Aufklärung bei Kafka und Blanchot. Passagen-Verlag, Wien 1991 (128 S., br., 26,- DM)

Guntermann, Georg: Vom Fremdwerden der Dinge beim Schreiben. Kafkas Tagebücher als literarische Physiognomie des Autors. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1991 (342 S., br., 98,- DM)

Über die Literatur zu Kafka urteilte Adorno einmal: »Er wird eingeordnet in eine etablierte Denkrichtung, anstatt daß man bei dem beharrte, was die Einordnung

erschwert und eben darum die Deutung erheischt.« Die Denkrichtung, in die Peter Köppel Kafkas *Schloß* und Blanchots Roman *Le très-haut* einordnet, hat sich, als sogenannte poststrukturalistische, längst etabliert. Ihr gilt inzwischen eine Reihe von Motiven als kanonisch, die Köppel, unter der Überschrift »Theoretischer Ansatz« (11), in einer abstrakten Begriffsansammlung bekenntnishaft wiederholt. Dabei setzt er die »Agonie des Subjekts« als ein Theorem voraus, statt diesen Befund aus der Analyse zu gewinnen. Subjektivität wird von der Sprache »zugleich konstituiert und zersetzt« (12). In dieser »semiotischen Bewegung des Lebens« (14) versteht Köppel die Literatur als den »Versuch des Einholens und Darstellens einer ... 'wilden' Sinnproduktion« der Sprache (14) und den Autor als »die selbstbewegte wortsprachliche Form dieses Darstellungstriebes« (17). Der »vorlaute hermeneutische Erzähler« (22) wird in dem an den theoretischen Schriften Blanchots orientierten Aufriß durch die »zentrale Leerstelle des produktiven unpersönlichen *il*'« (18) ersetzt.

Kafkas *Schloß* dient Köppel dann lediglich zur Illustration der »Selbsttätigkeit der Sprache« (86). Die Romanfigur K. wird darauf verkürzt, daß sie »jene ständige Fortbewegung des Sprachtriebs (erleidet)« (24). Statt eines Vergleichs wird die Erzählung Blanchots auf dasselbe Schema gebracht. Hier wird die Hauptfigur wie eine Schablone vorgestellt: »die 'Marke' des Protagonisten kennzeichnet ... diesen Ort [einer gescheiterten Begegnung; C.F.], der sich als Selbstbezug und Bezug zum anderen konstituiert, indem er sich überbietet« (61). Mit der beliebigen Allgemeinheit solcher Aussagen gehen, den Gang der Handlung erzählend, Passagen von banaler Konkretheit einher. Die unvermittelte Folge von Alltäglichem und Allerhöchstem hat Köppel dem Stil Heideggers abgesehen, ebenso seine unmotiviert aneinandergereihten Themen, das ständig begegnende »immer schon«, den »Ruf« (22) das »Gerede« (35), die »Sorge« (41), das »Gemeint-Sein« (45), die »Gestimmtheit« (75). Die Texte Kafkas und Blanchots, beide nur Folien für das »Zur-Sprache-Kommen der Rede« (56), schwimmen am Ende ineinander, weil Köppel aus beiden das gleiche Fazit zieht. *Das Schloß* thematisiert »eine reine Vakanz von Sinn, über der die Sinn-Arabeske schwebt« (52), und bei *Le très-haut* geht es um »die reine, auf keine Sinn-Beziehung mehr zu bringende Metonymie« (90).

Warum heißt das Buch im Untertitel »Das Ende der Aufklärung«? Die seinem Buch als Muster zugrundeliegende wilde Sinnproduktion der Sprache nennt Köppel eine »Institution« (11f.). Nur scheinbar stellt dieser Begriff einen gesellschaftlichen Kontext von Sprache her. Er fällt mit einem thetischen Begriff von Schrift zusammen, wodurch der Gedankengang tautologisch wird: »In der Tat ist die Schrift als *Spur* die *Vor-Schrift*, die der Disposition ... des Subjekts weitgehend entzogen ist« (91). Der Institution steht die auf ihre »'Zähmung'« (14) ausgerichtete »Tradition« (13) gegenüber, welche die Selbstbehauptung und Mitteilbarkeit des Subjekts vertritt. Das Ende der Aufklärung vollzieht sich in einem rätselhaft ahistorisch bleibenden Aufgehen der Tradition in die Institution: »Die Leistung des Übergangs vom partikularen Wollen und Begehren des einzelnen zur '*volonté générale*' ist hier [bei Blanchot; C.F.] nicht mehr, wie noch im *Contrat social*, der ständig von den Subjekten zu vollziehende Akt des '*mettre en commun*', sondern sie ist in der Sprache selbstständig, diese ... ist damit als gesetzgebende, absolute Institution an die Stelle des nun hinfälligen konstitutiven Aktes der Subjekte getreten.« (85f.) Für diesen Absolutismus ist das Subjekt »der von der Ordnung schon entsorgte Abfall« (90). Weil Köppel das Verschwinden des Subjekts aus der Theorie heraus postuliert, braucht er sich mit dem Gehalt einer gescheiterten Aufklärung nicht auseinanderzusetzen; sie gilt ihm als überflüssig. Köppels Buch betreibt keine Aufklärungskritik, sondern vertritt eine Position von Gegenauflklärung.

Im genauen Gegensatz zu Köppel geht es Georg Guntermann um die »literarische Physiognomie des Autors«. Seine Untersuchung kann für die Auseinandersetzung mit Kafkas Tagebüchern, die zuerst 1937 in einer Auswahl und 1951 von Max Brod erheblich gekürzt erschienen, zum ersten Mal auf die 1990 herausgegebene kritische Ausgabe zurückgreifen. Charakteristisch ist, daß Guntermann die Editions-geschichte der Tagebücher nicht an den Anfang, sondern genau in die Mitte seiner Arbeit verlegt. Ihr interpretatorisches Gewicht liegt nämlich vor allem in der Anordnung. Über hundert kleinste Abschnitte mit jeweils eigener Überschrift, die sich durch eng am Text gehaltene Beschreibungen auszeichnen, stellen eine unkonventionelle mosaikartige Konstellation her. Das Experiment der Montage von Beobachtungen am Text glückt in dem Maße, wie der Autor sich an »die Blicke des Beobachters Kafka« (51) hält und von daher zur Deutung fortschreitet, wobei auch für ihn gilt, was er bei Kafka feststellt, daß die »Bewegung des optisch erappten Lebens offen wird für Sinn« (50). Durch den Blick auf das in den Tagebüchern entwickelte Sehen gewinnt Guntermann ein durchgehendes Interpretationsmuster: »Die ideale Situation, die Kafka wiederholt für sich entworfen hat ..., ist die der 'Halbdistanz'.« (40) Sie ist durch eine »scharfe Unschärfe« (69) gekennzeichnet. Aus dieser phänomenologischen Perspektive verfolgt Guntermann Kafkas »Wechsel in der Erzählhaltung von der Ich-zur Er-Form« (85), den er, statt, wie er kritisiert, »von einem Subjekt zu sprechen, das sich selbst auflöst« (88), entgegengesetzt interpretiert: »In der Distanzierung auf die Dritte Person kann die eigene Subjektivität überleben« (85).

Problematisch wird die Untersuchung, wo sie, nachdem der Standpunkt der Subjektivität gefunden ist, ihre Beobachtungen verläßt und das Schreiben allgemein als »Hilfsmittel zur Herstellung des Ich« (109) versteht. Das »Schreiben als Selbsterstellung« (218) geschieht durch »die Transformation der im Tagebuch festgehaltenen Wirklichkeit« im Sinne einer »Literarisierung« (155); die »Literarisierung des Lebens ist Aufgabe und Ziel des Schreibens in Kafkas Tagebuch« (192). Die Feststellung: »Wirklichkeit kehrt im Schreiben – verändert – wieder« (120) schlägt in die konservative Haltung um, daß sich Literatur »als ein bei aller Veränderung und Transformation doch getreues und aussagestarkes Abbild der realen Verhältnisse« (160) erweise. Die Probe aufs Exempel einer »Literarisierung des Lebens« ist Guntermanns Interpretation des Tagebuchtextes »Der kleine Ruinenbewohner«. Dieser steht ihm für das »Fremdwerden der Dinge«, weil er sich in verschiedenen fragmentarischen »Schreibenläufen« (185) entwickelt und verfremdet. Die Analyse läuft aber auf die »Identifizierbarkeit von Figuren aus Kafkas Text mit Personen aus seinem Leben« (197) hinaus; das Fremde bleibt auf das verschwommene Bild der »Utopie einer anderen Existenz ... in der naturbelassenen 'Eigentlichkeit'« (199) verwiesen. Schließlich reduziert Guntermann es auf ein bloßes »Motiv der Literatur« (291): »Fremde sind die Kafkaschen 'Helden' allesamt: als Reisende unterwegs, zu einem ungewissen Ziel aufgebrochen« (ebd.). Daß Literarisierung »einen Prozeß der Aufweichung der Grenzen von Subjekt und Objekt darstellt« (214), behauptet Guntermann zwar; für ihn bleibt das Tagebuch aber die »Werkstatt« (148) des Schriftstellers, in der der Leser »Teil hat am Kratzen der Feder auf dem Papier« (174).

Drei Exkurse zur Kafka-Literatur machen deutlich, daß Guntermanns Untersuchung im Grunde jede Deutung scheut, die durch das schließlich manieristisch wirkende Mosaikverfahren nicht ersetzt wird. Für den Autor sind »1950 ... nahezu alle wesentlichen Interpretationsrichtungen in Grundzügen bereits ausformuliert«, und in der »Vielfalt der Meinungen« (300) spricht er sich für die »Kraft zu guter Allgemeinheit« (299) aus. Vertritt Köppels Arbeit die etablierte Denkrichtung, so schlägt diejenige Guntermanns erst gar keine ein. Carsten Feldmann (Berlin)

Deiritz, Karl, und Hannes Krauss (Hrsg.): Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder »Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge«. Analysen und Materialien. Luchterhand Literaturverlag, Hamburg 1991 (176 S., br., 15,80 DM)

Lauthals wurde im Herbst 1990 »Abschied von der Literatur der Bundesrepublik« (Schirrmacher) genommen, das »Kulturschutzgebiet DDR« (Bohrer) gekündigt und ein Schlußstrich unter die »glücklicherweise zu Ende gegangenen Literaturen von BRD und DDR« (Greiner) gezogen, nachdem bereits im Juni desselben Jahres Kritiker überwiegend westdeutscher Feuilletons Christa Wolf an Hand des Prosastücks *Was bleibt* ihrer moralischen Integrität zu entheben unternommen hatten. Inzwischen mehren sich die Tendenzen, die Debatte ihrerseits für beendet zu erklären und zur literaturhistorischen Besichtigung freizugeben. Die Herausgeber dagegen wollen »mit diesem Band kein Fazit ziehen, nicht Endgültigkeiten herstellen« (10). Eher umgekehrt sehen sie dessen Zielsetzung darin, »Voraussetzungen fürs Nach-Denken zu schaffen und so vielleicht auch für ein produktives Weiter-Streiten« (ebd.). Den »sogenannten deutsch-deutschen Literaturstreit« bewerten sie als »das deutsche Provinzstück einer epochalen Zeitenwende« (7), die nicht zuletzt wegen ihrer dauernden Aktualität »Deutungs-Versuche und Grundlagen-Erforschung« (10) notwendig mache.

Einen »Performancecharakter« (95) beobachtet Therese Hörnigk in der Auseinandersetzung um Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt*, deren Motivik von Identitätskrise, Utopieverlust und Erinnerungsarbeit sie in den Zusammenhang des Gesamtwerkes stellt. »Das endgültige Bewußtsein, sich an Unmöglichem abgearbeitet zu haben« (ebd.), dokumentiere diese Erzählung, deren »eigentlich ... unspektakulär(er)« (96) Text bei genauer Lektüre, die zwischen Autor und Erzähler-Ich zu differenzieren wisse (vgl. 95f.), kaum Zündstoff für eine Debatte liefere. Die Erkenntnis, daß es im Literaturstreit nur vordergründig um eine einzelne Erzählung und ihre Verfasserin gegangen sei – Helga Königsdorf findet das Stichwort »Mittelpunktentsorgung« (16) –, im Grunde aber um jene kritische Intelligenz in der DDR, die »im deutlichen Gegensatz zur damaligen Lage in den sozialistischen Staaten Polen, CSSR, Ungarn, UdSSR ... keine antisozialistische Opposition« (Uwe Kolbe, 33) darstellte, ist Ausgangspunkt aller Beiträge.

Ernst Müller beschreibt eine mögliche Ursache für die fehlende politische Radikalität des überwiegenden Teils der DDR-Literatur als eine ausgebliebene »Entfettschierung des Intellektuellen-Begriffs« (25). Die Ansätze des Bitterfelder Weges, die historisch verfestigte Trennung zwischen Produktionsarbeitern und Literaturschaffenden zu überwinden, waren schon fünf Jahre nach ihrer programmatischen Erklärung 1959 mit der Aufforderung Ulbrichts relativiert worden, der Schriftsteller habe nicht die Position eines 'empirischen Mitarbeiters', sondern die eines 'Planers und Leiters' einzunehmen. Hier wie auch in der Verbindung von 'Bitterfelder Weg und Weimarer Klassik' zeigt sich für Müller »am deutlichsten die Reproduktion eines klassischen, engen, auch elitären Kunstbegriffs« (26f.). Die »akzeptierte Entgegensetzung zu den materiellen Produzenten, die erst in der Wende als Bruch zwischen Intellektuellen und Volk offenbar wurde« (29), habe schließlich zu der problematischen Situation geführt, »daß ... eigentlich politisch und wissenschaftlich zu verhandelnde Themen ..., weil sie vom offiziellen politischen Diskurs ausgeschlossen blieben, nun zum inadäquaten Gegenstand eines literarisch-ästhetischen Diskurses wurden« (31).

Die »Demontage einer traditionsbeladenen Institutionalisierung öffentlicher Rede, des Schriftstellers als politisch-moralischer Instanz« (40) erkennt Klaus-Michael Bogdal als den eigentlichen Kern der Debatte. Schirrmacher, Bohrer und Greiner gehe es angesichts der Schriftsteller aus der DDR »primär ... um die Erhaltung eines

inzwischen festgezogenen Machtnetzes, das durch die Wiederkehr der Moral in die Literatur ... einzureißen droht« (46). Ähnlich, jedoch mit Blick auf Autoren aus beiden Teilen Deutschlands, bewertet Jochen Vogt die Absichten vor allem Schirrmachers: »Vorgebeugt werden soll hier der Möglichkeit, daß einer gesamtdeutschen Literatur nach dieser zweiten 'Stunde Null' eine ähnliche Rolle zufallen könnte, wie sie die kritisch-systemtreue Literatur in der DDR und die westdeutschen Nonkonformisten unter sehr verschiedenen Bedingungen, aber beide beim Ausfall bzw. der relativen Schwäche von politischer Opposition und kritischer Öffentlichkeit gespielt haben.« (62)

Findet sich in den Argumentationen Bogdals und Vogts streckenweise noch jenes 'krisensichere' linksintellektuelle Selbstverständnis, von dem aus schon während der Debatte des Jahres 1990 die Attacken westdeutscher Kritiker pariert wurden, so stellt sich der Aufsatz des in den USA lehrenden Germanisten Andreas Huysen bewußt zwischen oder besser: neben die Fronten. »Den Versuch einer globalen Abwicklung der Literatur der DDR und der BRD« hält er »für ebenso hanebüchen wie die zumeist hysterischen Reaktionen seitens der Verteidiger von Christa Wolf, die die Notwendigkeit einer Debatte schlichtweg ableugneten« (79). Huysen schätzt diese Debatte als eine weitere Etappe in jener »Krise der deutschen Intellektuellen« (ebd.) ein, deren bisherige Stationen die Auseinandersetzungen über die Historisierung des NS, die nationale Vereinigung und den Golfkrieg markierten und die sich in einer »Rhetorik der Selbstgerechtigkeit« und gegenseitigen »Schulduzuweisungen« (78) niederschlugen. Ein »sozialliberaler, linker Konsensus« sei »ins Rutschen geraten« (ebd.). Die Schwierigkeiten aller beteiligten Intellektuellen, sich in einer heterogenen Gesellschaft zu verorten, habe eine politische Analyse verhindert (vgl. 79, 81). Selbst wo Bohrer eine solche anstrebt, um für eine strikte Trennung von Ästhetik und Politik einzutreten, erweist sich für Huysen das Vorhaben als »Täuschungsmanöver« (92), das das eigentliche Programm »Ästhetik als Politik-Ersatz« (93) nur zu verdecken suche. Alles in allem habe der Literaturstreit in der Reflexion darüber, »wie die beiden deutschen Nachkriegsliteraturen die Problematik des Nationalen um- oder neu geschrieben haben« (94), endgültig die Unmöglichkeit bewußt gemacht, »nationale Identität nur mehr von einem Nationenbegriff des 19. Jahrhunderts her zu denken« (ebd.). Die Debatte markiere »somit in der Tat das Ende eines literarischen und kritischen Paradigmas, auch wenn es keinen radikal neuen literarischen Anfang geben wird. Das Nullpunktdenken ist verbraucht.« (Ebd.)

Gemünzt auf die Verhältnisse in der DDR, hat der Satz »Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge« (Uwe Kolbe an Bärbel Bohley, 8.11.1989) unter veränderten politischen Vorzeichen für jene AutorInnen seine Gültigkeit behalten, die bislang nicht bereit waren, das kritische Potential einer gesellschaftlichen Utopie aus ihren Büchern zu entfernen. Für die Erschwernisse, auf die solche Vorstellungen innerhalb des kulturellen Kräftefeldes im wiedervereinigten Deutschland stoßen, können die Beiträge sensibilisieren, indem sie mögliche politische Strategien eines literarischen Diskurses zwischen Ästhetik und Moral thematisieren. Dabei nehmen die zumeist knapp und thesehaft formulierten Texte allerdings allzu oft Einordnungen in einfache Rechts-Links-Schemata vor, die die weitaus komplexere Problematik der Debatte verfehlen müssen und denen sie höchstens sich selbst noch ausliefern.

Michael Wedel (Berlin)

Arnold, Heinz Ludwig: Krieger, Waldgänger, Anarch. Versuch über Ernst Jünger. Wallstein Verlag, Göttingen 1990 (47 S., br., 18,- DM)

Brandes, Wolfgang: Der 'neue Stil' in Ernst Jüngers »Strahlungen«. Genese, Funktion und Realitätsproduktion des literarischen Ich in seinen Tagebüchern. Bouvier Verlag, Bonn 1990 (338 S., Ln., 90,- DM)

Heinz Ludwig Arnold, der sich bereits 1965 anlässlich von Jüngers 70. Geburtstag geäußert hat, faßt hier die Ergebnisse seiner Jünger-Lektüren zusammen. Dabei stellt er Jünger unter drei Leitbildern dar, man könnte auch von Rollen sprechen – denn der Autor Jünger ist nacheinander in die Rollen des Kriegers, Waldgängers und Anarchen geschlüpft. Er hat Haltungen und Einstellungen angenommen, die eine Konstanz im Wandel zeigen. Jünger selbst spricht häufiger von seinem »Gesetz«, von der »Konsequenz und Richtigkeit des eigenen Lebenswegs« (6). Alle Rollen dienen ihm nur zu einem einzigen Zweck: zur Distanzierung, ja Abweisung von Kultur und Gesellschaft. Dieser Affront wird schon früh formuliert, und er bleibt seit den Kriegsbüchern (*In Stahlgewittern*, *Der Kampf als inneres Erlebnis*) im Kern bestehen. Er richtet sich gegen die Moderne, gegen Industrialisierung, Technik und Wissenschaft, die Jünger rundum zurückweist. Ihm geht es um »die Abweisung der Geschichte überhaupt.« (16) Für die Erfahrung des Krieges bietet er anthropologische, ja archetypische Erklärungen an: Der Krieg habe etwas Ewiges, ewig Wiederkehrendes, denn immer wieder komme »der Punkt, wo aus dem Weißen im Auge des Feindes der Rausch des roten Blutes flammt.« (*Der Kampf als inneres Erlebnis*)

Jünger bleibt aber nicht bei der Figur des Kriegers stehen; aus dem »schlechten Soldaten« (Jünger) wird ein Autor, der sich die Rollen des Waldgängers und Anarchen auswählt: »erhoben über Zeit und Geschichte.« (25) Jünger versteht nun die Autorschaft (Schriftsteller könne man werden, Autor müsse man dagegen sein) als Weise des Sehens und Kündens (vgl. 24), das Schreiben insgesamt als »Beherrschung der Realität« (31), freilich nicht im Sinne einer Aneignung, von realistischer Beschreibung oder Auseinandersetzung, sondern von Mythisierung und Ästhetisierung, als Rückzug auf eine höhere Position. Es geht Jünger um den Widerstand gegen die Wirklichkeit, das Realitätsprinzip, um die Rebellion des Waldgängers und Anarchen, des Solipsisten (W. Brandes), der sich heimatlos fühlt, wohlwissend um die Gefahren, die in der modernen Welt überall lauern (Entfremdung, Verdinglichung, Massenkultur), und der dennoch ständig und ruhelos auf der Suche nach der verlorenen Zeit ist – nach einer Welt und Gesellschaft gültiger Ordnungen und Hierarchien, nach einem »absolut peinlich durchgeführten gesellschaftlichen System« (zit. n. 34). Womit sich dann der Kreis auch wieder schließt, denn sein Werk, so resümiert Arnold, führt dorthin wieder zurück, von wo es seinen Ausgang genommen hat: Ein »Rückweg zum Ursprung«, wie es auch in Jüngers letztem Werk *Die Schere* heißt.

Arnold versucht sich an einer Gesamtdeutung, die sich eng an Jüngers Selbstäußerungen hält, geht aber dort sehr kritisch mit Jünger ins Gericht, wo er dessen Vorliebe fürs Archetypische unter Verzicht auf jede Geschichtlichkeit darstellt. Verglichen mit Arnolds essayistischer Beschäftigung mit Jünger nimmt sich Wolfgang Brandes' Hannoveraner Dissertation bescheidener aus. Anhand von Jüngers Tagebüchern *Strahlungen* und vor dem Hintergrund von Theweleits *Männerphantasien* untersucht er das Drama des nicht-zu-Ende-geborenen Mannes, der sein Stigma in der Rolle des Dandys und Solipsisten und in einer bestimmten Schreibhaltung kaschiert – eben dem 'Neuen Stil' nach den frühen Kriegsbüchern. In minutiösen Detailuntersuchungen entfaltet Brandes ein Themen- und Motivnetz: Er beschäftigt

sich mit Jüngers Überarbeitungspraxis bzw. -manie (die – unter der Maxime unbedingten Stilwillens angetreten – häufig genug nur kritische Äußerungen und Vorwürfe von Lesern zu eliminieren versucht), fragt nach den literarischen Gattungsbedingungen des Tagebuchs, nach Ästhetik und Poetologie und untersucht die stilistischen Qualitäten der Jüngerschen Prosa, ohne dabei den literaturpsychologischen Ansatz und die sozialgeschichtlichen Wertungen aus dem Blick zu verlieren.

Der Solipsismus Jüngers, das ist eines von Brandes' Resultaten, sei ein Akt der Krisenbewältigung (vgl. 177), und seine »Ikonographie des Schreckens« (Bohrer), seine Fähigkeit zum genauen fotografischen Blick (157ff.) verdanke sich dem Theorem Nietzsches, die Welt einzig noch als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen. Schreibend schaffe sich Jünger einen »Ersatz-Körper« (143), ein literarisches Ich, das im 'Neuen Stil' der *Strahlungen* die vormalige Gestalt des Kriegers aus den frühen Büchern ablöse und insgesamt »aus dem Bemühen (resultiere), der Vermassung zu entgehen – so wie seine dandyistische Attitüde den anachronistischen Versuch darstellt, die verlorengegangene Aura künstlich wiederzugewinnen« (278).

Werner Jung (Duisburg)

Erziehungswissenschaft

Paschen, Harm, und Lothar Wigger: Zur Analyse pädagogischer Argumentation. Bericht des Forschungsprojekts »Bielefelder Katalog pädagogischer Argumente«. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1992 (130 S., br., 32,- DM)

Fragestellung und Vorgehensweise sind für die Erziehungswissenschaft neu. Gibt es pädagogische Argumente, und wenn ja, wie sehen diese aus, welche Muster, Strukturen und Mannigfaltigkeiten weisen sie auf, wie lassen sie sich in einen Katalog, eine systematische Topik ordnen, wie lassen sie sich erheben, kategorisieren und klassifizieren? Ihr Instrumentarium stützt sich auf die »deduktionslogische Argumentationstheorie« und den aus ihr gewonnenen »Argument-Begriff«, der sich als die strukturierte Gesamtheit von Sätzen (Propositionen) darstellt, die gleichsam in einem syllogistischen Verhältnis zueinander stehen. Durch diese relativ abstrakte Definition sind die Autoren in der Lage, ganze pädagogische Texte als »Argumente« zu rekonstruieren, um diese wiederum in ihre kleinsten Einheiten zu zerlegen. Unglücklicherweise nennen die Autoren auch diese zu identifizierenden und zu klassifizierenden kleinsten Einheiten »'Argumente«, so daß allein der morphologische Vergleich der beiden Worte einer Verwechslung entgegensteht.

Fragestellung, Begrifflichkeit und Referenzen verweisen auf einen größeren metatheoretischen Diskurs der Erziehungswissenschaft, dem es in seiner Hauptstoßrichtung darum geht, eine epistemologische Schnittstelle ausfindig zu machen, um pädagogisches Handlungswissen von erziehungswissenschaftlichem Reflexionswissen zu unterscheiden. Insofern die Autoren von ihrem Anspruch her einen Katalog pädagogischer Argumente erzeugen, haben wir es zugleich mit einer diskursiven Eingrenzung einer Disziplin zu tun, in der es seit ihrer universitären Institutionalisierung darum ging, zu bestimmen, welche Argumente in ihr zugelassen und welche aus ihr verbannt werden dürfen. Die Klassifikation pädagogischer Sprache und Argumentation am Ende des Buches (98-130) ist nicht Ausdruck einer Sammlungs- oder Ordnungswut der Autoren, sondern Indiz einer Präferenz für die Verwissenschaftlichung und die Vereinheitlichung einer epistemologischen Schwellenwissenschaft.

»Prämisse des Projekts war die These, daß die Pädagogik eine argumentative Disziplin ist und die Erziehungswissenschaft argumentationsanalytisch zu arbeiten

hat.« (53) Die Argumentationsanalyse wurde »zwar nur an einem winzigen Segment pädagogischer Aufsätze durchgeführt« (ebd.), gleichwohl ergaben sich disziplintypische Ergebnisse. Ein zentrales Ergebnis ist, daß pädagogische Texte sich des textuellen und argumentativen Modus der »Erörterung« bedienen. Alle anderen eruierten Ergebnisse, wie die Zahl der »Argumente« (rund 5 600), ihre Heterogenität und die hohe Frequenz unvollständiger Argumentationen (z.B. wurden nur 3 von 93 Texten als formal vollständige Argumente identifiziert) scheinen lediglich weitere Attribuierungen und Charakterisierungen dieses einen argumentativen Modus pädagogischer Texte zu sein. Doch wie kann man mit diesen entscheidungsorientierten Erörterungen wissenschaftlich umgehen? Ist es möglich, sie »methodisch zu disziplinieren« (54ff.)? Gerade die in den Modus der pädagogischen Erörterung eingelassene Entscheidungsorientierung, wie auch deren rhetorische Momente, strategische Interessen und nicht-explizierte weltanschauliche Gewichtungen, sperren sich gegen die Ausarbeitung eines verbindlichen Standards wissenschaftlichen Argumentierens. Haben wir es mit einem »Mangel an argumentativen Bewußtsein« (61) in pädagogischen Erörterungen zu tun, ja vielleicht sogar mit einem Rauschen des pädagogischen Diskurses, der »undiszipliniert« »Manipulations- und Desinformationsmöglichkeiten im wissenschaftlichen Gewande« (63) zuläßt? Oder haben wir es mit einem Wissensbestand zu tun, der nur seiner erziehungswissenschaftlich kontrollierten Reflexion harrt?

Der nur am Rande in eine kleine Fußnote (54) verwiesene Hinweis auf die Ambiguität des Begriffs »Erörterung«, einmal als Teil einer rhetorisch-topischen Dialektik (*expositio*) und andererseits als Teil einer deduktiv-syllogistischen Logik (*determinatio*) beinhaltet wohl *in nuce*, was man als Resümee des gesamten Forschungsberichtes festhalten kann: nämlich den schwierigen Umgang mit und die behutsame Arbeit an einem Wissenstyp, der sich immer dann zu verwandeln oder aufzuspalten scheint, wenn man sein wissenschaftlich »bewaffnetes Auge« auf ihn richtet.

Matthias Bohlender (Frankfurt/M.)

Birmily, Elisabeth (Hrsg.): Die Schule ist männlich. Zur Situation von Schülerinnen und Lehrerinnen. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1991 (214 S., br., 33,- DM)

Büttner, Christian, und Marianne Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben? Erziehung zur Geschlechtsidentität in Kindergarten und Grundschule. Beltz-Verlag, Weinheim und Basel 1992 (190 S., br., 36,- DM)

Kreienbaum, Anna Maria: Erfahrungsfeld Schule. Koedukation als Kristallisationspunkt. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1992 (276 S., br., 34,- DM)

Ulrich, Winfried (Hrsg.): Mädchen und Junge – Mann und Frau. Geschlechtsspezifik von Verhalten und Erziehung? Peter Lang Verlag, Bern, Frankfurt/M., New York, Paris 1991 (139 S., br., 45,- DM)

Die fachöffentliche Debatte über die geschlechtsbezogene Sozialisationswirkung der Schule ist zu Beginn der neunziger Jahre beherrscht vom feministischen Diskurs, der sich im wesentlichen auf die Probleme der koedukativen Realität der Mädchen, die schulischen Einfluß- und Machtchancen der Lehrerinnen und auf die Frage konzentriert, welche spezifischen Angebote für Mädchen in Naturwissenschaft, Technik/Computerwissen und Mathematik entwickelt werden können. Zugleich erfährt die Realität der Jungen in koedukativen Situationen, das schwache Interesse der Mädchen für Politik und Geschichte und der Jungen an Sprachen geringere Aufmerksamkeit. Entscheidender als solche Akzentsetzungen ist, daß der Diskurs im wesentlichen innerhalb eines eng miteinander verbundenen Kreises sozial- und

erziehungswissenschaftlicher Frauen stattfindet, und die allgemeine Erziehungswissenschaft sich entweder unkritisch der allgemeinen Postulate dieser Debatte bedient oder sie ignoriert. Außenseiter, die sich kritisch den innerfeministisch unstrittigen allgemeinen Aussagen nähern – etwa der pauschalen Behauptung, Mädchen würden in der koedukativen Schule benachteiligt –, erfahren geballte Abwehr, darüber überhaupt zu diskutieren. Wie kann aus dieser unproduktiven Lage ein Ausweg gefunden werden?

Der Sammelband von Birmily u.a. aus Österreich gibt aus streng feministischer Sicht einen Überblick über die Themen der achtziger Jahre: Kritik der Koedukation, Rolle der Lehrerinnen, Einseitigkeiten im naturwissenschaftlichen und im Sexualkundeunterricht, Chancen »feministischer Mädchenschulen« (als Schulversuch). Vielleicht könnte ein entsprechender Schulversuch tatsächlich konkrete Erfahrungen sammeln, »unter welchen Bedingungen Mädchen ihre Individualität, ihre Stärken und Schwächen erkennen und entfalten« (33) – damit würde empirisch prüfbar, was oft behauptet wird. Der Mangel der gegenwärtigen Debatte ist, daß empirische Forschung weitgehend im Rahmen qualitativer Studien von engagierten Frauen durchgeführt wird, die die Verallgemeinerbarkeit auf Grund ihrer Daten meist nicht prüfen können. Das ist nicht ihnen geschuldet (sondern meist ihrer ökonomischen Lage) und sollte – auch in Österreich – rasch durch größere Forschungsvorhaben mit einer Kombination aus quantitativen und qualitativen Forschungsansätzen überwunden werden.

Ein ähnlicher Sammelband – das Ergebnis zweier Hochschultage – ist von Ulrich vorgelegt worden. Das Buch dokumentiert den Versuch, über die pädagogisch-feministischen Fachgrenzen hinaus zu einem Gespräch *zwischen* den Wissenschaften zu kommen. Entsprechend breit sind die Themen gestreut: Von »weiblichen Zügen im Gottesverständnis des alten Israel« über (hirnorganische?) »Geschlechtsunterschiede bei Lernstörungen und Lernschwächen« bis zu dem unvermeidlichen Thema »Frau und Mathematik« werden zahlreiche anregende Einzelthemen aufgegriffen. Aber auch beim abgedruckten abschließenden Podiumsgespräch ist nicht erkennbar, daß die unterschiedlichen fachlichen und theoretischen Sichtweisen in ein produktives Gespräch gekommen wären, das sich auf (wissenschaftlich oder praktisch) gemeinsame Grundlagen bezöge. Ein Tagungsprogramm, das jeweils drei Referate in einer Stunde vorsieht, kann nichts anderes als die ZuhörerInnen abfüttern.

Der Forderung nach mehr Empirie ist Anna Maria Kreienbaum gefolgt. In ihrer Arbeit hat sie, neben einer ausführlichen Rezeption der einschlägigen Koedukationsliteratur, monografisch zwei Schulen untersucht, die zu unterschiedlichen Zeiten (1961 und abschließend 1978) auf Koedukation umgestellt wurden. Auf die Grenzen der vorliegenden Arbeit weist sie selbst hin: Es liegen keine Untersuchungen des Unterrichts vor, sondern Aussagen von Lehrerinnen und Schülerinnen; es gibt keine Zufallsstichprobe; vielmehr haben Wohnortnähe und Erreichbarkeit die Auswahl notwendigerweise bestimmt. Zudem waren die Lehrerinnen des frühzeitig koedukativen Gymnasiums meist verheiratet, die des langjährig noch als Mädchenschule geführten meist ledig. Gerade diese Differenzen sind auch für die Geschichte des Lehrerinnenberufs typisch: »vom Ideal der unverheirateten Lehrerin zur professionellen Mutter« (120). Die Hoffnung Kreienbaums, dennoch grundsätzliche Aussagen über Mädchenschulen vs. Koedukationsschulen zu erhalten, werden durch solche Rahmendaten jedoch stark relativiert.

Die Einzelergebnisse der Studie können hier nicht zusammengefaßt werden; Kreienbaum weist auf die widersprüchliche und vielfältige Wirkung der beiden Schulen – in der Wahrnehmung ihrer ehemaligen Schülerinnen und Lehrerinnen –

hin. Ein besonderer Effekt zu mehr Frauensolidarität in der langjährigen Mädchenschule konnte von ihr nicht festgestellt werden. Deshalb auch ihre Annahme, daß »monokausale Zuschreibungen und Erklärungen zu kurz greifen« (266). Irritiert fragt sie, ob »die Verunsicherung des Selbstwertgefühls [der Mädchen; PL], wie sie als Folge der Benachteiligung durch diskrete Diskriminierung häufig konstatiert oder angenommen [sic!] wurde, keine wirklich dauerhafte Beeinträchtigung ausmacht oder quasi kompensatorisch durch Lebenserfahrung auszugleichen ist?« (Ebd.) Und schließlich: »Sind vielleicht andere Sozialisationsfaktoren wie die Zugehörigkeit zur sozialen Schicht/Klasse dominant gegenüber der Geschlechtersozialisation?« (Ebd.) Nun, das ist eine geradezu häretische Frage, da sie das Basisparadigma feministischer Sicht bedroht: daß die Gesellschaft – und damit auch die Schule – allererst patriarchalisch sei, und alles andere – etwa die soziale Lage – dadurch strukturiert.

Der Sammelband von Büttner und Dittmann ist praktisch und auch theoretisch für mich am spannendsten gewesen. Sie konzentrieren sich nicht nur auf die kleinen Mädchen, sondern fragen, wie sich in Kindergarten und Schule konkret die Geschlechterrollenidentität von Mädchen *und* Jungen so flexibilisieren könnte, daß statt Angst und Abwehr-Aggression soziale Offenheit, innere Sicherheit und Selbstbewußtsein zugleich gefördert werden. Neutzling, Büttner, Schnack und Dittmann rücken uns detailreich ins Bewußtsein, daß eine bloße »Mädchenförderung« – gar nur in für die Industriegesellschaft funktionalen Technik/Mathematik/Naturwissenschafts-Sektoren – zum sozialen Umgang mit der »Fremdheit des jeweils anderen Geschlechts« und der »gleichzeitigen Achtung und dem Mut zur Auseinandersetzung« (7) wenig beiträgt. Schnack/Neutzling, die mit ihrem Buch »Kleine Helden in Not« (1990) schon auf das Problem der Jungen-Identitäts-Krise hinwiesen, haben aufgelistet, wovor sich Jungen fürchten – und daß Furcht eine Barriere für soziales Lernen, auch mit und gegenüber Mädchen, darstellt. Am Schluß dieses Buches stehen Vorschläge für Rollenspiele und Fortbildungskonzepte, um beide Geschlechter mit ihren *heutigen* Unsicherheiten und Wünschen ernst zu nehmen.

Eine sozial produktive Modernisierung der geschlechtsspezifischen Erziehung und Sozialisation in der Schule kann nicht mit dem Blick nur auf Mädchen gelingen. Sie muß Mädchen und Jungen gleichermaßen fördern. Vielleicht gelingt dann ein Ausweg aus der gegenwärtig verfahrenen Diskussion über Mädchen und Jungen in der Schule.

Ulf Preuss-Lausitz (Berlin)

Matthes, Eva: Von der geisteswissenschaftlichen zur kritisch- konstruktiven Pädagogik und Didaktik. Der Beitrag Wolfgang Klafkis zur Entwicklung der Pädagogik als Wissenschaft. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 1992 (230 S., br., 29,80 DM)

Insbesondere in der Didaktik und in der Schulreform der alten Bundesrepublik ist die pädagogische Diskussion seit den sechziger Jahren mit dem Namen Wolfgang Klafki verbunden. Darüber hinaus ist Klafki als profilierter Protagonist einer pädagogischen Transformation der Kritischen Theorie bekannt. Nach knappen methodologischen Vorüberlegungen folgt die vorliegende Untersuchung seines Gesamtwerkes der Dreiteilung: chronologische Darstellung an Hand der Publikationsfolge, systematischer Vergleich der Entwicklungsstadien und kritisches Resümee. Dies Vorgehen verbürgt einen klaren Aufbau der Arbeit, fordert allerdings einen methodischen Tribut: wegen der dreifachen Werk-Inspektion wird die Neuaufbereitung von Themen in jedem Abschnitt unumgänglich. Insgesamt verfolgt die Darstellung das Ziel, Klafkis wissenschaftlichen Werdegang am eigenen Anspruch zu messen: Er

wollte eine erziehungswissenschaftliche Position begründen, die sich wissenschaftstheoretisch auf der Höhe ihrer Zeit befindet und als konsequente Weiterentwicklung und Überwindung des geisteswissenschaftlichen Paradigmas betrachtet werden kann. Dieses Vorhaben konnte Klafki – so die These der Autorin – bis heute nicht in befriedigender Form in die Tat umsetzen.

Matthes hat den Akzent stärker auf die analytisch-darstellenden und chronologisch-vergleichenden Teile gelegt. Der »geisteswissenschaftliche Klafki« wird (expliziert in den Themen: wissenschaftstheoretische Position, Bildungsbegriff, Didaktikkonzeption, schulreformerisches Engagement) dem »kritisch-konstruktiven Klafki« gegenübergestellt. Vermittelt werden diese beiden Positionen über ein wissenschaftsbiographisches Zwischenstadium während und nach der studentischen Protestbewegung der 68er Jahre. Daß die Autorin sich selbst in der Tradition der geisteswissenschaftlichen Pädagogik beheimatet fühlt, ist in positiver wie in negativer Hinsicht folgenreich für den Beleg ihrer These. Zum einen versteht sie es, die erziehungswissenschaftlichen Wurzeln Klafkis auf die immanenten Spannungsfelder eines partiell gemeinsamen Paradigmas zurückzuführen und Problemkonstellationen darin zu verorten. Diesem konkordanten Deutungsrahmen und der sorgfältig abwägenden Interpretation ist es zuzurechnen, daß keine verzerrende Fehlinterpretation der Klafkischen Position, sondern eine konzise Sachdarstellung aus ihrem Literaturstudium resultiert. Dem stehen andererseits keine neuen oder ungewöhnlichen Interpretationsgesichtspunkte gegenüber: Pädagogische und didaktische Fragestellungen werden im immanenten Deutungshorizont von geisteswissenschaftlichen Argumenten und Begründungsfiguren verhandelt.

Diesem Ergebnis entspricht die methodische Vorgehensweise im zweiten und insbesondere im dritten, kritisch-analytischen Teil der Untersuchung: Matthes entwickelt hier viele ihrer berechtigten und durchaus bedenkenswerten Argumente gegen Klafkis Konzeption in der Weise, daß sie alternative pädagogische oder didaktische Positionen anderer Autoren (»geisteswissenschaftlicher« oder »realistischer« Provenienz) derjenigen Klafkis positional gegenüberstellt, um sodann aus der faktischen Differenz von Standpunkten heraus Defizite bei Klafki zu ermitteln. Damit verfolgt sie ein doppeltes Ziel: Zum einen will sie aufweisen, daß auch andere Positionen gute Argumente der Selbstbegründung ins Feld führen können und daß Klafkis Anspruch, *allein* die kritisch-konstruktive Pädagogik sei up to date, nicht zu halten ist. Zum anderen will sie die weitergehende These begründen, daß der 'vorkritisch(-konstruktive)', geisteswissenschaftliche Klafki eigentlich der 'kritischere' gewesen sei; er habe die »differenziertere und pädagogisch überzeugendere« Position vertreten (152). Der Aufweis dieser These scheint mir nun vom geschilderten methodischen Vorgehen her nicht hinreichend gestützt zu werden. Denn im didaktischen Focus anderer Positionen gerät die Kritik an Klafki stellenweise zu einer Art Vollständigkeitsprüfung mit erwartbarem Ausgang. Es nimmt kaum wunder, wenn die Position Klafkis zu bestimmten Themen als nicht gleichermaßen gewichtet, systematisch unvollständig oder einseitig erscheint, während potentielle Stärken Klafkis so eher unterbelichtet bleiben.

Gleichwohl sind einige Kritikpunkte von Matthes (Politisierung der Perspektive, reduktionistisches Funktionsverständnis von Schule, Trennung von emanzipativen und instrumentellen Themen) nicht ohne Berechtigung. Allerdings liegt hier zum Teil ein grundsätzlicheres Problem zugrunde, das von Matthes zwar angesprochen, aber nicht weiter bearbeitet wird: Klafkis Rezeption der Kritischen Theorie ist hochgradig selektiv, sie bleibt hauptsächlich an der von Habermas selbst nicht weiterentwickelten Interessenlehre orientiert. Klafki beerbt deren wissenschaftstheoretische

Schwächen und arbeitet sich an den Folgeproblemen ab. Wenn aber die Lösungen Klafkis hier nicht gänzlich zu überzeugen vermögen, sind dann auch die von ihm aufgeworfenen Probleme erledigt oder als Scheinprobleme desavouierbar? Haben die Gründe, die Klafki einst zu dem Urteil veranlaßten, die geisteswissenschaftliche Pädagogik stünde »am Ausgang ihrer Epoche«, nicht nach wie vor ihre Berechtigung? Da derartige Fragen bei Matthes nicht expliziert werden, bleibt ihr Resümee tendenziell in einer regressiven Attitüde verhaftet, dies um so mehr, als sie die These verfehlt, in der individuellen wissenschaftlichen Entwicklung Klafkis spiegele sich die der ganzen Disziplin (14). Gerade für die historisch-geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise selbst ist diese verfallstheoretische Annahme nicht unproblematisch. Andererseits aber läßt sich aus den Schwächen und dem Unfertigen der kritisch-konstruktiven Pädagogik schwerlich ein Plädoyer für ein »Zurück zur geisteswissenschaftlichen Pädagogik« ableiten.

Georg Ruder (München)

Merkert, Rainald: Medien und Erziehung. Einführung in pädagogische Fragen des Medienzeitalters. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992 (179 S., br., 32,- DM)

Über die Wirkung von Medien wird viel diskutiert. Die Debatte gleicht einem Wechselbad: heute Medieneuphorie, morgen apokalyptische Szenarien à la Postman. »Wirkungsforschung« ist en vogue. Es häufen sich die Beiträge, die nachweisen, daß Fernsehen bzw. bestimmte Programme Kindern/Jugendlichen schadet – oder nicht. Die Erziehungswissenschaft hat in dieser Auseinandersetzung keine gewichtige Stimme. Beiträge, in denen die Wirkung von und der Umgang mit Medien weder kulturpessimistisch verzerrt noch empiristisch verkürzt behandelt wird, sind die Ausnahme (eine solche Ausnahme ist der Beitrag von Tillner in *Argument* 160, 817ff.). Diese Situation mag den Ruf nach einer Medien-Pädagogik nahelegen.

Merkert hält nichts davon, eine solche Bindestrich-Pädagogik zu entwickeln. Er geht davon aus, daß Medien-Pädagogik »als pädagogische Teildisziplin gar nicht zu konzipieren ist«, sondern »immer auf den pädagogischen Gesamtzusammenhang bezogen werden muß und nur von ihm her adäquat und damit auch erfolgversprechend konzipiert und praktiziert werden kann« (2). Medienpädagogik ist heute ein Oberbegriff für die Bereiche Mediendidaktik, Medienerziehung, Medienkunde und Medienforschung. Nach Merkert ist die bisherige Medienpädagogik nicht ausreichend erziehungswissenschaftlich fundiert und daher durch ein »pädagogisches Defizit« charakterisiert (45ff.), während die allgemeine Pädagogik durch ein »mediales Defizit« geprägt ist: Sie hat die Tatsache, daß die Wirklichkeit medial vermittelt ist, aus ihrer Theorieproduktion weitgehend ausgeklammert (50ff.).

Diese Abstinenz hat Tradition. Merkert zeigt zu Beginn in einem interessanten historischen Abriss das Verhältnis der »Gebildeten« zu Medien (7ff.): Auf nahezu jedes neue Medium – von der Schrift über die Fotografie bis zu Film und Fernsehen – reagierten die »Gebildeten« zunächst mit Vorbehalten. Das Fernsehen beispielsweise wurde als gefährliche Konkurrenz zur Autorität der Eltern und Erzieher betrachtet, als »geheimer Miterzieher«. Der geisteswissenschaftlichen Pädagogik, für die Konstrukte wie »pädagogischer Bezug«, »Dialog« und »Begegnung« konstitutiv waren, galt dieses Medium als – zumindest – ganz und gar »unpädagogisch«.

Es fehlen daher Kriterien, so Merkert, um die Ergebnisse der Medienforschung für pädagogische Fragestellungen fruchtbar machen zu können. Da aber nun einmal Massenmedien Wirklichkeit vermitteln, definieren und konstituieren, muß sich Erziehungswissenschaft dieser Tatsache stellen, will sie nicht an der Wirklichkeit vorbeigehen. Dies ist das Thema der beiden letzten und umfangreichsten Kapitel.

Der Autor will der Frage nachgehen, wie die Entwicklung der modernen Medien die »Urrelation« von Bildung und Erziehung, »das Verhältnis des Menschen zur Welt« (3) verändert. Als konzeptioneller Rahmen dient ihm die pädagogische Anthropologie im Anschluß an Derbolav, deren »Fruchtbarkeit ... für das pädagogische Konzept einer Medienpädagogik« (153) er unter Beweis stellen will.

Die beiden Hauptkapitel geraten zur Demonstration der Realitätsentbundenheit einer solchen pädagogischen Anthropologie. Merkert geht weder auf die *Entwicklung* moderner Medien ein noch darauf, welche *Veränderungen* diese Entwicklungen bewirken. Er demonstriert, daß die Rede vom »tiefen anthropologischen Sinn« (100), vom »pädagogischen Verhältnis« (135) nur möglich ist, wenn von gesellschaftlicher Realität abstrahiert und zeitlose »Urrelationen« konstruiert werden. Damit einher geht die Selbstverständlichung historischer Phänomene: Die »Kleinfamilie« ist selbstverständlich Instanz der Erziehung; ist die »Mutter« berufstätig, kommt es zu »häuslichen Problemen« (113). Und es versteht sich von selbst, daß das Geschlecht für die Entwicklung keine Rolle spielt, daß die geschlechtsspezifischen Individualitätsmuster, die Medien anbieten, und der bei Jungen und Mädchen, Frauen und Männern unterschiedliche Mediengebrauch keiner Erörterung bedürfen.

Den Realitätsabstraktionen Merkerts korrespondiert ein methodischer Zugang, der vor allem darin besteht, Episoden über den Umgang von Kindern mit Medien in Begriffen der pädagogischen Anthropologie zu interpretieren – um beispielsweise zu dem Ergebnis zu kommen, daß es einen Unterschied macht, ob die Mutter zu ihrem Kind sagt, »ich bin hundemüde, laß mich in Ruhe, beschäftige dich mit irgend was, oder sieh fern«, oder ob sie sagt, »ich bin hundemüde und muß mich unbedingt erst mal ausruhen. Vielleicht kommt was Gutes im Fernsehen. Laß uns zusammen nachschauen, was es heute gibt« (113). Ich finde »Die Sendung mit der Maus« entschieden spannender als Merkerts immensen pädagogischen Theorieaufwand für solche simplen Unterscheidungen. Vielleicht muß nicht gleich für alles und jedes ein »pädagogisches Rahmenkonzept« entwickelt werden. Norbert Franck (Bonn)

Dewe, Bernd, Wilfried Ferchhoff und Frank-Olaf Radtke (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Verlag Leske + Budrich, Opladen 1992 (230 S., br., 42,- DM)

Die Debatten um die Professionalisierbarkeit pädagogischen Handelns und die Frage, ob pädagogische Berufe als Professionen zu begreifen seien, haben jahrelang viel Staub aufgewirbelt, ohne daß sie jemals zu einem befriedigenden Ergebnis geführt werden konnten. Nun mehren sich jedoch die Anzeichen, daß mit neuen konzeptionellen Zugängen selbst diesem Thema noch produktive Aspekte abgewonnen werden können. In diesem Sinne rücken auch die Herausgeber des vorliegenden Bandes die Frage in den Mittelpunkt, »ob man unter Rückgriff auf ... Konzepte einer *strukturtheoretisch* reformulierten Professionstheorie etwas Neues über das Verhältnis von Pädagogik und Profession in den Erziehungsinstitutionen ausmachen kann« (11). Im Gang durch die Beiträge fallen dazu drei Aspekte auf:

Erstens bemühen sich fast alle Autoren um eine Neubestimmung des Verhältnisses von Professionstheorien und Konzepten pädagogischen Handelns. Was früher als Ableitungsverhältnis gedacht wurde, wird nun als Wechselverhältnis angelegt. Im Mittelpunkt des strukturtheoretischen Zuganges steht deshalb die Frage, »wie die Spezifik *pädagogischen* Handelns beschrieben und zu den (etablierten) Professionen in Relation gebracht werden könnte« (14). Die Professionstheorien verlieren so nicht nur ihre normative Vorbildfunktion, sondern werden auch offen für Revisionen angesichts der Erfahrungen im pädagogischen Feld.

Zweitens fällt das deutlich breitere theoretische Spektrum und die Tendenz zur Theoretisierung der Debatte auf. Von der Systemtheorie à la Luhmann (Stichweh, 36-48) über Parsons und Habermas (Brunkhorst, 49-69), die Professionstheorie der Chicago-Schule und des Symbolischen Interaktionismus (Schütze, 132-170) bis hin zur Wissenssoziologie und der jüngeren Verwendungsforschung (Dewe, Ferchhoff, Radtke, 70-91) reichen die Anknüpfungspunkte. Schien bislang das Konzept der »stellvertretenden Deutung« von Oevermann (vgl. Schaeffer, 200-229, und Koring, 171-199) die einzige, theoretisch ernstzunehmende Alternative zu den traditionellen Professionskonzepten zu sein, wird nun die Debatte theoretisch vielfältiger. Der Band enthält nicht nur eine Vielzahl überraschender Thesen, sondern auch im Detail entgegengesetzte Diagnosen. Während z.B. Koring erwachsenenpädagogisches Handeln als quasi-therapeutisches Handeln begreift (190f.), führt Schaeffer nicht nur ein vehementes Plädoyer für die strukturellen Unterschiede zwischen therapeutischem und pädagogischem Handeln, sondern hält deren Vermischung für ein Grundübel vieler Therapiekonzepte. Während aber Schaeffer (z.B. 212), zum Teil gemeinsam mit Brunkhorst (67), deutliche Bedenken gegenüber den Möglichkeiten der Professionalisierung der Sozialarbeit anmelden, vertritt Schütze in seinem lesenswerten Beitrag die These, »daß gerade die Sozialarbeit als »bescheidene« Profession die modernen Problemstellungen professionellen Handelns besonders intensiv verkörpert« (165). Gegenüber den scheinbaren Evidenzen des Konzeptes der stellvertretenden Deutung macht Stichweh auf die problematischen Implikationen dieses Ansatzes aufmerksam und schlägt statt dessen »Vermittlung« als zentrale Kategorie vor. Gegen die Engführungen des strukturtheoretischen Professionsverständnisses fordert schließlich Terhart (103-131) ein Umdenken der Diskussion im Hinblick auf eine stärkere Prozeß- und Entwicklungsorientierung: Am Beispiel des Lehrers wird hier Professionalität als ein krisenhafter »Prozeß der Entwicklung einer beruflichen Identität inklusive einer je individuellen Definition von berufsethischen Haltungen und Verpflichtungen« (125) verstanden.

Drittens: Gegenüber den häufig normativ geführten Debatten um pädagogische Professionalität wird verstärkt auf empirische Forschung zurückgegriffen bzw. diese selbst als Bestandteil der Diskussion initiiert. Explizit liegen den Beiträgen von Koring, Schaeffer und Schütze empirische Daten, meist qualitativer Art, zugrunde. Andere – z.B. Terhart und Dewe, Ferchhoff und Radtke – nehmen an argumentativ zentralen Stellen auf empirische Analysen Bezug.

Ergänzt wird der Sammelband durch einen Beitrag von Daheim (21-35), in dem dieser die soziologische Professionsdebatte der letzten 30 Jahre Revue passieren läßt, und einen Text von Achenbach und Winkler-Calaminus (92-102). Letzterer liegt ein wenig quer, und dies nicht nur, weil dabei die Pädagogik keine Rolle mehr spielt, sondern weil die Verbindung der darin vorgeschlagenen Form von philosophisch orientierter Lebensberatung (vgl. 98) zu den anderen Beiträgen nicht mehr erkennbar ist.

Christian Lüders (München)

Steinlechner, Manfred: Bildungsmythen der Moderne. Österreichischer Studien-Verlag, Innsbruck 1992 (224 S., br., 46,- DM)

Anders als der Titel suggeriert, bietet die Arbeit keine Fundamentalkritik modernen Bildungsdenkens, sondern möchte Möglichkeiten erkunden, »in unserer Gegenwart, die in vielen Formen die pädagogische Moderne verabschiedet, an deren Intentionen begründet festhalten zu können« (9). Dieses Vorhaben bezieht sich allerdings nicht auf bildungstheoretische Ansätze im engeren Sinne, sondern auf eine Reihe von Autoren, die sich selbst nicht oder allenfalls am Rande als Bildungstheoretiker

verstanden haben. Das führt bisweilen zu etwas seltsamen Vorwürfen wie dem, Elias habe – als sei das je seine Absicht gewesen – »keine Theorie eines Bildungsprozesses« entwickelt, »der die menschliche Freiheit und Mündigkeit vergrößern hilft« (55). Angesichts der Fragestellung und der Intention der Arbeit überrascht es, daß sie kaum an ähnlich gerichtete Versuche anknüpft, wie sie in der Erziehungswissenschaft etwa im weiteren Umkreis der Kritischen Theorie entstanden sind, sondern gleichsam von vorn beginnt. Die wichtigsten Bezugspunkte der Überlegungen sind die »total gewordenen« und oft schon zum Klischee erstarrten apokalyptischen Gegenwartsdiagnosen und die daraus in der Debatte um die Postmoderne gezogenen (freilich nur selten explizit pädagogischen oder auf pädagogische Fragen bezogenen) Konsequenzen, denen gegenüber Steinlechner die Herkules-Arbeit auf sich nimmt, nachzuweisen, »daß die Welt auch noch im Zeichen ihrer äußersten Bedrohtheit verständlich sein kann, daß der einzelne zu sich selbst im Laufe seiner Bildungsgeschichte ein verständliches Verhältnis herzustellen in der Lage ist, daß das letzte Wort über den Verlauf der Geschichte auch von der 'Dialektik der Aufklärung' noch nicht gesprochen ist und daher das Bemühen gerechtfertigt zu werden vermag, über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Festhaltens an der Vernunft (verstanden als ethische, allgemein orientierte Urteilskraft über die Ergebnisse des Verstandes) für eine Bildungstheorie der Gegenwart nachzudenken« (18).

Entsprechend diesem sehr weitgefaßten Programm setzen auch die in den Hauptteilen der Arbeit versammelten Studien sehr grundsätzlich an. Zunächst geht es um die Herausarbeitung des »normativen Gehalts der Moderne«, den der Autor – in Anlehnung an Max Weber – in der »Ausdifferenzierung von Gegenstandsbereichen menschlicher Erfahrung und der Freisetzung der Vernunft, Moral und Ästhetik von allen (!) Beschränkungszumutungen der Macht« (45) sieht. Daran anschließend werden in bunter Folge »moderne Bildungsmotive« diskutiert: die einschlägigen Überlegungen von Hegel (64ff.), einige (wenige) Elemente des romantischen Einspruchs gegen die »Verabsolutierung der Vernunft« und die »Wiederkehr des 'vernünftig Verdrängten' als postromantisches Gespenst« (81ff.), die polytechnische Bildungsvorstellung von Marx (96ff.), die »Rationalisierung und ihre Folgen am Beispiel der Konzeption Max Webers« (112ff.), Positionen der Kritischen Theorie (126ff.) und schließlich »konservative Gegenwartsstrategien zur Verabschiedung der pädagogischen Moderne« (158ff.).

Die einzelnen Studien sind unterschiedlich überzeugend. Theoretisch orientieren sie sich, trotz einzelner Kritikpunkte, an Habermas' Trennung von System und Lebenswelt, die es ermögliche, »Vernunftkritik« (d.h. Kritik »der« instrumentellen Vernunft) zu betreiben, ohne damit die eigenen Argumentationsgrundlagen aufzulösen. Entsprechend setzt Steinlechner auf kommunikatives Handeln. Allerdings geht er auch hier weder auf kritische Auseinandersetzungen mit Habermas ein noch auf die nicht eben seltenen Versuche, dessen Konzepte für die Pädagogik fruchtbar zu machen. Seine eigenen Vorstellungen von einer – wie er sie plakativ, aber auch mißverständlich nennt – »Katastrophen-Pädagogik« (167ff.), die sich von überzogenen Ansprüchen absetzt und sinnvollerweise auf »bestimmte Negation« setzt, statt zu beanspruchen, das »Ganze« zu repräsentieren (aber wer fordert das heute noch?), hätten durch die Diskussion solcher Ansätze zweifellos an Plastizität gewinnen können. So bleiben einige bedenkenswerte Vorschläge in einer abstrakten Programmatik versteckt, die teilweise offene Türen einrennt und teilweise auch hinter den gegenwärtigen Stand der Problemformulierung zurückfällt.

Volker Schubert (Marburg)

Egger, Rudolf (Hrsg.): Zwischen Null und Unendlich. Identität und Pädagogik. Profil-Verlag, München, Wien 1989 (160 S., br., 29,80 DM)

Das Buch enthält Beiträge von Mitgliedern des Instituts für Pädagogik der Universität Graz. Es handelt sich um Versuche, die ungelösten Anforderungen, Zielvorstellungen, Problematiken der Pädagogik zu thematisieren. Oft steht dabei die subjektive Verunsicherung der Autoren im Vordergrund.

Werner Lenz erinnert an die Aufklärungspädagogik und den Neuhumanismus, die als emanzipatorische Bewegungen Bildung für alle und allgemeine Menschenbildung gefordert hatten. Wir haben Bildung im komplexen gesellschaftlichen Spannungsfeld zu sehen gelernt; die revolutionären Ideen der Tradition sind auch unter den Verhältnissen der Demokratie und des Wohlstandes nicht eingelöst. Wolfgang Knopf legt Gedanken zur Bildungsarbeit mit unterprivilegierten Gruppen vor. Er plädiert dafür, mit diesen Gruppen neue Wege und Formen zu wagen, in denen das Lehrersein an die zweite Stelle rückt und die BildungsarbeiterInnen in erster Linie als Forscher, Förderer und Organisatoren fungieren sollten. Erforderlich seien sowohl technologische wie ökologische Kompetenz, historische Kompetenz sowie Kompetenz im Umgang mit bedrohter und gebrochener Identität. Eva Kohl zeigt, daß die pädagogische Kolonialisierung in den Ländern der Dritten Welt nach wie vor besteht und das nachkoloniale Bildungssystem einen eigenständigen Entwicklungsweg eher erschwert. Der Zusammenhang der Entwicklung des Bildungswesens mit ökonomischen, politischen und sozialen Abhängigkeitsdimensionen bleibt ungeklärt; doch wirft dieser Beitrag zahlreiche anregende Fragen auf.

Weitere Beiträge beschäftigen sich mit dem weiblichen Lebenszusammenhang und Frauenarbeit in Österreich (Gertrud Simon), dem historischen Wandel der Funktionen von Erziehung im 19. und 20. Jahrhundert, den pädagogischen Dimensionen der Arbeit und dem Verhältnis von Politik, Bildung und Kultur (Elke Gruber), den Schwierigkeiten eines schreibenden Sozialwissenschaftlers, der so gerne die Welt verändern möchte (Michael Wrentschur). Eingerahmt werden sie von einer Einleitung zur Entstehungsgeschichte des Buches und zwei Schlußbeiträgen. Dort stellt der Herausgeber in allgemeiner Form dar, wie wenig das bisherige wissenschaftliche Weltbild der Komplexität der Probleme heute noch gewachsen ist. Das betrifft sowohl die Wissensebene – gilt Wissenschaft noch als optimale und beste Form menschlicher Erkenntnis? – wie die Tätigkeitsebene – die Vernetzung des Forschungsprozesses und die Verwertbarkeit von Wissenschaft, Funktion und Verständnis der Wissenschaft in einer Gesellschaft, die zunehmend weniger Selbständigkeit der einzelnen Teilbereiche erlaubt) und die Organisationsebene – nämlich die Form, in der Wissenschaft institutionalisiert ist und die ebenfalls in eine Legitimationskrise gerät.

Karl August Chassé (Trier, Frankfurt/M.)

Richter, Herbert-Friedrich: Bildungsurlaub in der BRD. Chance der Qualifizierung und Aufklärung in der beruflichen Weiterbildung? Prolog-Verlag, Kassel 1991 (121 S., br., 22,- DM)

Bedeutung und Stellenwert von Weiterbildung sind unter bildungsökonomischen und berufsqualifizierenden Aspekten heute unbestritten. Betriebliche Investitionskosten hierfür expandieren, besonders in innovationsträchtigen Branchen. Sie lassen sich betriebswirtschaftlich als Humankapital rechtfertigen. Weiterbildung ist für die Personalentwicklung eine relevante Größe. Richter geht nun der Frage nach, ob der Qualifizierungsaspekt in der Kosten-Nutzen-Analyse die Motivation, den Inhalt und den Umfang der Weiterbildung in der Form des Bildungsurlaubs determiniert. Dabei wird zunächst in einer historischen Analyse die Erwachsenenbildung, speziell die

Arbeiterbildung seit der Industrialisierung im Spannungsfeld zwischen ökonomischem und gesellschaftspolitischem Interesse untersucht, d. h. zwischen Affirmation und Emanzipation, zwischen Qualifizierung und Aufklärung, eine von Bildungsträgern und politischer Landschaft abhängige, historisch wandelbare Komponente.

Die unterschiedlichen Positionen zur Weiterbildung in der BRD werden an folgenden drei Schlüsseldokumenten der Bildungspolitik festgemacht: (1) Am Gutachten des Deutschen Ausschusses von 1960, der mit einer anthropologischen Begründung für »Bildung« Notwendigkeit, Inhalt und Form der Erwachsenenbildung in das Legitimationsschema eines kritisch aufgeklärten Menschen und die Befähigung zu einem selbstbehaupteten Leben stellt und daher der politischen Bildung eine Präferenz zumißt; (2) am Strukturplan des Deutschen Bildungsrates von 1970, nach welchem die Schwerpunkte der Weiterbildung sich durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und das wirtschaftliche Wachstum und dem daraus resultierenden gesellschaftlichen Qualifikationsbedarf ergeben, wobei der Qualifikationsbegriff durch die präferierte Funktionalisierung der Weiterbildung auf die berufliche Verwertung und Anpassung reduziert wird; (3) an den Thesen zur Weiterbildung des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft von 1985, die eine Integration von allgemeiner und beruflicher Weiterbildung zur Aneignung von Schlüsselqualifikationen favorisieren. Dieses Integrationskonzept instrumentalisiert die allgemeine und politische Weiterbildung zum Zweck der beruflichen Qualifizierung und für ökonomische Interessen. Private Kommerzialisierung statt öffentliche Verantwortung im Bereich der Weiterbildung ist die Folge. Das betriebswirtschaftliche Denkmuster der eingangs geschilderten Situation bestimmt das aktuelle Weiterbildungsfeld.

Richters Analyse der Intentionen einer integrierten Weiterbildung bringt dies deutlich zum Ausdruck: Die Betonung der Schlüsselqualifikationen bei den Aufgaben *allgemeiner* Weiterbildung steht im Kontext der Herausforderungen durch neue Technologien, welche personale und soziale Kompetenzen, lebenslanges Lernen, Akzeptanz und Loyalität auf Arbeitnehmerseite benötigten, sowie ein »Denken in Humanressourcen« auf seiten der Wirtschaft. Die politisch kontroverse Diskussion um die Einführung eines bundeseinheitlich geregelten und bezahlten Bildungsurlaubs seit 1960 zeigt Parallelen zur Erwachsenenbildung. Legitimation und Konzeption stehen im Kontext gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Entwicklung und bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Ökonomie und Sozialpolitik. Als Fazit konstatiert Richter, daß nur ein gesetzlich verankerter Bildungsurlaub Bildungsbenachteiligung auszugleichen und Bildungsdefizite zu kompensieren vermag. Ein solcher Bildungsurlaub biete die Chance, mehr lernungsgewohnte Arbeiter zum Weiterlernen zu motivieren und ihre Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Motivationsmangel wird damit freilich nicht automatisch beseitigt. Vielmehr ist die Berücksichtigung der Bildungsbedürfnisse der Arbeitnehmer eine wesentliche Variable für die Interessenwahrnehmung von Weiterbildungsangeboten.

In einer Synopse stellt der Autor die in sechs Bundesländern verabschiedeten Gesetze zum Bildungsurlaub gegenüber. Sein Augenmerk gilt insbesondere der inhaltlichen Zielsetzung der Weiterbildung und den Anspruchsvoraussetzungen. Bremen und Hessen erhalten die beste Bewertung, da sie die Integration beruflicher und gesellschaftlicher Weiterbildung einlösen. Eine Fragebogenerhebung bei Teilnehmern von sechs Bildungsurlaubs-Veranstaltungen in Hessen ergibt eine unerwartet hohe Teilnahmemotivation (94,5 %). Von den Bildungsnachfragern fordern 73 % die Integration von beruflicher und gesellschaftlicher Bildung.

Richters empirischer Beitrag unterstreicht die Notwendigkeit von Bildungsurlaub und institutionalisierter Weiterbildung. Der Umfang der Stichprobe und die vermutlich

nicht repräsentative Auswahl der »Bildungsurlauber« kann keine generalisierbaren Aussagen zulassen. In der Evaluation der Effizienz der Bildungsmaßnahmen zeigt die Befragung Schwächen. Der Aspekt des Einstieges in die Weiterbildung durch den Bildungsurlaub scheint sich tendenziell zu bestätigen. Für differenziertere Vergleichsuntersuchungen gibt Richter Impulse.

In der aktuellen Situation technologischen Umbruchs sowie angespannter öffentlicher Haushalte und schärferer betriebswirtschaftlicher Kalkulation dürfte eine verbesserte berufliche Qualifizierung die einzige Legitimationsbasis zur Durchsetzung von Bildungsurlaub in weiteren Bundesländern bzw. auf tariflicher Basis darstellen. Diese Funktionalisierung dürfte ein strategisches Opfer für ein zwischenzeitliches Hintanstellen emanzipatorischer Zielsetzung wert sein. Aufklärung im Interesse der abhängig Beschäftigten hat bei differenziertem höherem (auch beruflichem) Bildungsniveau bei gleichzeitiger Arbeitsplatzsicherung eher eine Chance.

Andreas Gmelch (Bamberg)

Geschichte

Reichel, Peter: Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus. Carl Hanser Verlag, München 1991 (452 S., Ln., 68,- DM)

Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Diagnose, daß das bis heute herrschende Bild des Nazismus von zwei Geschichten geprägt wird. Verkürzt die eine den NS-Staat »auf ein totalitäres Gewaltregime« (8), so handelt die andere von der Verführung durch »unablässig politisierende(r) und manipulierende(r) Massenmedien« (16). In beiden Darstellungen geben sich die einzelnen in ihrem Handeln nicht zu erkennen: Die »damals lebenden Deutschen« werden »nachträglich zu bloßen Opfern einer unentrinnbaren Verführungs- und Verfügungsmacht einer ebenso kriminellen wie professionellen Elite von Politik-Regisseuren« gemacht (16). Reichel lenkt dagegen die Aufmerksamkeit auf die faszinierende Seite des Nazismus. Dabei wird Faszination unter Bezugnahme auf W.F. Haug »im Doppelsinn von Gewalt und innerer Bindung« begriffen: Der Ansatz des Hamburger Politikwissenschaftlers zielt »auf die Analyse der Täuschung der Massen und ihrer Selbsttäuschung« (8).

Um das nach wie vor gültige, »eine politische Mitverantwortung der bürgerlichen Hochkultur so vehement wie (die) eigene Mitschuld« bestreitende »Dogma einer strikten Trennung von Kultur und Politik« (29) zu widerlegen, wird das Verhältnis von Politik und Kultur zunächst bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgt. Reichel wiederholt in diesem Zusammenhang die Formel einer »säkularen Religiosität« (35), mit der bereits Thomas Nipperdey die klassisch-romantische Nationalkultur des Bürgertums gekennzeichnet hatte. Dabei wird die Reichsgründung von 1871 als folgenschwerer Einschnitt in den Blick genommen. Reichels These: Von nun an stellte die religiös artikulierte Nationalkultur nicht mehr primär Entfaltungsräume bürgerlicher Öffentlichkeit bereit, sie diente nicht mehr vorrangig der »kritisch-pragmatischen Auseinandersetzung« mit der Realität, sondern lud zur »Weltflucht« bzw. zur »Überhöhung oder Verachtung der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit« ein (35): »In unmittelbarem Zusammenhang damit steht die zunehmende Neigung zur Ästhetisierung der Politik« (ebd.).

Der Einleitung folgt ein Blick auf die »Weimarer Kulturrevolution«: Unter der Fragestellung »Politische Kunst oder ästhetische Politik?« (46ff.) wird der »Aufbruch in die Moderne« (48ff.) mit dem »Aufstand gegen die Moderne« (68ff.) durch die Vertreter der »Konservativen Revolution« kontrastiert. Sei es den »kulturrevolutionären«

Strömungen der zwanziger Jahre darum gegangen, den Gegensatz »von Kunst und Leben, von Kultur und Politik überhaupt« (47) aufzuheben, so hätten die »Konservativen Revolutionäre« im Gegenteil dafür gekämpft, Kunst im gesellschaftlichen Jen-seits zu belassen und sie als solche in den Dienst der Wirklichkeitsdeutung und -verschönerung zu nehmen. Der Autor läßt keinen Zweifel daran, wohin der Weg schließlich führen sollte: Abgestützt durch einen terroristischen Gewaltrahmen hätten »die Nationalsozialisten« das »Chaos der modernen bürgerlichen Klassengesellschaft« in einer Welt des »schönen Scheins«, einer »neuen, 'höheren' Ordnung der deutschen 'Völkergemeinschaft'«, überwunden (78). Das Argumentationsmuster ist bereits aus der Faschismuskonzeption der siebziger Jahre bekannt, die in weiten Teilen an Walter Benjamins Ästhetisierungs-These und an Ernst Blochs Formel von den »Entwendungen aus der Kommune« anknüpfte.

Unter der Überschrift »Kulturpolitik im NS-Regime« (79ff.) werden die innerparteilichen Konflikte, Kompetenzgerangel und Machtkämpfe skizziert, die vor allem zwischen Alfred Rosenberg, dem Mitbegründer und Leiter des »Kampfbundes für deutsche Kultur«, Propagandaminister Joseph Goebbels und dem Chef des DAF-Imperiums, Robert Ley, ausgetragen wurden (83ff.). Dennoch habe über alle Differenzen hinweg ein integrierendes kulturpolitisches »Programm« existiert (100). Reichel bringt es auf die bündige – von Jeffrey Herf stammende – Formel »reaktionäre Modernität« (102) und betont die Funktionalität des widersprüchlichen Nebeneinanders von modernen und archaisierenden Elementen: Es habe auf das Dilemma geantwortet, rückwärts gerichtete Utopien mit den Erfordernissen einer modernen Ökonomie, Technologie und Massenkultur versöhnen zu müssen (102f.). Belegt wird diese Behauptung u.a. an den Reichsautobahnen (275ff.), wo mit den Instrumenten bildkünstlerischer Gestaltung und massenmedialer Vermittlung ein regelrechter »Autobahn-Mythos« (286) geschaffen worden sei: Mythologisierung als Vehikel industriekapitalistischer und kriegsvorbereitender Modernisierung.

Als Reaktion auf die »Entzauberung der modernen Welt« (M. Weber) habe die Mythologisierung der Wirklichkeit freilich bereits seit der Jahrhundertwende »Konjunktur« (112) gehabt. Aber die »politische Funktionalisierung« der im Umkreis der »Konservativen Revolution« entwickelten Mythen habe »ihre volle Wirksamkeit« erst erreichen können, »als sie unter der Regie des NS-Regimes in ein ritualisiertes Gesamtbild ästhetisierter Politik und Gesellschaft integriert werden konnten« (113). So thematisiert Reichel den Aufbau eines vereinheitlichenden Propagandadispositivs, mit dem »soziale Kontrolle durch gelenkte Wirklichkeitsdeutung« (83) angestrebt worden sei. Unter der Überschrift »'Volksgemeinschaft' und Personenkult« (114) untersucht er die Inszenierungen der Reichsparteitage (116ff.) und die »Personifizierung der Politik« im Führer-Mythos (138ff.). Im Kapitel »Propaganda und Unterhaltung« (157ff.) wird die »multimediale Massenmobilisierung« (157) unter der Regie von Staat und Partei dargestellt, die nicht nur amerikanische Reklametechniken und neueste Kommunikationsmedien beerbten, sondern deren Entwicklung ihrerseits forcierten. So z.B. anlässlich der Olympischen Spiele von 1936, wo man das Fernsehen einführte (163): Die moderne »Tyrannei der Intimität« (Sennett) hatte, so Reichel, »ihre nazistische Vorgeschichte« (170). Weitere Schwerpunkte sind die politisch-religiösen Feiertage und die Formen des Totenkults im NS-Feierjahr (209ff.), die »Ästhetisierung des Außergewöhnlichen« in der SS (222ff.), aber auch die Überhöhung des Alltäglichen, nämlich »Arbeit und Freizeit« (232ff.). In Verbindung mit der Einführung moderner Produktionsverfahren, betrieblicher Personalführung und sozialpolitischer Maßnahmen, ohne die auch das »Wirtschaftswunder« der fünfziger Jahre undenkbar gewesen wäre, hätten so die kapitalistischen

Produktionsverhältnisse durch Veränderung ihrer Wahrnehmung abgestützt werden sollen (235). Die letzten beiden Kapitel heißen »Bauen und Wohnen« (273ff.) – hier wird im Kontrast zur noch immer gängigen Entgegensetzung von nazistischer Monumentalarchitektur und der Architektur des Neuen Bauens der relative »Architekturpluralismus« (274) im NS betont – und »Erbauung und Repräsentation« (321ff.). Darin wendet sich der Autor den verschiedenen »deutschen Künsten« – von der Dichtung (323ff.) bis zur Bildenden Kunst (356ff.) – als »ästhetische(n) Ordnungsfaktoren« (335) angesichts der »Formenzertrümmerung« durch die Weimarer Moderne zu, die von »den Nazis« als Ausdruck der »Entartung« und des Verfalls gedeutet wurde.

Das Buch gewährt einen nützlichen Forschungsüberblick, ohne daß allerdings der kundige Leser sehr viel Neues erfährt. Strukturierend wirken die Formel von der »reaktionären Modernität« einerseits und das Theorem von der »Ästhetisierung der Politik« andererseits. Hat erstere den Nachteil, daß der Modernitätsbegriff vage bleibt, so reduziert Reichel »Ästhetisierung« letztlich auf die Konstitution von Welten des »schönen Scheins«, die dazu gedient hätten, Terror und Gewalt vergessen zu machen bzw. »über die wahren Absichten des Regimes« hinwegzutäuschen (373). Daß dies *auch* ein Ziel war, ist unbestreitbar. In der Terminologie des »kalkulierte(n) Bühnenzauber(s)« (anlässlich der Reichsparteitage; 127), der »Verschleierung« (durch Verschönerung der Arbeitswelt; 235), der Ausschaltung der Reflexion (durch die Bilderfluten des Films; 206f.), der »Betäubung« (durch Musik; 355) usw. stellen sich jedoch die klassischen Denkmuster und -hemmnisse der »Zerstörung der Vernunft« und der Manipulation gegen die eigenen Ansprüche des Autors immer wieder ein. Nur punktuell kann deutlich gemacht werden, daß ideologische Vergesellschaftung immer auch über materielle Herrschaftsanordnungen lief, in denen Individuen als aktive Subjekte ihrer eigenen Entmachtung tätig wurden.

Thomas Alkemeyer (Berlin)

Paul, Gerhard: Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933. Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1990 (376 S., mit 80 Abb., br., 72,- DM)

Der Autor gibt eine empirisch breit fundierte Darstellung der NSDAP-Propaganda bis 1933 von der »Sender«-Seite aus. Theoretisch setzt er bei Autoren wie Ernst Bloch, Walter Benjamin, Bertolt Brecht, Carlo Mierendorff und Serge Chakotin an, die früh erkannten, daß die NSDAP ihren Aufstieg nicht den von ihr propagierten Zielen verdankte, sondern der emotionalen Komponente ihrer Propaganda, die das Unterbewußtsein der Massen ansprach und politische Inhalte einer rationalen Unterlegbarkeit entzog. So wird das Hauptaugenmerk auf die von der NSDAP erzeugten Bilder gelegt. Diese Bilder – so der Autor – wirken nach und wurden bis heute nahezu unreflektiert weitervererbt, eine visuelle Aufarbeitung der NS-Vergangenheit habe bisher ungenügend stattgefunden. Inhalte und vor allem der Bezug zu den »Empfängern« werden nur an wenigen Stellen einbezogen, die dann die interessantesten des Buches sind.

Pauls Habilitationsschrift wendet sich an ein Publikum, das mit der Real- und Parteiengeschichte der Weimarer Republik weitgehend vertraut ist. Die Beschreibung des Propagandaapparates der NSDAP vor 1933 läßt die weitverbreitete Ansicht von seiner außerordentlichen Effizienz zur Legende werden, vielmehr hinkte dieser Apparat den Wahlerfolgen hinterher. Propaganda war nur ein Faktor unter mehreren für den Aufstieg der NSDAP. Welche Faktoren hinzutraten, läßt der Autor über weite Strecken offen bzw. setzt dies beim Leser voraus. So verdiente seine These, daß ein großer Teil der Wählerschaft der Propaganda nicht bedurfte, sondern die Partei

Hitlers unabhängig von ihrer Selbstdarstellung wählte, weitere Erläuterungen. Zur Ergänzung der Effizienzaussagen hätte man sich eine Einbeziehung der Propaganda anderer Organisationen im Rechtsaußen-Spektrum (Stahlhelm, Jungdeutscher Orden ...) und der indirekten NS-Propaganda durch bürgerliche Medien gewünscht.

Durch die Erschließung einer Fülle von Primär- und Sekundärquellen vermeidet der Autor den ausschließlichen Blick auf die großen Hitler-Kundgebungen und weist nach, daß viele Intentionen der Propagandaleitung an der Basis, durch deren Eigenwilligkeit bzw. Unfähigkeit bedingt, nicht aufgingen. Dieser immer wiederkehrende Vergleich der Intentionen der Reichspropagandaleitung mit dem, was an der Basis umgesetzt wurde, macht die Studie interessant. Weiterhin wurden die Vorhaben der Goebbellsschen Leitung durch Unerfahrenheit seiner Mitarbeiter, ständigen Geldmangel (!), Zugangssperren zu den Medien (Rundfunk, Kino) und uneindeutige Kompetenzverteilungen innerhalb der NSDAP behindert. Und dennoch: Keine andere Partei der Weimarer Republik widmete ihrem Erscheinungsbild so viel Aufmerksamkeit wie die NSDAP. Vor allem visuell tat sich ihr ein Vakuum auf. Eine wissenschaftliche Konzipierung der Propaganda lehnte Goebbels ab, erlaubt war alles, was Erfolg versprach – und Erfolg bedeutete Eroberung der Macht.

Die Studie behandelt auch die unterschiedlichen Auffassungen innerhalb der Reichspropagandaleitung (Goebbels–Strasser), die konkrete Organisation der Wahlkämpfe 1928 bis 1933, das Verhältnis von Gewalt und Propaganda in der »Kampfzeit« und die Arbeit mit den verschiedenen Medien. Hier hätten Doppelungen vermieden werden können. Wichtigstes Medium – so eine zentrale These – war das Plakat. Ihm konnte sich kaum jemand entziehen. Der Autor gibt eine auf einer umfangreichen empirischen Basis fußende Analyse der Plakatpropaganda, die in den verschiedenen Wahlkämpfen eingesetzt wurden. Weil in diesem Kapitel auch der Adressat einbezogen wurde, gelingt tatsächlich eine »Dechiffrierung« der Bilder. Paul stellt dar, wie diese Bilder den Wähler in eine emotionale Scheinwelt versetzten, den Verstand ausschalteten, wie es hauptsächlich um Angriffe auf den politischen Gegner und die sinnliche Manifestation der eigenen Macht ging. Damit ließen sich allerdings nicht überzeugte Kämpfer für den Nationalsozialismus gewinnen; es ging um die Gewinnung von Mitläufern. Hier lag die entscheidende Grenze der Propagandakonzepzion von Goebbels.

Ute Ehrich (Berlin/Münster)

Kieserling, Manfred: Faschisierung und gesellschaftlicher Wandel. Mikroanalyse eines nordhessischen Kreises 1928-1935. Deutscher Universitäts-Verlag, Wiesbaden 1991 (397 S., br., 72,- DM)

Der Verfasser beansprucht nicht weniger als eine umfassende, ökonomische, kulturelle, politische und psychologische Dimensionen gleichermaßen integrierende Untersuchung des Faschisierungsprozesses in einem kleinräumigen Gebiet, dem Landkreis Fritzlar südlich von Kassel. Nach einer Skizze der ökonomischen und sozialen Struktur des Landkreises und seiner Entwicklung während der Weltwirtschaftskrise und in den Anfangsjahren des Faschismus (Kap. II) stellt er die ausgeprägte und verzweigte Vereinskultur dar, macht einige Anmerkungen zu den Schulen und geht ausführlich auf die konfessionellen Gemeinschaften ein (Kap. III). Daran anschließend versucht er, mit Methoden der »Tiefenhermeneutik« das kollektive Bewußtsein des Fritzlarer Kleinbürgertums herauszuarbeiten (Kap. IV), bevor er schließlich den Prozeß der Faschisierung im Landkreis nachzeichnet (Kap. V).

Die Faschisierung gründet für den Verfasser in der ungleichzeitigen gesellschaftlichen Entwicklung, in deren Verlauf Teilbereiche den Anschluß an den Stand der Modernisierung des Gesamtsystems verloren hätten und zurückgeblieben seien. Von

den dadurch hervorgerufenen Disparitäten sei vor allem das Kleinbürgertum in Mitleidenschaft gezogen worden; es sei nicht nur einer ökonomischen Dauerkrise ausgesetzt gewesen, auch seine »parochiale Untertanenkultur« (287), das Geflecht seiner althergebrachten Honoratiorenpolitik, sei disfunktional geworden. »Faschisierung hat hier als eruptiv gewaltsame Durchsetzung moderner, organisierter Politikformen einen gravierenden Modernisierungseffekt, sie ist ein Versuch zur Aufhebung von Ungleichzeitigkeiten. (...) Die Synchronisation gesellschaftlicher Partialentwicklung soll gleichsam nach rückwärts wiederhergestellt werden. Der Versuch ist aber eben nur möglich mit avancierten Politikformen ...« (13) Die besondere Brutalität erkläre sich dabei aus dem enormen Anpassungsdruck und zugleich aus dem konservierenden Sog, der diesen Bereich (klein-)bürgerlicher Politik kennzeichne. Im Ergebnis habe sich gleichsam die »List der Vernunft« durchgesetzt: »Hinter dem Rücken von Menschen, die, zeitweise gewalttätig, mit festem Blick ins Gestern die Vergangenheit erhalten bzw. restaurieren wollen, und durch sie hindurch vollzieht sich durch die widersprüchliche Kombination von Systemkomponenten das genaue Gegenteil dessen, was sie intendierten, nämlich der Sprung ins Morgen – allerdings auf Grund der Spezifik der Bedingungen mit in vielfältiger Beziehung ungeheuerlichen Kosten.« (357)

Diese Interpretation liegt ganz in der Tradition von Arbeiten, für die namentlich vor allem David Schoenbaum und Ralf Dahrendorf oder neuerdings auch Rainer Zitelmann stehen. Eine kritische Diskussion ihrer Thesen, die ja keineswegs unwidersprochen geblieben sind, sucht man jedoch vergebens. Noch kürzlich hat Hans Mommsen mit Hinweis auf das NS-Herrschaftssystem, das von ständigen Rivalitäten und einem Chaos der Zuständigkeiten geprägt war, z.T. über eine bloß reaktive ad hoc-Politik nicht hinauskam und im übrigen unfähig war, innovative Ideen in die Praxis umzusetzen, von einer lediglich »vorgetäuschten Modernisierung« gesprochen. Der Verfasser begnügt sich allerdings damit, auf entsprechende kritische Ausführungen von Eike Hennig zu verweisen (358, Anm. 50), ohne zu bemerken, daß davon auch sein eigener Ansatz berührt wird. Für seine Modernisierungsthese wäre es zudem ratsam gewesen, sich mit dem ausgezeichneten Essay von Detlev Peukert über »Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne« auseinanderzusetzen, betont dieser doch darin gerade die Doppelgesichtigkeit und Widersprüche der Modernisierung, d.h. ihre Katastrophenträchtigkeit. Aber er wird nicht zur Kenntnis genommen, wie der Verfasser überhaupt dazu neigt, Forschungsergebnisse zu ignorieren – Untersuchungen zur sozialen Basis und Wählerschaft der NSDAP, etwa von Jürgen Falter, die ihren Charakter als Volkspartei unterstreichen, werden z.B. kurzerhand abgetan als »ein Legitimationsproblem professioneller Geschichtserklärer« (39, Anm. 74) –, um seinerseits die gewagte Behauptung aufzustellen: »Die Existenz einer glaubhaften, konkreten Utopie scheint mir der entscheidende Faktor zu sein, der Arbeiter in der Regel davor bewahrt, faschistisch zu werden ...« (339, Anm. 9). Im Unterschied dazu versucht der Verfasser zwar, seine an Thomas Leithäuser und Birgit Volmerg orientierte tiefenhermeneutische Methode auf rund fünfzig Seiten zu begründen, aber abgesehen davon, daß dieser Aufwand für seine exemplarisch vorgestellten Analysen ausgewählter Zeitungsartikel entbehrlich scheint, macht er es sich mit seiner kursorischen Literaturübersicht über »problematische Aspekte psychoanalytischer Metatheorie« (190) auch hier zu leicht.

Karl Lauschke (Bochum/Dortmund)

Burchardt, Lothar, Dieter Schott und Werner Trapp: Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945. Stadler Verlag, Konstanz 1990 (455 S., Ln., 108,- DM)

Der Band beginnt mit einem Überblick über »Konstanz im Ersten Weltkrieg« und endet mit dessen Pendant über »Konstanz im Zweiten Weltkrieg«, beide verfaßt vom Konstanzer Hochschullehrer Lothar Burchardt. Der Autor bleibt allzu oft in der Terminologie seiner Quellen befangen, was bei seinem Gegenstand fatal ist. Dieter Schott schildert im Kapitel »Von der Novemberrevolution bis zum Krisenjahr 1923« den in Konstanz nicht ungewöhnlichen Verlauf der »Revolution der 'Ruhe und Ordnung'«, die Herausbildung der politischen Lager in ähnlicher Weise wie anderswo, die politische und wirtschaftliche Entwicklung bis zur Inflation 1923 und der darauf folgenden Stabilisierung. Er liefert damit wichtige Grundlagen für das Verständnis des Herzstückes dieses Bandes, dessentwegen seine Lektüre auch über Konstanz hinaus lohnt. Werner Trapp analysiert darin auf rund 200 Seiten die Stadtgeschichte von 1924 bis in den Zweiten Weltkrieg hinein. Und ihm gelingt exemplarisch das, was so viele Faschismustheoretiker postuliert haben: den Weg in den Faschismus konkret, im Detail und in der Totalität nachzuzeichnen. Vor dem Hintergrund der alle Konstanzer Politik beflügelnden Versuche, die alte, verlorene große Rolle wieder spielen zu können, schildert Trapp die konkreten Zielauseinandersetzungen, lokalen Konfliktlinien, die tatsächlichen Politiken, ihre jeweiligen Rechtfertigungen und schließlich die aufscheinende Alternative des »Neuen Reiches«. Auf so konkreten Gebieten wie dem Tourismus, dem öffentlichen Nahverkehr mittels Bus und Autofähre, den Grenzproblemen, der Eingemeindungsfrage, der Industrieansiedlungspolitik oder dem Flugplatzbau werden die Interessenunterschiede entwickelt und die ökonomischen und politischen Kräfte ins Spiel gebracht. Im kommunalpolitischen Spiel selbst, seinen Ritualen und Maskeraden, seinen Ideologien und symbolisch überhöhten Ereignissen zeigt Trapp das konkrete Wirken der einzelnen Kräfte. So werden Zustände und Ereignisse nicht einfach nur mitgeteilt, sondern sorgfältig aus den sozialen Auseinandersetzungen und wirtschaftlichen Verteilungskämpfen entwickelt und begründet.

Die Machtübernahme der Nazis nimmt in Konstanz keinen wesentlich anderen Verlauf als anderswo, aber Trapp erklärt sie so verständlich, daß er nicht ein einziges Mal zu den üblichen Generalisierungen oder Mystifikationen greifen muß. Seine Sprache ist denn auch frei von der grassierenden Metaphorisierung des Faschismus. Er löst das einem ersten groben Blick irrational erscheinende faschistische Politik in seine Motivation auf; und es gelingt ihm denn auch, die Widersprüche des Faschismus an der Macht herauszuarbeiten, ohne an der Oberfläche der glättenden Ideologie haften zu bleiben. Dabei muß Trapp nicht ein einziges Mal die örtliche Ebene übersteigen und weder bei der allgemeinen Zeitgeschichte noch bei den allgemeinen Faschismustheorien explizit Zuflucht suchen; vielmehr bewegt er sich souverän in lokalen Quellen, insbesondere den Akten des Konstanzer Stadtarchivs, in zweiter Linie der zeitgenössischen Presse und nur gelegentlich in gedruckter übriger Literatur. Man wünschte sich einen erschwinglichen Separatdruck dieser 200 Seiten als vorbildliche Lokalstudie. Oswald Burger (Überlingen)

Asmus, Walter: Richard Kroner (1884-1974). Ein Philosoph und Pädagoge unter dem Schatten Hitlers. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1990 (188 S., Ln., 32,- DM)

Richard Kroner war Philosophie-Ordinarius in Kiel (seit 1928), Vorsitzender des Internationalen Hegelbundes (1930-1935) und Herausgeber des renommierten *Logos* (1910-1933). Er gehört zu den Opfern der faschistischen »Säuberungen«. 1935 wurde

er entlassen, nach dem Pogrom vom November 1938 emigrierte er zunächst nach England, später in die USA, wo er auch nach 1945 blieb. Die Biographie des emeritierten Pädagogik-Professors Asmus, 1931 bis 1935 Schüler von Kroner, legt den Akzent auf den »Gefühlsanteil« »bei der Vergegenwärtigung von Richard Kroners Persönlichkeit und Leben« (10), auf »Persönliches und Besinnliches« (Kapitelüberschrift). Sie ist – nicht selten bei diesem Genre – theoretisch und formal anspruchslos: ohne Namensregister, vielfach ohne Zitatnachweise, kaum quellenkritisch. Im folgenden gebe ich lediglich den zeitgeschichtlich interessantesten Aspekt, Kroners Verdrängung durch die Nazis, zu Protokoll.

Wie die Mehrzahl seiner Kollegen nahm Kroner 1933 eine ausgeprägt nationalkonservative Haltung ein. Am Faschismus störte ihn, der aus einer jüdischen Familie stammte, vor allem der »fanatische Antisemitismus Hitlers« (63). Der Wissenschaftsbürokratie gegenüber versicherten Kroners Schüler, daß »er als Vertreter des Deutschen Idealismus 'Von Kant bis Hegel' [so der Titel von Kroners zweibändigem Hauptwerk 1921 und 1924; TF] deutscher als mancher 'arische' Deutsche sei« (ebd.). Ihm schwebte offenbar ein Faschismus ohne Antisemitismus nach italienischem Muster vor. Asmus zufolge soll er erwogen haben, »diesen Antisemitismus dadurch zu unterwandern, daß möglichst alle 'vernünftig denkenden Leute' in die Hitler-Partei eintreten würden, wodurch sie in dieser Hinsicht vielleicht allmählich ein anderes Gesicht bekommen könnte« (ebd.).

Kroner wurde entlassen, weil er »Jude« war – allerdings nicht mit rassistischer Begründung. Wie geht das zusammen? Internationales Renommee und einflußreiche Fürsprecher zwangen die Kultusbürokratie zu Rücksichten. Da Kroner im Ersten Weltkrieg Hauptmann war, überstand er die erste Säuberungswelle 1933 auf Grund der Ausnahmebestimmung für Frontkämpfer im »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933. Bis Ende 1933 konnte er seine Vorlesung in Kiel halten, »ohne wesentlich behindert zu werden« (75); am 15. Januar 1934 wurde sie dann von SA-Studenten gesprengt (76ff.). Auf einen Bericht des Rektors und eine Beschwerde Kroners reagierte das Kultusministerium mit einem »Votum zum Fall Kroner«. Zwar mißbilligte es die »Form des Vorgehens« der SA-Studenten (83), es nahm jedoch die Krawalle zum Anlaß, die Entlassung Kroners zu betreiben. Er gehöre zwar »als einwandfreier Frontkämpfer ... zu den sogenannten anständigen Juden«, sei aber »nicht in der Lage ..., die Studenten auf Grund des Rassegedankens zu erziehen«; »seine Lehrtätigkeit stellt ... eine Paradoxie dar.« (Ebd.) Aus »außenpolitischen Gründen« wählte das Kultusministerium die »Form der Emeritierung auf Antrag«; »geht Prof. Kroner nicht darauf ein, wäre sofort § 6 anzuwenden« (ebd.), der Entlassungen »zur Vereinfachung der Verwaltung« erlaubte. Kroner suchte daraufhin Rückendeckung bei dem Ökonomen und NS-Parteimitglied Jens Jessen, dem Preußischen Finanzminister Popitz sowie beim Staatssekretär im Preußischen Kultusministerium und nachmaligen Mitverfasser der Nürnberger Rassegesetze Stuckart (79, 82ff, 96). Zur Entlassung kam es zunächst nicht, er mußte sich aber eine Versetzung zum 1. Mai 1934 nach Frankfurt – nach § 5 BBG (»aus dienstlichem Bedürfnis«) – gefallen lassen. Zugleich wurde ihm eine zweisemestrige Beurlaubung für das Ausland bei Belassung der Bezüge bewilligt. Von dieser Versetzung profitierte Hans-Georg Gadamer, der mit der Lehrstuhlvertretung beauftragt wurde – vierzig Jahre später wird er die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Kroner (24.2.1974) anregen (182f.). Der Staatsphilosoph des faschistischen Italien, Gentile, verschaffte Kroner, der ihn bereits im August 1933 brieflich um Vermittlung eines Lehrstuhls gebeten hatte (69), im Juli 1934 eine Gastprofessur in Rom unter der Bedingung einer beamteten Stellung in Deutschland. Dazu kam es aber nicht mehr;

Kroner wurde seit Oktober 1934 vom Frankfurter Rektor Platzhoff gedrängt, sich »auf eigenen Antrag« vorzeitig emeritieren zu lassen, andernfalls er ohne Bezüge entlassen würde. Er gab dem Druck nach und stellte diesen Antrag schließlich am 13. Dezember; am 6. März 1935 wurde er nachträglich zum 1. Februar nach Kiel zurückversetzt und »entpflichtet« (98f.).

Dieses Beispiel zeigt den Kompromißcharakter des sogenannten Frontkämpferparagrafen: Er vermittelt den Antisemitismus der NS-Bewegung mit dem Vaterlandsgedanken der Nationalkonservativen. In der politischen Semantik des NS ist dieser Kompromiß in der Formel vom »anständigen Juden« präsent, ein Fall, der zu einer die Form wahrenden Abwicklung zwang: Es wurden nahezu sämtliche juristischen Hebel der »Säuberungen« bewegt, nur nicht der explizit rassistische.

Thomas Friederich (Berlin)

Broszat, Martin, und Klaus Schwabe (Hrsg.): Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg. C.H. Beck Verlag, München 1989 (443 S., br., 24,- DM)

(zit. I)

Nestler, Ludwig (Hrsg.): Der Weg deutscher Eliten in den Zweiten Weltkrieg. Nachtrag zu einer verhinderten deutsch-deutschen Publikation. Akademie-Verlag, Berlin 1990 (381 S., br. 38,- DM)

(zit. II)

Dieser »Versuch eines publizistisch-wissenschaftlichen deutsch-deutschen Historiker-Dialogs« (I, 7), den der im Herbst 1989 verstorbene Direktor des Münchener Instituts für Zeitgeschichte, Martin Broszat, zusammen mit Ludwig Nestler, dem Leiter des Dokumentationszentrums des DDR-Innenministeriums, schon Mitte der achtziger Jahre in Gang gesetzt hatte, zeigt eine mögliche Alternative zur realen »Abwicklung« der ostdeutschen Forschungskapazitäten. Heutzutage sind ostdeutsche Historiker mit Zurechtweisungen und einer zunehmenden Ignoranz seitens vieler westlicher Fachkollegen und den für die Gestaltung der ostdeutschen Hochschullandschaft verantwortlichen Beamten und Politikern konfrontiert. Wenn die zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs geplante Gemeinschaftspublikation auch nicht realisiert werden konnte, weil die Abteilung Wissenschaft im ZK der SED ihre Zustimmung widerrief, so liegen nun doch alle für dieses Projekt konzipierten Beiträge in zwei separat erschienenen Sammelbänden vor. Die Geschichte des zunächst gescheiterten Dialogs, in dem die Beteiligten versuchten, bei einer »Bereitschaft zum Konsens mit der anderen Seite« die »Beurteilungs-Differenzen« nicht zu verschleiern (I, 17), wird in einem Beitrag von Broszat dargestellt, der jeweils am Anfang steht. Er lastet das letztendliche Scheitern auch den DDR-Historikern an, da sie zum Rückzieher der SED-Führer nicht öffentlich Stellung bezogen hatten. Nestler, der dies zugesteht, verbindet mit der Publikation der DDR-Beiträge die »Hoffnung auf weitere fruchtbare Kooperation ... über wissenschaftstheoretische Divergenzen hinweg« (II, 29). Leider wurde der ostdeutsche Sammelband bisher – wenn man von der Zahl der Rezensionen ausgeht – kaum wahrgenommen. Die beiden Aufsatzsammlungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich thematisch aufeinander beziehen, wobei aber nicht alle Autoren die Gelegenheit wahrnehmen, auf die jeweils anderen Positionen einzugehen.

Broszat (I, 25ff.) geht in einem übergreifenden Beitrag auf die Verantwortung der nationalkonservativen Eliten, der Nazis und Hitlers für die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges ein und vergleicht die jeweiligen Forschungsansätze und -ergebnisse der BRD- und der DDR-Historiker. Er stellt die Mitverantwortung der »alten« Eliten sowohl für die »Machtergreifung« Hitlers als auch für die nach 1933 vorangetriebenen Kriegsanstrengungen fest. Diese Eliten verloren im Prozeß der Machtkonsolidierung und der Umstrukturierung zum »Führer-Staat« an Einfluß und ließen sich zu

bloßen Erfüllungsgehilfen umfunktionieren. Seiner These, daß die NSDAP kaum an der unmittelbaren Kriegsvorbereitung beteiligt war, und daß sich die Verantwortung für die Herbeiführung des Krieges auf Hitler und seine engsten Vasallen konzentrierte (47f.) – was Broszat an Hand der übriggebliebenen Goebbels-Tagebücher zu belegen versucht – widerspricht Manfred Weißbecker (II, 327ff.) in einem kurzen Abriss der Geschichte der NSDAP. Er zeigt die ganze Vielfalt der Maßnahmen der NSDAP, ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände, die dazu dienten, den NS-Staat zur Führung eines Krieges zu befähigen. Dazu gehörten der Ausbau des Repressionsapparates, die Errichtung einer Abteilung Mobilmachung in der NSDAP, die Koordinierung der »NS-Volkstumspolitik« durch die der SS unterstehende Volksdeutsche Mittelstelle usw.

Klaus-Jürgen Müller (I, 226ff.) und Paul Heider (II, 35ff.) gehen von einer historischen Kontinuität der innen- und außenpolitischen Leitvorstellungen der militärischen Eliten seit dem Ende des Ersten Weltkrieges aus: Angestrebt wurde eine Vormachtstellung in Europa als Basis für eine Weltmachtstellung und ein autoritärer Staat, der den Anforderungen eines »totalen Krieges« entsprechen sollte. Sie zeigen die historischen Etappen auf, in denen sich die Militär-Eliten ihrem Ziel näherten. Heider legt mehr Gewicht auf »die im Kontext mit der Theorie des totalen Krieges stehenden Gemeinsamkeiten zwischen Wehrmachtführung und Hitlerregierung« (36). Müller betont die historische Verantwortung der Militärs für die Machteinsetzung der Nazis, die bereits Ende 1933 einsetzende gigantische Aufrüstung, ihre Ende 1935 beginnenden Planungen eines Angriffskrieges und verweist auf die Eigendynamik der von ihnen durchgesetzten Militärpolitik, die 1938 zu einer Umfunktionierung der Militärs zu einem Exekutivorgan führte (277). Diese Einschätzung ist aber mit Heider dahingehend zu relativieren, daß die Unterordnung unter die politischen Ziele Hitlers »nicht eine Beschränkung auf das rein Militärische, sondern eine stärkere Identifizierung der Militärs mit ebendiesen politischen Zielen« bedeutete (74).

Die Rolle der Großindustrie analysieren Walter Schumann/Martin Seckendorf (II, 227ff.) und Ludolf Herbst (I, 72ff.). Wenn Broszat in seinem Vorwort noch schreibt, die DDR-Historiker hätten in den Quellen keine »überzeugende Beweiskette« (I, 8) für eine ursächliche und bestimmende Rolle der deutschen Wirtschaftsunternehmen für die Kriegspolitik Hitlers gefunden, so widerspiegeln diese Aufsätze einen fortgeschritteneren Erkenntnisstand. Schumann/Seckendorf legen in einer Fallstudie zur Entwicklung der Südostexpansion den Zusammenhang von wirtschaftlicher Beherrschung und politischer und letztlich kriegerischer Aggression dar. Die für deutsche Außenpolitik kennzeichnende »politische Instrumentalisierung der wirtschaftlichen Beziehungen« im Verhältnis zu den Ländern Südost-Europas und das Zusammengehen von ökonomischen Interessen und machtpolitischen Bestrebungen wird von ihnen gut herausgearbeitet (245). Demgegenüber behauptet Herbst, daß sich die Unternehmensstrategien der deutschen Konzerne vorwiegend in einem »ökonomischen Koordinatensystem« entwickelten (75), und daß diese die Weltmarktorientierung nur widerstrebend zugunsten einer Unterstützung militärischer Expansion aufgeben hätten. Gleichwohl arbeitet er die historisch sich wandelnden Strategien der deutschen Großindustrie zur Rückgewinnung ihrer führenden Position auf dem Weltmarkt nach dem Ersten Weltkrieg und nach 1933 heraus und zeigt, wie sie von den Rüstungsanstrengungen der Nazis profitierte. Er stellt auch die aggressive Rolle der »Partei-Wirtschaft« heraus. Die vordem weltmarktorientierte Großindustrie integrierte die Prinzipien der NS-Herrschaft schrittweise in ihre Unternehmensstrategien, bis hin zur ausdrücklichen Befürwortung der

kriegerischen Expansion. So nutzte sie die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Expansion, die durch die Okkupation Österreichs und der ČSR eröffnet wurden, und beteiligte sich auch später kräftig an der Ausbeutung der okkupierten Länder (was aber bei Herbst nur noch auf den letzten beiden Seiten zur Sprache kommt). Hans-Erich Volkmann (I, 334ff.) zeigt den Revisions- und Expansionskurs der deutschen Agrarreliten exemplarisch an Hand der Entwicklung der Osthilfe zur Ostexpansion und des Konzepts von der Autarkie im Großwirtschaftsraum.

Die Verantwortung der Diplomaten behandeln Wolfgang Ruge (II, 173ff.) und Peter Krüger (I, 180ff.). Den Beitrag der evangelischen Kirche untersucht Kurt Meier (II, 81ff.), den der katholischen Kirche Hans Hürten (I, 135ff.). Nestler (II, 119ff.) widmet sich den Juristen, Klaus Schwabe (I, 291ff.) den Hochschullehrern. Da er sich auf den Zeitraum 1936 bis 1940 beschränkt, eine Untersuchung der sozialen und politischen Vergangenheit der Hochschullehrer während der Weimarer Republik unterläßt, ihre Aktivitäten während und nach der Machteinsetzung und -konsolidierung der Nazis nur sehr knapp untersucht und ihre »Beteiligung an den deutschen Rüstungsanstrengungen oder auch den Verbrechen des Regimes (Euthanasie, Judenpolitik) ... ausspart« (300), reduziert sich Schwabes Untersuchung weitgehend auf ein personenkonzentriertes Aufsuchen der von einigen bekannten Historikern und Völkerrechtlern abgegebenen Stellungnahmen zu Hitlers Außenpolitik. Er unterscheidet dabei zwischen aktiven Anhängern des NS, Mitläufern und einer geringen Zahl von Regimegegnern (297). Auf die Rolle der Wissenschaftsorganisationen wird nicht eingegangen. Es gibt hier schon weit bessere Darstellungen. Die Mitwirkung der Ärzteschaft belegt Achim Thom (II, 279ff.) demgegenüber von einem viel breiter angelegten Forschungsansatz her. Er zeigt die Entwicklung der sozialen Stellung der Ärzte seit dem Ersten Weltkrieg, ihre zunehmende politische Einbindung in konservative und nationalistische, schrittweise auch der NSDAP nahestehende Ärzte-Organisationen und die Herausbildung von Euthanasie-Konzepten bis 1933. Zugleich geht er auf die Aktivitäten des NSD-Ärztetages und des NS-Lehrerbundes ein, betont den geringen Einfluß linker Ärzte vor der Machteinsetzung der Nazis und schildert ihre Verfolgung und die der jüdischen Ärzte nach 1933. Er untersucht Formen der Einbeziehung der Ärzte in die Militarisierung der Gesellschaft in der Phase der Errichtung und Stabilisierung der NS-Diktatur, die Mitwirkung der Ärzteschaft bei der Kriegsvorbereitung und Kriegsführung und die Folgen für das Gesundheitswesen.

Im ostdeutschen Sammelband fehlen leider eine Publikationsliste und Hinweise zu den Autoren. Es scheint, als habe dieses gemeinsame Projekt dazu beigetragen, daß bisher vorherrschende Vereinseitigungstendenzen in der Faschismus-Forschung z.T. produktiv aufgehoben wurden oder die Standpunkte sich zumindest annäherten. Dem Bestreben vieler DDR-Historiker, den deutschen Faschismus vor allem als ein Resultat des Agierens des Großkapitals zu erklären, stand bisher quasi spiegelverkehrt die vorwiegend Hitler-zentrierte Sicht der BRD-Historiker entgegen, in der die Rolle der noch 1945 weiterhin staatstragenden Eliten ausgeblendet wurde. Das Projekt beförderte zweifellos den Konsens, daß die Verantwortung der »alten« Eliten für die Etablierung und Konsolidierung des NS-Regimes nicht länger ignoriert werden darf, ohne daß die Eigendynamik der NS-Bewegung und die Verselbständigung der führerstaatlichen Machtstrukturen dabei unterschätzt werden darf. Beides zusammenzudenken, ist aber nach wie vor das Problem. Antje Rapmund (Berlin)

Müller, Rolf-Dieter: Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1991 (238 S., br., 19,80 DM)

Müller, Rolf-Dieter (Hrsg.): Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943. Der Abschlußbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiew. Harald Boldt Verlag, Boppard 1991 (671 S., br., 240,- DM)

Die deutsche Siedlungspolitik in den eroberten Ostgebieten wurde von drei Machtgruppen beeinflusst – Wehrmacht, Wirtschaft und SS. Im Militär gab es tradierte Vorstellungen, an der jeweiligen Grenze »Ostwälle« zu errichten, die durch Wehrbauern gesichert werden sollten. Dabei sollten zugleich Kriegsversehrte und Altgediente versorgt und Generalität wie Ritterkreuzträger als neue quasifeudale Großgrundbesitzer etabliert werden. In der Wirtschaft verstärkte die Rüstungskonjunktur jedoch den Sog der industriellen Zentren im Westen. Die private Industrie erhoffte sich vom Ostfeldzug den sicheren Zugriff auf einige Rohstoffe (der dann jedoch zu ihrem Mißvergnügen von staatlichen Holdings monopolisiert wurde), war aber nicht bereit, sich im Osten stark zu engagieren. Auschwitz war eine Ausnahme, hier waren Rohstoffbasis und Arbeitskräfteangebot exzeptionell und außerdem gehörte es rechtlich zum Reichsterritorium. Die Entindustrialisierung der besetzten sowjetischen Gebiete, die durch die Evakuierungen beim deutschen Vormarsch begonnen worden war, wurde unter der Besatzung weithin fortgesetzt. Zwar gründete man zum Verkauf des polnischen und später des sozialistischen Eigentums eine Göring unterstehende »Reichstreuhandstelle«; die endgültige Vergabe von Gewerbebetrieben sollte jedoch Frontkämpfer bevorzugen, wurde also hinausgeschoben. Auch trafen Versuche, mittelständische Unternehmen im eroberten Osten zu fördern, auf den Widerstand der Industrie und der reichsdeutschen Regionalpolitiker.

Lange fühlte sich die SS als eigentlicher Herrscher im Osten. Aber gerade ihre immer neuen »Generalpläne Ost« stießen sich an der simplen Tatsache, daß es ja gar keinen Bevölkerungsüberschuß in Deutschland gab, der nach Osten drängte. So blieben die Siedlungsideen (wo nicht Volksdeutsche »angesetzt« werden konnten) Schimären, die allerdings historisch äußerst wirksam waren, da sie Bündnisse mit nationalen oder konservativen Oppositionsgruppen in der UdSSR (fast) unmöglich machten. Hinzu kam, daß bei Einzelaktionen wie der Siedlung in Zamość durch Rücksichtslosigkeit wettgemacht werden sollte, was an sachlicher Wucht fehlte.

Müller ergänzt seinen sehr informativen Überblick durch eine überzeugende Quellenauswahl, die ausnahmslos Archivmaterial vorlegt. Diese Stärke trägt die Schwäche in sich – Quellen aus der Sicht der Betroffenen, wie sie in Editionen aus Osteuropa vorliegen, wurden nicht aufgenommen. Insgesamt ist das Buch aus deutscher Perspektive geschrieben, wenn auch wahrlich nicht unkritisch über den »Spuk vom Ostimperium, ein blutiger Alptraum für Deutschlands Nachbarn im Osten« (114). Diese Überblicksdarstellung wird erweitert durch die Edition einer der wichtigsten Quellen zur deutschen Besatzungspolitik – der Selbstdarstellung des »Wirtschaftsstabes Ost«, die unter der Leitung von Generalmajor Hans Nagel (zuletzt Inspekteur der Wirtschaftsinspektion Süd) Ende 1944/Anfang 1945 verfaßt worden ist. Der Text wurde nach Kriegsende den Amerikanern übergeben, die ihn jedoch der UdSSR nicht zugänglich machten, wohl weil er deren Reparationsansprüche untermauert hätte. Heute befindet sich das Original im Institut für Zeitgeschichte.

Der Text gibt nur Einblick in einen – neben dem Göringkonzern, der SS und der Privatwirtschaft – weiteren Akteur der Wirtschaftspolitik im Osten, nämlich die der Wehrmachtstradition entstammende Gruppe, welche im Osten jene militärische Kommandowirtschaft realisieren wollte, die sie im Reich nicht hatte durchsetzen

können. Der Text gibt auch – häufig in statistischer Form niedergelegte – Auskunft über fast alle Vorgänge der deutschen Wirtschaftspolitik in den besetzten Gebieten der UdSSR. Herausgegriffen sei nur der Abschnitt »Auswertung der russischen Forschung und Wissenschaft«, in dem mit Stolz berichtet wird, daß 1111 Wissenschaftler und Ingenieure (mit Familien) für den Einsatz in Chemie, Rüstung, Krankenhäusern etc. »überführt« wurden (365). Das zusammenfassende Urteil aus der Perspektive des verloren gehenden Krieges ist nüchtern – die Bedeutung des russischen Menschen wurde unterschätzt, ihm wurde keine politische Alternative geboten, die ihn »auf unsere Seite gerissen hätte ...« (354).

Ganz gleich, ob das zugrundeliegende Bild vom russischen Menschen richtig ist – die Selbstdarstellung des Wirtschaftsstabes Ost ist nicht nur eine einzigartige Quelle zur deutschen Besatzungspolitik in der UdSSR, sie beleuchtet auch die Kontinuität der Institution Wehrmacht, in der 1944 genügend Arbeitskapazität abgestellt wird, um die spätere Geschichtsschreibung gründlich vorzubereiten. Nur um der Legitimation willen – oder auch, um es ein anderes Mal »besser« zu machen?

Hans-Heinrich Nolte (Hannover)

Schneider, Wolfgang (Hrsg.): »Vernichtungspolitik«. Eine Debatte über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Genozid im nationalsozialistischen Deutschland. Junius Verlag, Hamburg 1991 (199 S., br., 28,- DM)

Mit der Wiedervereinigung erscheint ohne alle diskursive Auseinandersetzung erreicht, was im »Historikerstreit« trotz einschlägiger publizistischer Unterstützung noch unmöglich war: die Konstituierung eines positiven deutschen Nationalbewußtseins über die »nationalsozialistische« Vergangenheit hinweg. Allein deshalb ist die Veröffentlichung einer Debatte über den Charakter der Vernichtungspolitik im NS ein scheinbar hoffnungslos antiquiertes Unternehmen. Um so mehr, weil die von Susanne Heim und Götz Aly vertretenen Grundpositionen dieser bereits 1989/90 geführten Debatte zwischenzeitlich in ihrem Buch über die »Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine europäische Ordnung« (Hamburg 1991) breiter ausgeführt und fortentwickelt worden sind. Nach wie vor werden diese Positionen von der etablierten bundesdeutschen (Zeit-)Geschichtsforschung marginalisiert. Schon deshalb sind die Debattenbeiträge des von Wolfgang Schneider in Zusammenarbeit mit dem Hamburger Institut für Sozialforschung herausgegebenen Sammelbandes brisant.

Die Debatte knüpft an Forschungen von Heim und Aly an, die die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus in Polen untersuchten, indem sie sich mit dem Institut für Deutsche Ostarbeit in Krakau, dem wohl wichtigsten intellektuellen Planungszentrum der Regierung des »Generalgouvernements«, auseinandersetzten. Dabei stießen sie auf eine kleine Gruppe von hanseatischen Ökonomen aus Kiel und Hamburg, die ihr sozial- und bevölkerungswissenschaftliches Denken in den Dienst der Ausgrenzung und schließlich der Vernichtung der Juden und anderer Minderheiten gestellt hatte. Diese Technokraten, die ihr spezifisches Wissen über den Zusammenhang von Durchrationalisierung und »Arisierung« 1938/39 am »Modell Wien« erworben hatten und typisch waren für eine gesamte nachwachsende Generation intellektueller Planer, wirkten geradezu wie Personifikationen des Wechselverhältnisses von »Modernisierung« und Genozid. Über die Rekonstruktion der Biographien dieser intellektuellen Planer gelangten Aly und Heim schließlich zu der Auffassung, die entscheidenden Gründe für die Exekutierung der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik seien ökonomische und bevölkerungspolitische gewesen. Sie präzisieren dies in ihren grundlegenden Thesen, daß es eine »Ökonomie der

‘Endlösung’ « gegeben habe, die die Massenvernichtung maßgeblich bestimmte, und daß der Antisemitismus der Nazis integraler Bestandteil eines nach wirtschaftlichen Kriterien formulierten Konzepts zur Neuordnung Europas gewesen sei.

In der Debatte des Hamburger Instituts für Sozialforschung stoßen Heim/Alys Thesen zur Herrschaftsrationalität der natioanlsozialistischen Vernichtungspolitik (Sozialplanung und Völkermord, II-23) wiederum auf fast einhellige Ablehnung. Zu kraß ist ihre Distanz zu der festgeschriebenen Auffassung, die Einzigartigkeit des »Holocaust« stehe prinzipiell außerhalb einer wie auch immer historisch-methodisch gefaßten Untersuchungsperspektive. Überraschend ist jedoch, daß die Provokation von Aly und Heim der etablierten Historikerzunft offenbar die Gelassenheit raubt. Denn mit einem Mal verändert sich der Charakter der Einwände: So behauptet Ernst Köhler in seinem Beitrag (Das Morden theoretisch eingeordnet, 89-102), »die alte Staatstheorie, die alte Parlamentarismuskritik, die alte Faschisierungsthese« der »Hamburger Schule« habe sich hinter die Kritik »der modernen Bevölkerungspolitik zurückgezogen und sich dort verbarrikadiert«. Dan Diner (Die Wahl der Perspektive, 65-75) vermutet, Heim und Aly hegten die politische Absicht, »die immerwährende Latenz einer in kapitalistischer Rationalisierung vermeintlich begründeten Massentötung auch für den Vor- und Nachfaschismus in Deutschland wie auch anderswo zu begründen«. Ulrich Herbert (Rassismus und rationales Kalkül, 25-35) wirft ihnen vor, sie betrieben »die Einreihung der ‘Shoa’ in die lange Tradition imperialistischer Vernichtungspolitik« und unterstellt, sie würden die Shoa zur Kritik des heute bestehenden Herrschaftssystems funktionalisieren.

Aus dem Holz solcher Maximal-Verdächtigungen sind die Gedanken-Palisaden geschnitzt, die es vor dem nur schwer erträglichen Zusammenhang von Sozialplanung und Völkermord, von Modernisierung und Destruktion aufzurichten gilt.

Die wenigen Stimmen, die die Positionen von Heim und Aly in der Debatte nicht rundheraus ablehnen, sondern sich zumindest auf eine immanente Kritik einlassen, sind zwar auf der Faktenebene triftig, widerlegen jedoch ihre Ergebnisse nicht grundsätzlich. So wird in den Beiträgen von Werner Röhr (Rassismus als Expansionsprogramm, 119-134) und Götz Rohwer (Rationalisierungen der Vernichtungspolitik, 109-118) kritisiert, die Rolle der planenden Intelligenz sei von Heim und Aly überbewertet und ihr Einfluß auf politische Entscheidungen überschätzt worden. Christopher R. Browning (Vernichtung und Arbeit, 37-51) erläutert seine Zweifel an der Richtigkeit der Heim/Alyschen Interpretation am Beispiel der Ghettopolitik in Warschau und stellt eine eigene Deutung dieser Zusammenhänge dagegen, indem er die mit der Ghettoverwaltung befaßten deutschen Fachleute und Politiker in »Arbeitsbeschaffer« einerseits und »Aushungerer« andererseits einteilt. Daß in bezug auf die Ghettopolitik auf seiten der Besatzungsverwaltung nicht immer Einigkeit herrschte, hatten Heim und Aly nicht bezweifelt, wohl aber, daß diese Zwistigkeiten sich zugunsten der ghettoisierten Jüdinnen und Juden ausgewirkt hätten. Ähnliches gilt für die Forderung von Walter Grode (Modernisierung und Destruktion, 53-63) nach einer regional differenzierten Betrachtungsweise der deutschen Vernichtungspolitik in Polen, nach einer Unterscheidung zwischen den unmittelbar ans »Reichsgebiet« angrenzenden »eingegliederten Ostgebieten«, für die das Primat der Modernisierung galt und »Restpolen«, dem sogenannten »Generalgouvernement«, in dem eine bedingungslose Destruktions- und Hungerpolitik betrieben wurde. Doch dient dies nicht der »Verwässerung« der Positionen von Heim und Aly, sondern gewinnt erst vor dem Hintergrund der globalen Diskussion um das Verhältnis von Zentrum und Peripherie und einer neu entfachten Bevölkerungsdiskussion eine spezifische Brisanz.

Walter Grode (Hannover)

Haumann, Heiko: Geschichte der Ostjuden. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1990 (213 S., br., 14,80 DM)

Der Autor betrachtet die Historie und Lebenswelt der Ostjuden als »Teil unserer eigenen Geschichte« (9). Erinnerung heißt seine zentrale Kategorie.

Unter Juden, den strenggläubigen wie den assoziationswilligen, bildete sich wie unter Nichtjuden eine Sozialstruktur heraus: eine kleine Oberschicht reicher Kaufleute, Finanzmänner und Pächter, eine breite Mittelschicht aus Kleinhändlern, Geldverleihern, Maklern, Handwerkern und Angestellten des Gemeindeverbandes und eine vielfältig abgestufte Unterschicht, zu der Handwerksgehlen, Krämer und Verkäufer, Fuhrleute, Träger und Dienstboten sowie Hausierer und Bettler zählten. Die Mobilität innerhalb der jüdischen Gemeinschaft war indes »höher als in der christlichen«, hingegen »die Hürden, um als Jude in den Bürgerstand oder gar Adel aufzusteigen, kaum übersprungen werden« konnten (25f.). Mittler zu sein zwischen Stadt und Land, zwischen Adel und Bauern bildete, wie Haumann mit dem Historiker Jürgen Hensel feststellt, »das Spezifische des Judentums in der europäischen Geschichte« (33). In Polen, dem Land der Ostjuden, hieß es: »Adliger ist man, solange man ein Stück Land und einen Juden hat« (34).

Untersucht der Autor im ersten von vier Kapiteln »Polen als Zufluchtsstätte für Juden«, so widmet er sich im zweiten Kapitel dem »Ostjudentum als neue Lebensform in Osteuropa«. Es begann mit der Katastrophe von 1648, dem Einfall der Kosaken nach Polen, den 100 000 bis 125 000 Juden mit dem Leben zu bezahlen hatten. Das Ostjudentum, das sich heute von den vernichtenden Schlägen der deutschen Okkupation, aber auch der stalinistischen »Säuberungen« zu erholen versucht – von drei Millionen Juden, die vor dem Zweiten Weltkrieg in Polen gezählt wurden, sind noch 5 000 übrig geblieben (186) –, formte sich im 18. Jahrhundert: Bei einem Ostjuden handelt es sich um einen Menschen, der sich bewußt zum Judentum bekennt, dessen Verständnis sich ihm in schweren Konflikten erschlossen hat. Tradition und Erinnerung üben dabei eine prägende Wirkung aus, ohne daß der Ostjude konservativ eingestellt sein muß. Zwangsläufig entwickelte sich unter den Juden, die den Zaren als »Polen« und in Warschau als »Russen«, zeitweise auch beiden als »Deutsche« galten, die Idee des eigenständigen Judenstaates.

»Krise des Judentums in Osteuropa und neue Identität« ist das dritte und umfangreichste Kapitel überschrieben. Die tradierte Rolle war mit der einfachen Warenproduktion verbunden, bei der die Juden infolge ihrer besonderen Rechtsposition maßgebliche Stellen im Kredit- und Tauschwesen einnahmen, eine Funktion, die sie beim Übergang zur entfalteten Warenproduktion, der kapitalistischen Produktionsweise, verloren. Für die Gesellschaft stellte sich damit die »Judenfrage« neu, für die Juden »die Frage nach ihrem Platz in dieser Gesellschaft und nach ihrem Selbstverständnis« (96). Der »Luftmensch« (95ff.), der ehemalige Handwerker, gerät in Konflikt mit dem »Dorfjuden«, und überhaupt differenzierte sich die jüdische Gesellschaft »zusehends ökonomisch und sozial, ja sie polarisierte sich. Die Mehrheit der Juden verarmte immer mehr« (99). Nicht nur hier bewährt sich Haumanns Werkprinzip, wenn er diesen Sozialwandel an Hand von Scholem Alejchems Erzählung »Tewje, der Milchmann« illustriert. Breiten Raum nehmen die Unterkapitel zur Rolle der Frau, die nicht selten den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten hatte (123), und zur Familie ein. Haumann beschäftigt sich auch mit der Herausbildung jüdischer (und zionistischer) Arbeiterorganisationen und erwähnt – allerdings recht kurz – Persönlichkeiten wie Rosa Luxemburg, Leo Jogiches und Felix Dzierzynski.

Das abschließende vierte Kapitel behandelt unter dem Titel »Versuchte Vernichtung und neue Hoffnung« den faschistischen Ausrottungsfeldzug und die Hoffnung

auf das revolutionäre Rußland und die Gesellschaften des realen Sozialismus nach 1917 und nach 1945. Es war die doppelte Tragik vieler kommunistischer Juden und jüdischer Kommunisten in Polen, in das Feuer der Antikommunisten wie Stalins zu geraten (185).
Matthias Dohmen (Wuppertal)

Landau, Edwin M., und Samuel Schmitt (Hrsg.): Lager in Frankreich. Überlebende und ihre Freunde – Zeugnisse der Emigration, Internierung und Deportation. Verlagsbüro v. Brandt, Mannheim 1991 (259 S., br., 38,- DM)

Ab Sommer 1942 wurden die Beschlüsse der Wannsee-Konferenz, auf der vor 50 Jahren die Ermordung aller europäischen Juden geplant worden war, planmäßig umgesetzt. Wie etwa in den Niederlanden wurden auch in Frankreich, wohin zehntausende jüdischer oder politischer Emigranten geflohen waren, regelrechte Menschenjagden veranstaltet. Schon lange vor den Deportationen waren die Flüchtlinge in einem Dutzend von großen und unzähligen kleineren Lagern kaserniert worden. Einige der hier veröffentlichten Berichte, darunter das Tagebuch des französischen Pfarrers Henri Manen, entstanden unter dem unmittelbaren Eindruck des für alle Beteiligten unfaßlichen Geschehens. Die Aufzeichnungen des Geistlichen schildern die Atmosphäre bei der Zusammenstellung der Transportzüge im Lager Les Milles. Wohin diese Reise »mit unbekanntem Ziel« gehen würde, wußten die Betroffenen nicht, doch waren sie mit den schrecklichsten Ahnungen erfüllt. Von den absurden Bemühungen der Wachmannschaften, die von den Deutschen aufgestellten Personenzahlen der zu Deportierenden exakt zu erfüllen, berichtet Georg Vadnai aus Gurs, neben Les Milles eines der bekanntesten Lager.

Eine Reihe von Darstellungen sind erst in den letzten Jahren verfaßt worden, nicht zuletzt von Betroffenen, die als Kinder und Jugendliche diese Vorgänge erleben mußten. Sie wurden durch den Einsatz der französischen Hilfsorganisation Œuvre de Secours aux Enfants gerettet, die Kinderheimplätze und Privatunterkünfte zur Verfügung stellte. In den durchgehend mit knapper Sachlichkeit verfaßten Lebensläufen erscheint häufig der Hinweis, daß die Eltern in Auschwitz ermordet wurden. Damit gehören sie zu den rund 75 000 Menschen, die in den Jahren 1942 bis 1944 aus Frankreich in die Vernichtungslager deportiert wurden. Diese Zahl nennt Claude Laharie in seinem vorangestellten Überblick über die französischen Internierungslager. Der französische Historiker weist auch auf die Problematik der Beteiligung von Franzosen an der von den Deutschen betriebenen »Endlösung« hin. Daß es neben Kollaboration oder Ignoranz auch umfangreiche aktive Unterstützung der Emigranten durch die französische Bevölkerung gegeben hatte, bezeugen die Berichte vielfach.

Editorische Mängel wie geringe Kommentierung und fehlende Verifikation der Schilderungen räumen die Herausgeber in ihrem Vorwort selbst ein. Eigene Ansprüche und Bedenken stellten sie hinter den Wunsch zurück, noch zu Lebzeiten der Beiträger deren Texte veröffentlicht zu wissen. Die Autoren sind, sofern sie noch leben, zwischen 63 und über 80 Jahren alt; die Herausgeber stehen im 73. bzw. 89. Lebensjahr. So ist dieser Sammelband sicherlich eine der letzten Publikationen, die von den Betroffenen selbst herausgegeben werden. Nicht zuletzt dieser Umstand verleiht dem Band seine Bedeutung.
Michael Philipp (Winsen)

Young, James Edward: Beschreibung des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation. Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1992 (340 S., Ln., 44,- DM)

Im Zeichen vergehender Zeitgenossenschaft und inzwischen ebenfalls integriert in die Theoriedebatten der Geschichtswissenschaft ist Auschwitz nicht mehr nur ein

Symbol für das, was Menschen Menschen antun können, entbunden von moralischen Schranken, eingebunden in das Räderwerk einer Bürokratie industrieller Massenvernichtung, sondern zugleich *die* methodologische Herausforderung der Diskussion um die Grenzen der Darstellbarkeit (extremer) historischer Ereignisse. Innerhalb dieser Diskussion stellt das Buch von James Young eine Zäsur dar, eine Zäsur sowohl in der systematischen Aufbereitung des historiographischen Materials, der Augenzeugenberichte, Tagebücher, dokumentarischen Quellen im weitesten Sinne als auch der metahistorischen Bestimmung des Status dieser Quellen. In dieser Hinsicht ist es zugleich ein Stück exemplarischer Ideologiekritik, angeschrieben gegen eine »Fetischisierung des Realen« (114), seine epistemologische Naturalisierung innerhalb einer dokumentarischen Rhetorik des Faktischen (vgl. 114f.).

Sein besonderer Wert aber liegt wohl darin, daß der Autor sich auf dem schmalen Grat zwischen historiographisch entnennender Dekonstruktion und moralisch betroffener Reduktion des Holocaust auf seine schreckliche Faktizität mit einer beinahe traumwandlerischen Sicherheit bewegt, der eine außergewöhnliche Kombination von historiographischer Kenntnis des Gegenstandes und reflektierter Beherrschung linguistischer Ansätze zugrundeliegt. So kann er auf Erklärung des angemessenen nicht Erklärbaren bestehen, die Darstellung des sich der Darstellung immer wieder Entziehenden einfordern, das Bedürfnis der Holocaust-Literatur nach unvermittelten Fakten ebenso akzeptieren wie ihr gleichzeitiges Unvermögen, diese Fakten zu dokumentieren (vgl. 29). Ohne also die Dekonstruktion etwa bis zu der These zu treiben, »die Ereignisse hätten außerhalb der Texte gar nicht stattgefunden« (16), vielmehr unter Verweis auf die Schwierigkeiten, »diese Fakten jenseits der Formen, in denen wir sie gestalten, zu interpretieren« (17), geht es Young um das an unterschiedlichen Textsorten der Holocaust-Literatur entwickelte Verständnis dafür, »wie die Darstellung die Interpretation erzeugt und wie die Interpretationen der laufenden Ereignisse deren letztendlichen Verlauf beeinflusst hat« (68). Literarische Zeugnisse dokumentieren für ihn so in erster Linie die begrifflichen Voraussetzungen, unter denen die Erzähler ihre Erfahrungen wahrgenommen und verarbeitet haben.

Mit der unausweichlichen Akzeptanz einer Metaphorisierung von Auschwitz plädiert der Autor schließlich dafür, Versuche aufzugeben, »die Ereignisse gänzlich jenseits von Sprache und Bedeutung anzusiedeln« (153) und statt »den Holocaust außerhalb der Metapher zu suchen, ... ihn in der Metapher zu finden, in den unzähligen Formen, in denen er vorgestellt, ausgemalt, verzerrt und letztlich als Metapher für andere Ereignisse gestaltet worden ist« (149). Die Art und Weise der Interpretation und strukturellen Wahrnehmung des Holocaust, so weiter Young im Versuch, die lähmende und schließlich tödliche Logik dieser Verknüpfung von Ereignissen und ihrer metaphorischen Wahrnehmung zu bestimmen, war möglicherweise mitentscheidend für deren Verlauf: Indem die Nazis »ihre Aktionen mit dem jüdischen Kalender koordinierten, gaben sie dem archetypischen Denken und Begreifen bei ihren Opfern noch zusätzlich Nahrung. ... es brachte ... sie dazu, paradigmatisch auf ihr Elend zu reagieren ... So lullten die Nazis ihre Opfer in Analogien ein, ließen gewissermaßen alle vorangegangenen Verfolgungen wiederauferstehen und konnten auf diese Weise in der Tat das, was die gegenwärtige Verfolgung von allen früheren *unterschied*, so lange verschleiern, bis es zu spät war.« (157f.)

Wolfgang Bialas (Berlin)

Ökonomie

Hübner, Kurt: Theorie der Regulation. Eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der Politischen Ökonomie. Edition Sigma, Berlin 1989 (263 S., br., 24,80 DM)

Die »école de la régulation« hat sich in den siebziger Jahren in Frankreich gebildet und auch in der Bundesrepublik mittlerweile etliche Anhänger gefunden. Ihre zentralen Konzepte, wie »Akkumulationsregime«, »Regulation« und »Regulationsweise«, nicht zu vergessen der »Fordismus« und dessen Krise, sind rasch in den Sprachgebrauch kritischer Ökonomen eingedrungen. Die Regulationisten sind nach ihren eigenen Worten, die »rebellischen Söhne« Althussers, die sich gegen zwei, im strukturalistischen Marxismus fest verankerte Dogmen wenden: gegen das Dogma, es gebe »allgemeine« Gesetze der (kapitalistischen) Ökonomie, die von Marx ein für allemal formuliert worden seien und gegen das Dogma, der Kapitalismus »reproduziere« sich fortlaufend auf immer gleiche Weise – wobei auch die zyklischen Krisen nur als regelmäßig wiederkehrende Momente dieser Reproduktion der immergleichen Struktur zu betrachten seien. Von Anfang an verfolgen sie zwei zentrale Erklärungsansprüche: Sie wollen wissen, wie es zu der außergewöhnlichen Dynamik der (außergewöhnlich langen) Nachkriegsprosperität kam und wie und warum diese Entwicklung in der zweiten »großen« Weltwirtschaftskrise dieses Jahrhunderts (1974ff.) zum Abbruch kam. Also kommen sie nicht umhin, sich mit den Strukturveränderungen des Kapitalismus, vor allem in diesem Jahrhundert, und mit seinen vielen (kleinen und großen) Krisen zu befassen.

Hübner entwickelt zunächst die Fragestellung, die mehr oder weniger alle Anhänger der Regulations»schule« teilen (Kap. 1). Dann stellt er das Grundkonzept von »Regulation« vor und führt die dazugehörigen neuen Kategorien vor. Er tut das an Hand einer ausführlichen Diskussion der »Pionierarbeit« von Michel Aglietta (frz. 1976, engl. 1979, dt. nicht vorhanden), in der die mittlerweile so geläufigen Begriffe noch strikt werttheoretisch, im Anschluß an die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie begründet werden (Kap. 2). Dem folgt eine Darstellung der »preistheoretischen« Variante, in der der anfängliche Bezug zur Marxschen Werttheorie losgelassen wird (Kap. 3). Im folgenden vierten Kapitel stellt er die für alle Regulations-theoretiker zentralen Krisenerklärungen vor – und zwar am wichtigsten Beispiel und Testfall, der Erklärung der »Großen Krise« von 1974ff. als »Krise des Fordismus«. Das Buch endet mit einem thesenartigen Resümee der wichtigsten Befunde und Einwände (Kap. 5).

Die Problematik, an der die Regulationisten sich in ihren frühen Schriften abarbeiten, ist bekannt: Wie kann man »allgemeine« ökonomische Gesetze formulieren, also wie Marx das »Kapital im allgemeinen« studieren, und damit historische Entwicklungen, Strukturveränderungen der kapitalistischen Produktionsweise auf den Begriff bringen? Periodisierungen der gesamten kapitalistischen Entwicklung und/oder Erklärungen der jeweils »jüngsten« Strukturveränderungen der kapitalistischen Produktionsweise haben marxistische Ökonomen aller Länder immer wieder versucht. Die Regulationisten finden diese Periodisierungen theorielos und/oder schlicht nicht komplex genug. Geht man aber mit Aglietta auf die Suche nach den Faktoren, die (nicht die Entstehung, sondern) die eigentümliche Entwicklung des Kapitalismus auf seiner eigenen Grundlage erklären können, stößt man unweigerlich auf das Problem der »régulation«. Der Terminus ist vieldeutig und unglücklich gewählt, wie Hübner anmerkt (27 u.ö.), aber das Problem ist klar: Die »Verhältnisse« tun bekanntlich nichts, ebensowenig wie Abstrakta à la »die Gesellschaft«

oder »das Kapital«. Die individuellen und kollektiven Akteure in modernen Gesellschaften tun bekanntlich auch nicht, was sie wollen, sondern vielmehr, was sie im Rahmen vorgegebener »Verhältnisse« tun können bzw. gelegentlich auch müssen. Wie ist es also denkbar, daß aus den vieltausendfachen, unkoordinierten Handlungen nicht das reine Chaos, sondern ein relativ strukturierter »gesellschaftlicher Zusammenhang« entsteht, und wie ist es möglich, daß diese gesellschaftliche Struktur sich in einer bestimmten Richtung, mit einer bestimmten Regelmäßigkeit verändert, ohne daß ein »gesellschaftliches Subjekt« am Werke wäre? Die Regulationisten versuchen, dies Problem mit der Kategorie der »institutionellen« oder auch »strukturellen Formen« anzugehen. Mit diesem Schlüsselkonzept, dessen Bedeutung Hübner zu Recht hervorhebt, sind jeweils verschiedene Weisen des Zusammenhangs und Zusammenspiels (das meint der französische Terminus *articulation*) von sozialen Beziehungen – etwa zwischen Austausch und privater Produktion oder zwischen Lohnarbeit und privater Reproduktion – gemeint. Solche Zusammenhänge können durch »gesellschaftliche Sachen« wie das Geld, aber ebensogut auch durch Normen und Regeln hergestellt werden. Mit Hilfe dieser Schlüsselkategorie wird von verschiedenen Autoren versucht, kollektives Handeln und historische Zeit in die ökonomische Theorie zu integrieren. Die Regulationisten unterscheiden eine Reihe von »institutionellen Formen«, die für die kapitalistische Produktionsweise relevant sind: das Geldverhältnis, das Lohnverhältnis, die Konkurrenzbeziehungen, die internationalen ökonomischen Beziehungen (der Weltmarkt) und, last not least, die Beziehungen zwischen Staat und Ökonomie.

Auf dem Konzept der institutionellen Formen beruht das Konzept der Regulation bzw. der spezifischen »Regulationsweisen«. Damit wird versucht, das jeweilige Umfeld der sozialen Strukturen anzugeben, in dem sich der Akkumulationsprozeß des Kapitals in einer bestimmten Periode vollzieht. Dies Umfeld bestimmt, wie ein möglicher Gleichgewichtspfad der Akkumulation aussehen kann, welche Probleme der Akkumulation sich wie und wann zeigen und zu welchen Formen von ökonomischen Krisen sie führen können. Zu einem solchen, spezifisch bestimmten »Akkumulationsregime« gehören also ihm eigentümliche Krisenprozesse sowie je spezifische Weisen, mit manifesten Krisen umzugehen. Die Unterscheidungen zwischen »extensivem« und »intensivem« Akkumulationsregime (mit oder ohne Massenkonsum), denen die Regulationstheorie ihren Erfolg hauptsächlich verdankt, sind ursprünglich theoretisch gemeint – ähnlich wie die Unterscheidung zwischen »absoluter« und »relativer« Mehrwertproduktion bei Marx (vgl. 68ff.). Faktisch sind sich die meisten Regulationstheoretiker mit Aglietta darin einig, daß Veränderungen der institutionellen Form »Lohnverhältnis«, die sowohl Strukturen des unmittelbaren Produktionsprozesses als auch Arbeitsmarktbeziehungen und Formen der Reproduktion der Arbeitskraft umfaßt, *das* zentrale Moment in allen historischen Strukturveränderungen der kapitalistischen Produktionsweise bilden. Dieser Ansatz unterscheidet sie von früheren Periodisierungsversuchen (vgl. 71f. u.ö.).

Daß die Regulationisten alles andere als eine einheitliche »Schule« bilden, erschwert die Rezeption bzw. fördert einen eklektischen Umgang mit ihren diversen Theorieangeboten. Während sich andere Kommentatoren auf eine »regionale« Einteilung verlegten – so kam Bob Jessop in einem Überblicksartikel (1988) auf nicht weniger als neun regionale »Schulen« –, nimmt Hübner eine theoretisch begründete Einteilung in eine wert- und preistheoretische Variante vor, die sich vor allem in seiner Darstellung der Entwicklung innerhalb der Regulations»theorie« bewährt. Trotz der nahezu unvermeidlichen Verbeugungen vor Agliettas Pionierarbeit sind seine werttheoretischen Fragestellungen und Begründungen mittlerweile aufgegeben

und die von ihm entwickelten Konzepte aus diesem Kontext herausgelöst worden. Diese Abkehr ist von Aglietta selbst befördert worden. M.E. ist das kein Zufall, ist doch Aglietta in seiner Arbeit zur Geldtheorie (*La violence de la monnaie*, mit A. Orlean, 1982) ganz unvermeidlich auf eines der notorischen »politischen« Elemente der Politischen Ökonomie gestoßen: Ohne den Staat lassen sich kapitalistische Geldsysteme nicht erklären; der moderne Staat aber ist ein äußerst sperriges Objekt für werttheoretische Bemühungen. Mit Ausnahme von Alain Lipietz (den Hübner als den »werttheoretischen Nachfolger« von Aglietta bezeichnet [79]) argumentieren die Regulationisten heute »preistheoretisch«, d.h. auf der Ebene der fix und fertigen Marktphänomene. Auf die Entwicklung spezieller »intermediärer Konzepte« wird weithin verzichtet, jeder Bezug auf »allgemeine« ökonomische Gesetze (der kapitalistischen Produktionsweise) aufgegeben. Am prägnantesten wird diese Position von Robert Boyer vertreten. In seinen wie in den Arbeiten vieler anderer reproduziert sich dann auch das altbekannte Dilemma jedes »Institutionalismus«: sie schwanken unentschieden zwischen einer ökonomischen Theorie (=Preistheorie) ohne Institutionen und einer Beschreibung von Institutionen ohne ökonomische Theorie. Für eine ökonomische Theorie *der* Institutionen fehlt ihnen die Grundlage. Zu Recht konstatiert Hübner, daß sich die Regulationisten im Zuge ihrer preistheoretischen Wende mehr und mehr auf bloß deskriptive, empirische Arbeiten verlegt haben (vgl. 79ff., 95ff., 111ff. u.ö.).

Die preistheoretische Wende führt zu dem, was Hübner recht scharf als »Nominalismus« angreift (vgl. 166ff.). Wenn man die werttheoretische Grundlage aufgibt, bleibt kaum etwas anderes als der Vergleich zwischen historischen Konstellationen, die man so, aber auch anders benennen kann. Wer nur noch historische Besonderheiten kennt, kann den Gang der kapitalistischen Entwicklung, die Logik der »Strukturveränderungen« des Kapitalismus nicht mehr erklären. Die Rede von institutionellen Formen, von Regulation und Regulationsweisen verliert jeden präzisen analytischen Sinn, weil die Bezugspunkte fehlen. Hübner hält eine konsistente Verknüpfung des Regulationsansatzes mit der Marxschen Werttheorie durchaus für möglich, betont aber – m.E. sehr zu Recht –, daß nötige theoretische Schritte zur Entwicklung der von Aglietta und Lipietz ursprünglich gemeinten »intermediären« Konzepte noch ausstünden und von einer strengen Reformulierung der Marxschen Werttheorie selbst abhängig seien (vgl. 94f.).

Hübner macht auf einige Schwächen aufmerksam, die den diversen Varianten der Regulations»theorie« gemeinsam sind: ihre überwiegende Orientierung auf den Binnenmarkt, d.h. die von der Weltmarktentwicklung abstrahierende Betrachtung der Verhältnisse einzelner kapitalistischer Länder (vor allem Frankreich) (126ff. u.ö.); ihre Neigung zu heimlicher Gleichgewichtsbetrachtung oder zur nahezu ausschließlichen Konzentration auf die »Stabilisierungsleistungen« ökonomischer Institutionen (vgl. 155ff.); ihre sehr unzureichende Analyse von Krisen- und Transformationsprozessen, die damit zusammenhängt, daß sozial-ökonomische Konflikte sowie die streitenden Konfliktparteien (Klassen oder -fraktionen) nur ad hoc, als exogene Faktoren gelegentlich herangezogen werden, ohne daß die Logiken solcher (Klassen-)Kämpfe näher untersucht werden (vgl. 173ff. u.ö.). Die zentrale Schwäche liegt aber genau dort, wo auch die Ambitionen der Regulationisten am größten sind: Die zentrale Vermittlungskategorie der »institutionellen« oder »strukturellen« Form(en), mit der individuelles ökonomisches Handeln und ökonomische Strukturen (konventionell: Mikro- und Makroebene) verknüpft werden sollen, bleibt blaß und unpräzise. Das gilt für die preistheoretisch argumentierenden Regulationisten ebenso wie für das zusammengeschmolzene Häuflein der Werttheoretiker. Die Preistheoretiker

sammeln einfach alles mögliche unter dem Obertitel »Institutionen«; die Werttheoretiker dagegen nehmen – mal wieder – den alten Marx nicht ernst genug, vor allem seine Einsicht, daß Wertformen »verrückte«, äußerst voraussetzungs- wie folgenreiche Formen sozialer Beziehungen sind. Das zeigt sich, um bei Elementaria zu bleiben, sowohl beim Geld wie bei der Arbeitskraft, ohne die keine kapitalistische Ökonomie auskommen kann, die aber beide keineswegs schlichte »Waren« sind wie andere auch. Es sind fiktive oder Quasi-Waren, die sich auf sehr besonderen, fingierten »Märkten« (Geld- und Kapitalmärkten, Arbeitsmärkten) umtreiben. In dieser Hinsicht können Regulationstheoretiker und solche, die es werden wollen, von einigen Klassikern des Institutionalismus (z.B. von Karl Polanyi) noch einiges lernen.

Michael Krätke (Amsterdam)

Scherrer, Christoph: Im Bann des Fordismus. Die Auto- und Stahlindustrie der USA im internationalen Konkurrenzkampf. Edition Sigma, Berlin 1992 (393 S., br., 44,- DM)

Die Auto- und Stahlindustrie in den USA ist in vielerlei Hinsicht ein geeigneter Gegenstand, um gegenwärtige Strukturveränderungen des Kapitalismus im Rahmen des regulationistischen Ansatzes zu untersuchen. Zum einen »hat die Autoindustrie der fordistischen Phase kapitalistischer Entwicklung nicht nur ihren Namen gegeben, sondern ihre Akteure haben auch wesentlich zur Durchsetzung dieses Vergesellschaftungsmodells beigetragen. Die Formen der Produktionsorganisation, der Marktkontrolle, der industriellen Beziehungen und der Kapitalbeschaffung waren in der Stahlindustrie fast identisch.« (17) Zum anderen »könnte die konkrete Ausformung des US-amerikanischen Anpassungsmodus für die am Weltmarkt beteiligten Nationen von zentraler Bedeutung sein«, da der Weltmarkt auch in Zukunft von der »immer noch immensen Wirtschaftsmacht USA« mitgestaltet wird« (ebd.). Scherrer diskutiert im ersten Teil verschiedene Forschungsansätze und fragt im abschließenden dritten Teil nach dem spezifischen Erkenntnisgewinn des von ihm gewählten Regulationsansatzes. Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung, die den zweiten Teil des Buches einnehmen, lassen sich in drei Thesen zusammenfassen:

1. Der Anpassungsprozeß an die neuen Konkurrenzbedingungen des Weltmarktes vollzog sich in zwei Phasen: Die erste war durch das Bemühen geprägt, innerhalb der bestehenden Regulationsweise der neuen Konkurrenz zu begegnen und – als dies nicht mehr möglich erschien – sich abzuschirmen (340). In der zweiten Phase kam es zu einem Bruch mit den bisherigen Regulationsformen. Im Vordergrund standen zuerst nur distributive Ziele. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre führten Versuche einer wirklichen Neugestaltung der Produktionsorganisation sowie der Beziehungen zu den Beschäftigten und den Zulieferern zu einem Nebeneinander von verschiedenen Produktionskonzepten (»Retrenchment«, »rigide Spezialisierung«, »Neo-Fordismus« sowie »Toyotismus«) und von Regulationsformen des Lohnverhältnisses, die von erweiterten Partizipationsmöglichkeiten bis zur gänzlichen Ausschaltung gewerkschaftlicher Vertretung reichten (324f.). »Seit Anfang der 90er Jahre zeichnet sich eine dritte Phase ab, in der beide Industriebranchen Auto- und Stahlindustrie in die Hände japanischer Konzerne zu fallen drohen, falls die Übernahme japanischer Methoden nicht rasch genug gelingt.« (345)

2. Die Anpassungsstrategie des Managements durchlief zwei Phasen: Eine primär offensive (Beseitigung der Kontrolle der ArbeiterInnen über ihre Arbeit, Steuerreform) und eine primär defensive Phase (Handelsprotektionismus, Entkapitalisierung, Diversifikation). Die Offensive scheiterte sowohl an den in einer Regulationsweise verdichteten Kräfteverhältnissen als auch am Festhalten an traditionellen

Rationalisierungskonzepten. Die defensive Phase ermöglichte zwar eine Wiederherstellung der Profitabilität, führte aber letztlich zu einem drastischeren Kriseneinbruch. Diese auch monetär verursachte Krise konnte jedoch genutzt werden, um aus dem Korsett der bisherigen Regulationsformen auszubrechen (171f.).

3. Die Übernahme japanischer Methoden (»Toyotismus«) steht vor einigen Schwierigkeiten: a) der Abkehr vom noch fest institutionell sowie individuell verankerten Taylorismus (327); b) »setzt das *Lean*-Produktionssystem des *Toyotismus* ... eine sichere, vorhersehbare Umwelt voraus, da es keine Lagerhaltung für unvorhersehbare Störungen gibt« (328); und c) »hängt die Durchsetzung des *Toyotismus* von der Qualifikation der Beschäftigten ab« (ebd.). Die Qualifikationsanstrengungen der US-Konzerne bleiben weit hinter den Ankündigungen zurück. Hier zeitigte der »Sieg« der Industrie gegen den Staat besonders fatale Konsequenzen.

Die untersuchten Branchen zumindest bestätigen, daß ihre Wettbewerbsschwäche nicht bloß eine »zeitlose« Frage der Lohnhöhe (Neoklassik), des Wechselkurses (keynesianischer Internationalismus) oder der Machtbeziehungen ist, wie der von Scherrer besonders berücksichtigte »Social-Structure of Accumulation (SSA)«-Ansatz annimmt. Die Konkurrenzschwäche ist das Ergebnis der Entfaltung immanenter Widersprüche verstetigter Handlungsweisen, die sich zum fordistischen Akkumulationsregime verdichtet hatten. Ebenso zeigt Scherrer, »daß einzelne Regulationsformen diese Regimes nicht willkürlich veränderbar sind und daß eine partielle Veränderung der Regulationsweise für eine neue stabile Akkumulationsdynamik nicht hinreichend ist« (348). Gegenüber den Anfängen der Regulationsschule um Michel Aglietta hat Scherrer die Internationalisierungsprozesse nicht vernachlässigt. Für die von ihm untersuchten Branchen gilt, »daß ihr Krisenverlauf ganz wesentlich durch den Weltmarkt geprägt wurde« (349). Weiter gelang es Scherrer, den Regulationsansatz für eine umfassendere Gesellschaftsanalyse fruchtbar zu machen; er ist nicht den aktuellen Tendenzen der französischen Regulationisten (Boyer, Coriat, Mistral) gefolgt, die sich nur noch mit den Bedingungen einer erfolgreichen Kapitalakkumulation beschäftigen. »Die Offenheit des Regulationsansatzes kann jedoch auch zu unbegründeten Spekulationen über zukünftige Gesellschaftsformationen verleiten.« (351) Damit bezieht sich Scherrer kritisch auf die Postfordismus-Debatte um Joachim Hirsch, Roland Roth, Jürgen Häusler u.a., die angesichts der »Lean-Production«-Diskussionen wieder aktuell ist. Das Ergebnis seiner Studie für die Postfordismus-Debatte faßt er in drei Punkten zusammen: 1. »Für die nachhaltige Stabilisierung eines Akkumulationsregimes müssen die 'exoterischen' Austauschrelationen weitgehend den Wertverhältnissen auf der 'esoterischen' Ebene entsprechen.« 2. »Die nationalspezifische Ausprägung des Fordismus ist von großer Bedeutung für die Art und Weise seiner Überwindung.« 3. »Bei voreiligen Trendfestlegungen ist Vorsicht geboten. In nur kurzer Zeit haben sich in den hier untersuchten Branchen zunächst erfolgversprechende Akkumulationsstrategien als Sackgassen erwiesen.« (Ebd.)

Raymond Dettwiler (Basel)

Muster, Manfred, und Udo Richter (Hrsg.): Mit Vollgas in den Stau. Automobilproduktion, Unternehmensstrategien und die Perspektiven eines ökologischen Verkehrssystems. VSA-Verlag, Hamburg 1990 (217 S., br., 29,80 DM)

Der Band liefert nicht nur zu all den ökologischen und sozialen Folgeschäden des Verkehrssystems Auto eher bekannte Daten, Fakten und Zahlen (vor allem 149ff.), sondern ist auch für Kenner auf Grund einiger anderer Aspekte interessant. Die Herausgeber und die meisten anderen Autoren sind Gewerkschaftsfunktionäre, die in Automobilkonzernen oder bei den Fachabteilungen der betroffenen Gewerkschaften

arbeiten. Ihre kritische Herangehensweise an das Thema verwundert, da ihre Arbeitsplätze von dem geforderten ökologie- und sozialverträglichen Umbau des Gesamtverkehrssystems (204ff.) konkret betroffen wären. Es ist noch nicht allzu lange her, da demonstrierten Gewerkschaftler u.a. für Atomkraftwerke oder waren unkritisch gegenüber Rüstungsproduktionen, wenn Arbeitsplätze auch nur potentiell gefährdet erschienen. Die kritische Thematisierung des automobilen Massenverkehrs durch Gewerkschaftler und nicht nur durch links-grüne Akademiker erhöht die Chancen einer politischen Durchsetzung alternativer Verkehrskonzepte: Ein Diskussionspapier des IG Metall-Vorstandes fordert als Maßnahmen zur Ökologisierung des Gesamtverkehrssystems z.B. eine »Automobilproduktion ohne Gift- und Schadstoffe« (Ersetzung von asbest-, schwermetall- oder lösungsmittelhaltigen Arbeitsstoffen durch ökologie- und gesundheitsverträglichere Stoffe), die Senkung des Rohstoffverbrauchs durch Recycling der Alttautos (Rücknahmegarantie), weitere technische und ordnungspolitische Anstrengungen, um »Emissionen und Energieverbrauch beim Autofahren« zu reduzieren (Katalysator, Senkung des Treibstoffverbrauchs, Entwicklung neuer Antriebskonzepte auf Basis solar gewonnenen Wasserstoffes, Geschwindigkeitsbeschränkungen etc.) sowie insgesamt den Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs (204ff.).

Interessant erscheint das Buch auch, weil es (in den ersten drei Teilen) sehr informative, quasi von Insidern geschriebene Einblicke in den technisch-ökonomischen sowie arbeitsorganisatorischen Entwicklungsstand und die sich abzeichnenden Entwicklungsperspektiven der Automobilindustrie liefert. Es verbindet damit die Ökologie- mit der Modernisierungsdiskussion. Zu den Entwicklungsperspektiven gehören z.B. Standortstrategien der großen Automobilkonzerne zur Umgehung nationaler Handelsschranken via Internationalisierung der Produktion bzw. internationale Verbundproduktion (z.B. Toyota in den USA, VW in Mexico) (13ff.), Produktdiversifizierung (z.B. Mercedes-Benz; 38ff.), Versuche zur Eroberung der neuen Märkte im Osten (46ff.) und der immer schärfere Konkurrenzkampf um neue Produkt- und vor allem Produktionskonzepte (vom Fordismus zum Toyotismus; 53ff.). Diese neuen Produktionskonzepte reichen von rein kapitalorientierten, menschliche Arbeitskraft noch intensiver als durch das Fließband ausbeutenden Produktionskonzepten, wie eben bei Toyota, bis hin zu eher arbeitnehmerfreundlichen Konzepten von teilautonomer, selbstgesteuerter Gruppenarbeit (z.B. bei Volvo; 88ff.). Hervorragend ist Ulrich Jürgens Darstellung der neuen Produktionskonzepte (54ff. und bes. 64ff.). Wer wissen will, was kapitalorientierte Teamarbeit von arbeitnehmerorientierter Gruppenarbeit unterscheidet, was just-in-time-production ist oder was es mit den japanischen Worten Muda, Kanban oder Kaizen auf sich hat, der möge dort nachlesen (zur Team- bzw. Gruppenarbeit auch Muster, 108ff.). Der Band ist schließlich auch deswegen interessant, weil mit der Automobilindustrie die Entwicklungsperspektiven des Industrialismus insgesamt angesprochen werden. Die Modernisierung des Industrialismus (vom Fordismus zum Post-Fordismus bzw. Toyotismus) wurde bzw. wird wesentlich in der Automobilindustrie vorexerziert – und womöglich in Zukunft auch seine Ökologisierung. Egbert Scheunemann (Hamburg)

Priewe, Jan, und Rudolf Hickel: Der Preis der Einheit. Bilanz und Perspektiven der deutschen Vereinigung. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1991 (284 S., br., 14,80 DM)

Den beiden langjährigen Mitautoren der Memoranden für alternative Wirtschaftspolitik gelingt ein kohärentes Gesamtbild der wirtschaftlichen Lage bis Oktober 1991,

das auch für Laien verständlich ist. Dabei werden die unterschiedlichen Bereiche der Transformationskrise übersichtlich und mit zahlreichen Grafiken und Tabellen dargestellt: von der Entindustrialisierung und Massenarbeitslosigkeit über die Potentiale für eine Überwindung der Krise, die unzureichenden Maßnahmen und Fehleinschätzungen der Bundesregierung und der Treuhand bis zu den konkreten Etappen des Transformationsprozesses; auch eine Bestandsaufnahme der ökologischen Erblasten und eine Übersicht über die völlig ungenügenden umweltpolitischen Maßnahmen der Bundesregierung fehlt nicht.

Die Kritik richtet sich gegen die Bundesregierung, welche die zu erwartende Krise völlig unterschätzte: Als Folge der Währungsunion mußten nahezu alle Teile der bisher von der Weltmarktkonkurrenz abgeschotteten Produktion zusammenbrechen. Die Autoren zeigen, daß »durch die Umstellung auf D-Mark die bisherige Ost-Mark um mehr als 300 % aufgewertet (wurde). Auch ein einigermaßen stabiles Land in Westeuropa wäre durch diesen Aufwertungsschock in eine tiefe Anpassungskrise abgestürzt« (79, vgl. 58). Gegen die Träume von »Dritten-Weg«-Strategien für die DDR machen sie zu Recht geltend, daß auch solche Strategien die doppelte Aufgabe hätten lösen müssen, »die Altlasten des DDR-Wirtschaftssystems abzubauen und gleichzeitig neue ökonomische Strukturen aufzubauen« (75). Angesichts des Zusammenbruchs des RGW hätten auch sie eine neue Weltmarktintegration entwickeln müssen, jedoch ohne in gleichem Maße auf Finanztransfers aus dem Westen zurückgreifen zu können. Umbaustrategien in Stufen ließen sich zwar – auch gegen einige Einwände der Autoren – ökonomietheoretisch gut begründen. Politisch mußten sie jedoch an der Erwartungshaltung scheitern, mit der DM auch den westdeutschen Wohlstand mitgeliefert zu bekommen. Die Verweigerungshaltung galt nicht nur dem alten System, sondern auch seiner Währung. »Eine Währung ohne Vertrauen hat letztlich keine Überlebenschance. Die Kosten, sie künstlich am Leben zu halten, sind viel zu hoch.« (89).

Es blieb also nur die Möglichkeit, aktiv gegensteuernde Konzepte zu entwickeln, wozu die Bundesregierung jedoch in keiner Weise in der Lage war. An dieser Stelle hätte man sich zumindest den Hinweis gewünscht, daß diese Unfähigkeit dem marktliberalen Credo und den Interessengrundlagen ihrer Politik entsprach. Ebenso hätte die Frage eine eingehende Behandlung verdient, warum auch die SPD keine alternativen Konzepte vorweisen konnte, sondern die Illusion mitschürte, das alte »Modell Westdeutschland« auf die Ex-DDR übertragen zu können – ist doch auch sie einer Wachstumsorientierung verpflichtet, deren externalisierte ökologische und soziale Folgekosten immer höher werden und von der immer weniger profitieren. Priewe/Hickels Entwürfe von mittelfristigen Entwicklungsszenarien legen nahe, daß sich dieser Prozeß nach der Vereinigung noch verschärfen wird. Sie haben berechnet, daß jährlich etwa 200 Milliarden DM an Investitionen in den neuen Ländern notwendig wären, wenn diese bis zum Jahr 2000 das Niveau des Jahres 1991 in den Altländern erreichen wollen. Wird das Wachstum des Sozialprodukts in den Altländern bis zum Jahr 2000 mitberücksichtigt, »dann wäre in den neuen Bundesländern ein jährliches Wachstum des BSP (je Einwohner) von real 15,8 Prozent notwendig. Zum Vergleich: Das sogenannte Wirtschaftswunder der 50er Jahre bescherte der Bundesrepublik ein jährliches Wachstum von 'nur' 7,9 Prozent.« (124) Daraus folgern sie: »Ein ostdeutsches Wachstumswunder nach der Schablone der 50er Jahre (West) ist ökonomisch illusionär und ökologisch nicht verantwortbar.« (228)

Für realistischer halten die Autoren ein Szenario, das von einem anhaltenden West-Ost-Wirtschaftsgefälle ausgeht: Wenigen exportorientierten Produktionsinseln, gleichsam Kathedralen in der Wüste, steht »defensive Sanierung« (228) weniger

verbleibender Industriebetriebe gegenüber, deren Produktpalette auf die Ergänzung der Produktpalette des Westinvestors ausgerichtet und extrem geschmälert wird. Modernisiert werden dann nur die Produktionsverfahren. Ostdeutschland bleibt auf lange Sicht eine »fiskalisch unselbständige Region« (229). Diese Abhängigkeit minimiert auch die alternativen politischen Entwicklungschancen. Schon deswegen muß auch eine Umbaustrategie berücksichtigen, daß »keine Region nur von Dienstleistungen« (205ff.) leben kann, daß auch eine zukunftsträgigere, d.h. die endogenen Potentiale besser ausnützende und regionale Verflechtungen fördernde sowie umweltverträglichere Entwicklungsalternative auf Re-Industrialisierung nicht verzichten kann.

Die Vorschläge zur regionalen Strukturpolitik sind daran ausgerichtet, daß an die Stelle der Subventionierung der Investitionen »die *Subventionierung der Schaffung (besetzter) Arbeitsplätze* treten« (262) sollte, z.B. mit Hilfe von *local content*-Klauseln. Außerdem bringen die Autoren Investitionslenkung wieder in die Debatte: Alle Unternehmen des verarbeitenden Gewerbes mit mehr als 200 Beschäftigten in den Altbundesländern hätten, gegebenenfalls sektoral differenziert, eine Investitionshilfeabgabe proportional zu den im Westen vorhandenen Arbeitsplätzen zu zahlen, mit der ostdeutsches Gewerbe am besten dezentral projektorientiert gefördert werden sollte. Leider werden die vorgeschlagenen Instrumente des Umbaus, die auch ein Finanzierungsmodell einschließen, nicht systematisch am ökologischen Anspruch gemessen; teilweise stehen sie sogar einer selektiven, auf größere Umweltverträglichkeit orientierten und Umweltindustrien bewußt fördernden Entwicklung entgegen. So würden Lohnkostensubventionen als Gießkannensubventionen (die überdies zu Mitnahmeeffekten einladen würden) die Ex-DDR noch weiter zum Standort wenig entwickelter, lohnintensiver Massenindustriegüterproduktionen machen. Die Fixierung auf ökologisch problematische und ökonomisch relativ veraltete Produktionen würde dadurch weiter bestärkt. Ebenso problematisch ist die Forderung nach Investivlöhnen, weil sie die Höhe des Arbeitseinkommens an gelungene industrialistische Wachstumsprozesse bindet. Die ArbeitnehmerInnen würden hier womöglich zu scharfen Lobbyisten einer überkommenen und ökologisch unverantwortlichen Industriestruktur gemacht. Außerdem wären solche Mitarbeiteraktien ohne reale unternehmenspolitische Einfluß- und Demokratisierungsoption eine Farce. Auch die Kritik an der Wachstumsorientierung gerät eher zum Lippenbekenntnis, wenn gleichzeitig konstatiert wird, daß mit der Einführung der DM das »Modell Westdeutschland ... unverrückbares Referenzsystem der ostdeutschen Entwicklung« (116) geworden sei und damit Spielräume zur Einleitung eines ökologischen Umbaus aus dem Blick geraten. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als »die verteilungspolitischen Chancen, die Transformation der ostdeutschen Wirtschaft ... voranzutreiben« als »entscheidend von der Wachstumsstabilität Westdeutschlands« abhängig zu betrachten, wie Hickel in den *Blättern für dt. und internat. Politik* (1992, 455) schreibt, und der Wachstumsorientierung so wieder programmatischen Stellenwert zuzuweisen.

Matthias Oberg (Berlin)

Verfasser /innen

A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften V: Veröffentlichungen

Alkemeyer, Thomas, 1955; Wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin. V: *Opfer und Gewalt im Ritual der Olympischen Spiele von 1936* (1988); *Aspekte einer zukünftigen Anthropologie des Sports* (Mithrsg., 1991). A: Sozialgeschichte des Körpers; Körper-Inszenierungen im Faschismus. M: GEW

Bialas, Wolfgang: siehe *Argument* 191

Bohlender, Matthias, 1964; Doktorand an der Univ. Frankfurt/Main. A: Politische Theorie, Wissenschaftsgeschichte und -theorie, Rhetorik und Sprachphilosophie

Burger, Oswald, 1949; Berufsschullehrer, Historiker. A: Geschichte, Philosophie

Chassé, Karl August, 1948; Dr.phil., Dipl.-Päd., Wiss. Mitarbeiter an der Univ. Trier. V: *Armut nach dem Wirtschaftswunder* (1988); *Wöhnhaft* (Mithrsg., 1988). A: Armut, Sozialarbeit und gesellschaftlicher Wandel

Detwiler, Raymond, 1965; Studium der Soziologie, Wirtschaftswissenschaft und Ethnologie an der Univ. Basel und Zürich. A: Regulationstheorie, neue soziale Bewegungen

Dohmen, Matthias, 1947; M.A., freier Journalist. A: Wirtschaftspolitik, Zeitgeschichte, Sport

Ehrich, Ute, 1960; Dipl.-Soziologin, Promovendin der Hans-Böckler-Stiftung

Engel, Ulrich, 1961; Dipl.-Theol., Mitglied des Dominikanerordens, z.Zt. Promotion an der Univ. Fribourg (Schweiz) zum Thema »Die 'Ästhetik des Widerstands' von Peter Weiss theologisch rezipiert«. V: *Hölle und Himmel ohne Gott. »Die Ermittlung« von Peter Weiss* (1991); *Geschichte der Sieger oder der Opfer? Picassos »Guernica« und der Spanische Bürgerkrieg in der Rezeption von Peter Weiss* (1992)

Erb, Elke: siehe *Argument* 193

Feldmann, Carsten, 1962; M.A. A: Moderne französische Literatur, Phänomenologie

Ferguson, Kathy E., Prof. f. Frauenstudien und politische Wissenschaft an der Univ. von Hawaii. V: *Self Society and Womankind: The Dialectic of Liberation* (1980); *The Feminist Case against Bureaucracy* (1984); *Reversal and Its Discontents: The Man Question* (1992). A: Wissen, Politik und Subjektivität in der feministischen Theorie

Franck, Norbert, 1950; Dr.phil. V: *Schulperspektiven*, AS 148 (Mithrsg., 1987); *Schreiben wie ein Profi* (1990). A: Bildungstheorie und -geschichte. M: IG Medien

Friederich, Thomas, 1959; M.A., Bibliotheksangestellter. V: *Deutsche Philosophen 1933*, AS 165 (Mitautor)

Ghisu, Sebastiano: siehe *Argument* 194

Godfrey, Andy; M.A., Wiss. Mitarb. (Rundfunk) und Lehrerin für Kommunikation in Sydney (Australien) und Sprachlehrerin in Hamburg. M: GEW

Gmelch, Andreas, 1944; Dr.phil., Dipl.-Päd., Dozent für Didaktik der Arbeitslehre an der Univ. Bamberg. V: *Der qualifizierende Abschluß der Hauptschule als bildungsökonomisches und pädagogisches Problem* (1979); *Erfahrungs- und handlungsorientiertes Lernen* (1987)

Grode, Walter: siehe *Argument* 191

Haug, Frigga: siehe *Argument* 193

Hoffmann, Bert, 1966; Dipl.-Pol., freier Journalist, Redaktionsmitglied der *Lateinamerika Nachrichten*. V: *Lateinamerika-Jahrbuch* (Mithrsg.)

Honold, Alexander: siehe *Argument* 193

Jung, Werner, 1955; Dr.phil. V: *Georg Lukács* (1989); *Karl Otten: Das tägliche Gesicht der Zeit* (Mithrsg., 1989). A: Frühaufklärung, Georg Simmel, Literatur und Alltag

Krätker, Michael: siehe *Argument* 195

Külow, Volker, 1960; Dr.phil., Wiss. Ass. am Fachbereich Geschichte der Univ. Leipzig. A: MEGA, Geschichte der Marx-Engels-Forschung, Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung

Lauschke, Karl, 1950; Dr.phil. A: Geschichte der Arbeiterbewegung, Sozialgeschichte

Löser, Christian: siehe *Argument* 195

Lüders, Christian, 1953; Dr.phil., Hochschulass. an der Univ. der Bundeswehr/München. V: *Der wissenschaftlich ausgebildete Praktiker* (1989). A: Sozialpädagogik, Wissenschaftsforschung, Verwendungsforschung, qualitative Sozialforschung

Mehtonen, Lauri, 1945; Phil.lic., Lektor für Sozialphilosophie an der Univ. Tampere (Finnland). V: »Von der 'Grundfrage der Philosophie' zur Philosophie als 'Ideologische Macht'«, in: *Argument* 137 (1983). A: Sinnlichkeit, schottische und deutsche Kulturtheorien des 18. Jahrhunderts

Menzer, Ursula, 1950; Dr.phil., Philosophin, Beraterin für Frauenförderung. V: *Philosophinnen. Von Wegen ins 3. Jahrtausend* (Mithrsg., 1982); *Subjektive und objektive Kultur. Georg Simmels Philosophie der Geschlechter vor dem Hintergrund seines Kulturbegriffs* (1990)

Nolte, Hans-Heinrich: siehe *Argument* 193

Oberg, Mathias: siehe *Argument* 193

Philipp, Michael, 1962; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter der Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur an der Univ. Hamburg. V: *Gurs – ein Internierungslager in Südfrankreich 1939-1943. Literarische Zeugnisse, Briefe, Berichte* (1991)

Preuss-Lausitz, Ulf, 1940; Prof. f. Erziehungswiss. an der TU Berlin. V: *Fördern ohne Sonderschule* (1981); *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder* (Hrsg., 1983); *Den Kindern des Jahrhunderts. Zur Schulpädagogik der Vielfalt* (1993)

Rapmund, Antje, 1958; Dipl.phil., Aspirantin an der Humboldt-Universität Berlin, Redaktionssekretärin des *Argument* und Mitglied der Frauenredaktion. A: Faschistische Okkupationspolitik, Bibliotheksgeschichte

Richter, Mathias: siehe *Argument* 193

Rothfield, Philipa, 1957; Ph.D., Lecturer in Philosophy an der La Trobe Univ. Bundoora (Australien). V: »Alternative Epistemologies, Politics and Feminism«, in: *Social Analysis* (1992); *Displacing the Analytic Mise-en-scène, Jurisprudence and Feminism*. A: Feministische Theorie, Philosophie des Körpers

Scheunemann, Egbert, 1958; Dr.phil., freier Sozialwissenschaftler, freier Musiker. V: *Ökologisch-Humane Wirtschaftsdemokratie* (1990)

Schölzel, Arnold: siehe *Argument* 192

Schubert, Völker, 1952; Dr.phil., Lehrbeauftragter an der Univ. Marburg. V: *Die Inszenierung der Harmonie. Erziehung und Gesellschaft in Japan* (1992); *Identität, individuelle Reproduktion und Bildung* (1984). A: Bildungstheorie, vergleichende Sozialisationsforschung

Seifert, Ruth, 1951; B.A., M.A., Wiss. Angestellte am Sozialwiss. Inst. der Bundeswehr München. V: *Disziplinarvorgesetzte zwischen Recht und Disziplin* (1991); »Feministische Theorie und Militärsoziologie«, in *Argument* 190 (1991). A: Militär- und Berufssoziologie, feminist. Theorie/Frauenforschung. M: Frauenakademie München

Showalter, Elaine, 1941; Prof. am Department of English an der Princeton Univ. New Jersey (USA). V: *Sexual Anarchy* (1990); *Sister's Choice* (1991)

Weber, Thomas, 1954; Redakteur des *Argument*. V: *Deutsche Philosophen 1933*, AS 165 (Mitarbeiter, 1989). A: Philosophie im Faschismus

Wedel, Michael: siehe *Argument* 193

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

34. Jahrgang

Nr. 191-196

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1990/91 geschrieben unter anderen

Günther Anders, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Irene Dölling, André Gunder Frank, Ehrenfried Galander, Stuart Hall, Gisela Hänel-Ossorio, Brigitte Hansen, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Frederic Jameson, Jürgen Jünger, Pierre Juquin, Mary Kaldor, Wilhelm Kempf, Helga Königsdorf, Stefan Krätke, Ingrid Kurz-Scherf, Georges Labica, Gabi Lindner, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Mary McIntosh, Steffen Mensching, Ina Merkel, Matthias Morgenstern, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Christina Schenk, Michael Schneider, Klaus Segbers, Anne Showstack Sasson, Dorothee Sölle, David Tetzlaff, Bernd Jürgen Warneken, Sieglinde von Wasielewski, Anja Weberling, Inge Wettig-Danielmeier, Paul Willis, Susan Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Rätzl, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Ingeborg Musold, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert, Eva Stähler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1992 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20. Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Umschlag: Johannes Nawrath. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108, Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BfZ 100 101 11. Satz: Comptext, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorials

Editorial	191/ 1
Editorial	192/163
Nachruf auf Jutta Kolkenbrock-Netz (<i>Jürgen Link</i>)	192/166
Editorial	193/327
Editorial	194/491
An Günther Anders zum 90. Geburtstag	194/495
Editorial	195/657
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Erinnerung an Josef Schleifstein	195/661
Editorial	196/823

Literarische Texte

<i>Eduardo Galeano</i> : Paradoxien	191/ 6
<i>Peter Weiss</i> : Marx besucht Hölderlin	192/169
<i>Elke Erb</i> : Beginnen, Gewinnen oder Die Autorität und das Grauen	193/332
<i>Ruth Rehmann</i> : Schriftsteller 1990	194/497
<i>Helga Königsdorf</i> : Wer irrt	195/660
<i>Elke Erb</i> : Geradeaus	196/828

Nachrichten aus dem Patriarchat

Zwei Männer führen ein Paargespräch	193/332
Die beiden Salzstreuer	194/499
Demokratie mit Herz	194/499
Arbeitsteilung	195/663
Die Bar	195/663
Nobelpreis für Apologie der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung	196/827

Aufsätze

<i>Ursula Apitzsch</i> : Antonio Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus	191/ 53
<i>Georg Auernheimer</i> : Universelle Rechtsansprüche und die Anerkennung kultureller Differenz – ein Antagonismus?	195/666
<i>Étienne Balibar</i> : Europa nach dem Kommunismus	191/ 7
<i>Brita Baume</i> : »Um uns der zarte Irrsinn des Alltags«. Zur Literatur junger DDR-Autorinnen	193/379
<i>Hanna Behrend</i> : Ein Werkzeug der Guisen, ein keckentschlossener Schwärmer? Zum Feldzug gegen Heinrich Fink	191/107
<i>Armin Bernhard</i> : »Wir hatten stammelnd begonnen.« Die »Ästhetik des Widerstands« als Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung	192/191
<i>Klaus Briegleb</i> : Widerstand als tätige Erinnerung: Uwe Johnson und Peter Weiss	192/205
<i>Andrea Catone</i> : Der Begriff der Zivilgesellschaft in der Literatur der Perestrojka	193/420
<i>Jens-F. Dwars</i> : Archäologie der Befreiung. Zu Welschs postmoderner Lesart der »Ästhetik des Widerstands«	192/179
<i>Kathy E. Ferguson</i> : Politischer Feminismus und Dekonstruktionstheorien	196/873
<i>Helmut Fleischer</i> : Lebendiges und Totes im Denken von Karl Marx	194/501
<i>Clara Gallini</i> : Gefährliche Spiele. Symbolisch praktizierter Rassismus in der italienischen Popularkultur	191/ 67
<i>Jana Gohrlich</i> : Im Schnittpunkt der Kulturen: Lyrik schwarzer Frauen in Großbritannien	193/373
<i>Pablo González Casanova</i> : An Kuba denken	192/235

<i>Walter Gröde</i> : Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion. Rassenideologische Destruktion und »traditionelle« Herrschaftskonzepte auf dem Höhepunkt faschistischer Vernichtungskraft	191/ 99
<i>Frigga Haug</i> : Feministische Literatur als Arbeit mit weiblichen Erfahrungen	193/337
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Zur Dialektik des Anti-Rassismus. Erkundungen auf einem Feld voller Fallstricke	191/ 27
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Sechs vorläufige Nachsätze [zur Anti-Rassismus Methodendiskussion]	195/761
<i>Kornelia Hauser</i> : Castor – die Lebensgeschichte eines feministischen Bibers. Deirdre Bair über Simone de Beauvoir	191/ 91
<i>Kornelia Hauser</i> : DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis	192/243
<i>Kornelia Hauser</i> : Das Patriarchat muß verlernt werden – auch im Sexuellen. Sex und Persönlichkeitsentwicklung bei Marge Piercy	193/351
<i>Wilhelm Heitmeyer</i> : Die Gefahren eines »schwärmerischen Antirassismus«. Zur Notwendigkeit einer differenzierten Begriffsverwendung und einer multikulturellen Konfliktforschung	195/675
<i>Joke Hermes</i> : Vergnügen oder Aufklärung? Sexualität in lesbischen Liebesromanen	193/389
<i>Bert Hoffmann</i> : Kuba: Nicht Modell, Tragödie. Der bittere Geschmack des Cuba libre jenseits der Hotelbar	196/905
<i>Alexander Honold</i> : »Die Geschichte eines Landvermessers«. Lesespuren in Peter Weiss' Ästhetik	193/403
<i>Margret Jäger und Siegfried Jäger</i> : Rassistische Alltagsdiskurse. Zum Stellenwert empirischer Untersuchungen	195/685
<i>Fredric Jameson</i> : Spätkapitalismus als Problematik des real existierenden Marxismus	194/519
<i>Peter Jehle</i> : Was wird aus dem DDR-Projekt eines »Historischen Wörterbuchs ästhetischer Grundbegriffe«?	194/551
<i>Eva Kaufmann</i> : Zur Verleihung des Feuchtwanger-Preises an Brigitte Strzyk	192/239
<i>Wolfgang Kowalsky</i> : Moralisierender Anti-Rassismus	195/695
<i>Volker Külow</i> : David Rjasanow – mit Marx gegen Stalin	196/897
<i>Thomas Laugstien</i> : Eine enzyklopädische Metamorphose des Marxismus-Leninismus? Zu Sandkühlers philosophischem Wörterbuch	194/529
<i>Rudolf Leiprecht</i> : Auf der Suche nach Begriffen für eine antirassistische Arbeit	195/703
<i>Jürgen Link</i> : Normalismus und Neorassismus. Thesen auf diskurstheoretischer Basis	195/714
<i>Michael Löwy</i> : Benjamins Marxismus	194/557
<i>Norbert Mecklenburg</i> : »Märchen vom unfremden Leben«. Uwe Johnson und der Sozialismus	192/219
<i>Ulrich Mehlert</i> : Der ausgeblendete Krieg. Eine Spurensuche in Neuerscheinungen zu Golfkrieg und Nahost	192/268
<i>Jost Müller</i> : Rassismus und Nationalismus der »Neuen Rechten« in der Bundesrepublik ...	195/723
<i>Ludmilla Nikititsch</i> : Gramscis »Gefängnishefte« und die Kritik des Stalinismus	193/427
<i>Hans-Heinrich Nolte</i> : Innere Peripherien im modernen Weltssystem und die Zukunft Ostdeutschlands	196/887
<i>Ute Osterkamp</i> : Antirassismus: Weitere Fallstricke und Problematisierungen	195/733
<i>Ursula Püschel</i> : Der hauchdünne Abstand zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Über Nawel el Saadawi	193/359
<i>Nora Rätzfel</i> : Anmerkungen zur Debatte um die Migrationspolitik	191/ 85
<i>Nora Rätzfel</i> : Zivilgesellschaft und Einwanderung. Wider das dichotomische Denken	195/747
<i>Jan Rehmann</i> : Kuba soll leben, damit es sich verändern kann	193/433
<i>Philipp Rothfeld</i> : Subjektivität, Erfahrung, Körperlichkeit	196/831
<i>Salman Rushdie</i> : Attenboroughs Gandhi	191/ 63
<i>Klaus R. Scherpe</i> : Vernunft und Terror. Peter Weiss' Schreckbilder politischer Gewalt	192/171
<i>Norbert Schmacke</i> : Die Beschwörung von Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen. Zur Kontinuität der Ausgrenzung chronisch Kranker	192/254
<i>Anna Schwarz</i> : Gramscis Zivilgesellschaft und die Analyse der Umbruchsprozesse in der DDR	193/415
<i>Ruth Seifert</i> : Männlichkeitskonstruktion: Das Militär als diskursive Macht	196/859
<i>Elaine Showalter</i> : Frauen – Männer – Texte. »Geschlecht« in der Literaturwissenschaft ...	196/849
<i>Arim Soares do Bem</i> : Kreuzberger Jugendliche zwischen Revolte und Autoritarismus	191/ 79
<i>Ernst Tugendhat</i> : Heidegger und Bergson über die Zeit	194/573

<i>Renate Wahsner</i> : Was bleibt von Engels' Konzept einer Dialektik der Natur?	194/563
<i>Susan Willis</i> : Körperarbeit	194/585
<i>Erich Wulff</i> : Notiz zur Konstruktion von »Rassismus«	195/757
<i>Brigitte Young</i> : Die Entscheidung für Wüstensturm. Die Rationalität der Befehlshaber	192/278

Dokumentation

Die MEGA wird fortgesetzt	192/282
Internationale Peter-Weiss-Gesellschaft (IPWG)	193/371
Zur Einführung eines Straftatbestandes »Sexueller Mißbrauch von Jugendlichen«	193/438
Gesetzentwurf zum Schwangerschaftsabbruch	193/442

Kongreßberichte

Rosa Luxemburg in Tokio. Internationales Rosa-Luxemburg-Symposium in Tokio, 2.-4.11.1991 (<i>K. Kauser</i>)	191/113
Demokratie und Sozialismus. 4. Tübinger Ernst-Bloch-Tage, 8.-10.11.1991 (<i>J. Heintges</i>)	191/115
Integration Europas – friedensfähig oder patriarchal? Erstes Symposium des Netzwerks Friedensforscherinnen in Arnoldshain, 13.-15.12.1991 (<i>H.M. Mader</i>)	194/599
Zukunft ohne Diskriminierung? VI. Symposium der Internationalen Assoziation der Philosophinnen (IAPh) in Amsterdam, 22.-25.4.1992 (<i>A. Krebs</i>)	194/598
Literatur, Ästhetik, Geschichte – Das literarische Werk von Peter Weiss. Internationales Kolloquium in Nancy, 15./16.5.1992 (<i>M. Hofmann</i>)	195/763
Wie bedingen sich Arbeit, Technik und Beruf im industriellen Prozeß? Tagung im DGB-Bildungszentrum Hattingen, 25.-27.5.1992 (<i>E. Krebs</i>)	195/764
Internationaler Kongreß zum 100. Geburtstag Walter Benjamins in Osnabrück, 8.-12.6.1992 (<i>R. Markner</i>)	194/597
Sozialismus: Das Ende einer Utopie? Internationale Konferenz in Luxemburg, 18./19.9.1992 (<i>H.-H. Nolte</i>)	196/912
Gestaltungen richtigen Lebens: europäische und außereuropäische Modelle. 38. Tagung der Philosophischen Arbeitsgemeinschaft Walberberg, 28.9.-9.10.1992 (<i>U. Engel</i>)	196/916
7. Jahreskonferenz des Europäischen Forums Sozialistischer Feministinnen in Ostende, 2.-4.10.1992 (<i>A. Godfrey</i>)	196/917
Bloch? 5. Tübinger Ernst-Bloch-Tage, 2.-4.10.1992 (<i>M. Richter</i>)	196/914
From New World to New Order. 1992 Midwest Radical Scholars and Activists Conference in Chicago, 23.-25.10.1992 (<i>F.Haug</i>)	196/911

Besprechungen

Philosophie

<i>Bair, Deirdre</i> : Simone de Beauvoir (<i>K. Hauser</i>)	191/ 91
<i>Barck, Karlheinz, Martin Fontius und Wolfgang Thierse</i> (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe. Studien zu einem historischen Wörterbuch (<i>P. Jehle</i>)	194/551
<i>Bolz, Norbert, und W. van Reijen</i> : Walter Benjamin (<i>Th. Weber</i>)	196/929
<i>Brunkhorst, Hauke</i> : Der entzauberte Intellektuelle. Über die neue Beliebigkeit des Denkens (<i>M. Richter</i>)	193/451
<i>Derrida, Jacques, und Geoffrey Bennington</i> : Jacques Derrida (<i>M. Hinz</i>)	193/450
<i>Erdmann, Eva, Rainer Forst und Axel Honneth</i> (Hrsg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung (<i>A. Schobert</i>)	193/448
<i>Eribon, Didier</i> : Michel Foucault. Eine Biographie (<i>A. Schobert</i>)	193/445
<i>Ewald, Francois, und Bernhard Waldenfels</i> (Hrsg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken (<i>A. Schobert</i>)	193/448
<i>Flusser, Vilém</i> : Nachgeschichten (<i>A. Schobert</i>)	195/773

<i>Fukuyama, Francis</i> : Das Ende der Geschichte (<i>W.Bialas</i>)	195/770
<i>Gesellschaft für Theoretische Philosophie (Hrsg.)</i> : Jahrbuch für systematische Philosophie '91 (<i>W.Bialas</i>)	196/924
<i>Gröll, Johannes</i> : Das moralische bürgerliche Subjekt (<i>S.Kaltenecker</i>)	194/603
<i>Hadot, Pierre</i> : Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike (<i>A.Schölzel</i>) ..	192/283
<i>Hillebrand, Bruno</i> : Ästhetik des Nihilismus (<i>M.Hinz</i>)	195/774
<i>Hoagland, Sarah Lucia</i> : Die Revolution der Moral: Neue lesbisch-feministische Perspektiven (<i>F.Haug</i>)	194/601
<i>Holz, Hans-Heinz</i> : Philosophie der zersplitterten Welt. Studien zum Werk von Walter Benjamin (<i>Th.Weber</i>)	196/931
<i>Hossenfelder, Malte</i> : Epikur (<i>A.Schölzel</i>)	192/289
<i>Jaeschke, Walter, und Helmut Holzhey (Hrsg.)</i> : Früher Idealismus und Frühromantik. Der Streit um die Grundlagen der Ästhetik (<i>S.Keymer</i>)	191/123
<i>Jamme, Christoph, und Helmut Schneider (Hrsg.)</i> : Der Weg zum System. Materialien zum jungen Hegel (<i>Y.Hong</i>)	191/121
<i>Kapferer, Norbert</i> : Das Feindbild der marxistisch-leninistischen Philosophie in der DDR 1945-1988 (<i>A.Schölzel</i>)	196/921
<i>Kiefer, Josef</i> : Die Marxsche Theorie als Computersimulation. Versuch einer systemtheoretischen Explikation des Marxschen Forschungsprogramms (<i>W.Kunstmann</i>)	191/120
<i>Lehmann, Hans-Thies</i> : Theater und Mythos. Die Konstitution des Subjekts im Diskurs der antiken Tragödie (<i>Ch.Kniest</i>)	192/284
<i>MacIntyre, Alisdair</i> : Geschichte der Ethik im Überblick (<i>H.Längin</i>)	194/604
<i>Martens, Ekkehard</i> : Der Faden der Ariadne (<i>U.Menzer</i>)	196/928
<i>Mittelstraß, Jürgen</i> : Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie (<i>L.Mehtonen</i>)	196/927
<i>Negt, Oskar, und Alexander Kluge</i> : Maßverhältnisse des Politischen (<i>Ch.Löser</i>)	195/767
<i>Parijs, Philippe van</i> : Qu'est-ce qu'une société juste? Introduction à la pratique de la philosophie politique (<i>A.Ginhold</i>)	194/606
<i>Patzig, Günther (Hrsg.)</i> : Aristoteles' »Politik« (<i>S.Haacke</i>)	192/288
<i>Quaritsch, Helmut (Hrsg.)</i> : Complexio Oppositorum. Über Carl Schmitt (<i>G.Leaman</i>)	194/607
<i>Rauh, Hans-Christoph (Hrsg.)</i> : Gefesselter Widerspruch. Die Affäre um Peter Ruben (<i>Ch.Löser</i>)	196/922
<i>Reinsberg, Carola</i> : Ehe, Hetärenum und Knabenliebe im antiken Griechenland (<i>Th.Schwarz</i>)	192/285
<i>Rohls, Jan</i> : Geschichte der Ethik (<i>H.Längin</i>)	194/604
<i>Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.)</i> : Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften (<i>Th.Laugstien</i>)	194/529
<i>Schmid, Wilhelm (Hrsg.)</i> : Denken und Existenz bei Michel Foucault (<i>A.Schobert</i>)	193/445
<i>Schmitt, Carl</i> : Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947-1951 (<i>G.Leaman</i>)	194/607
<i>Sichermann, Barbara</i> : Der tote Hund beißt. Karl Marx, neu gelesen (<i>W.Bialas</i>)	191/119
<i>Tagliagambe, Silvano</i> : L'epistemologia contemporanea (<i>S.Ghisu</i>)	196/926
<i>Thiel, Detlef</i> : Über die Genese philosophischer Texte. Studien zu Jacques Derrida (<i>A.Schobert</i>)	193/449
<i>Thomsen, Dirko</i> : »Techné« als Metapher und als Begriff der sittlichen Einsicht. Zum Verhältnis von Vernunft und Natur bei Platon und Aristoteles (<i>Ch.Kniest</i>)	192/287
<i>Visker, Rudi</i> : Michel Foucault. Genealogie als Kritik (<i>Ch.Jäger</i>)	193/447
<i>Wälzer, Michael</i> : Kritik und Gemeinsinn. Drei Wege der Gesellschaftskritik (<i>F.Reusswig</i>) ..	195/771
<i>Wilharm, Heiner</i> : Denken für eine geschlossene Welt. Philosophie in der DDR (<i>A.Schölzel</i>) ..	196/921

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Ammann, Daniel</i> : David Lodge and the Art-and-Reality Novel (<i>N.Schürer</i>)	194/620
<i>Arnold, Heinz Ludwig</i> : Krieger, Waldgänger, Anarch. Versuch über Ernst Jünger (<i>W.Jung</i>) ..	196/939
<i>Barker, Francis, et al. (Hrsg.)</i> : Uses of History. Marxism, postmodernism, and the Renaissance (<i>G.Mackenthun</i>)	194/617
<i>Bhabha, Homi K. (Hrsg.)</i> : Nation and Narration (<i>A.Oksiloff</i>)	192/295

<i>Bogdal, Klaus-Michael</i> : Zwischen Alltag und Utopie. Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts (<i>Th.Schwarz</i>)	195/775
<i>Bommert, Christian</i> : Peter Weiss und der Surrealismus (<i>S.Kramer</i>)	192/294
<i>Brandes, Wolfgang</i> : Der 'neue Stil' in Ernst Jüngers »Strahlungen« (<i>W.Jung</i>)	196/939
<i>Bremerich-Vos, Albert</i> : Populäre rhetorische Ratgeber (<i>K.Roß</i>)	194/612
<i>Dahnke, Hans-Dietrich, und Bernd Leistner (Hrsg.)</i> : Debatten und Kontroversen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts (<i>H.Peitsch</i>)	193/456
<i>Dau, Rudolf</i> : Berührungspunkte zweier Zeitalter. Deutsche Literatur und die Französische Revolution (<i>H.Peitsch</i>)	193/456
<i>Deiritz, Karl, und Hunnes Krauss (Hrsg.)</i> : Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder »Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge« (<i>M.Wedel</i>)	196/937
<i>Derks, Paul</i> : Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850 (<i>R.Wieland</i>)	195/780
<i>Drexler, Peter</i> : Literatur, Recht, Kriminalität. Untersuchungen zur Vorgeschichte des englischen Detektivromans 1830-1890 (<i>L.Krützfeldt</i>)	193/459
<i>Faderman, Lillian</i> : »Köstlicher als die Liebe der Männer.« Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute (<i>M.Holdenried</i>)	191/129
<i>Fish, Stanley</i> : Doing What Comes Naturally. Change, Rhetoric, and the Practice of Theory in Literary and Legal Studies (<i>R.Markner</i>)	192/298
<i>Gerhardt, Marlis (Hrsg.)</i> : Irmtraud Morgner. Texte, Daten, Bilder (<i>D.Janhsen</i>)	191/127
<i>Goody, Jack</i> : Die Logik der Schrift und die Organisation von Gesellschaft (<i>D.Rösler</i>)	194/614
<i>Gräfel, Ulrike</i> : Sprachverhalten und Geschlecht (<i>H.Kotthoff</i>)	191/134
<i>Guntermann, Georg</i> : Vom Fremdwerden der Dinge beim Schreiben. Kafkas Tagebücher als literarische Physiognomie des Autors (<i>C.Feldmann</i>)	196/934
<i>Harth, Helene, u.a. (Hrsg.)</i> : Konflikt der Diskurse. Zum Verhältnis von Literatur und Wissenschaft im modernen Italien (<i>F.Sick</i>)	195/778
<i>Hein, Christoph M.</i> : Der BPRS. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik (<i>S.Kramer</i>)	195/777
<i>Küttler, Wolf, und Gerhard Neumann (Hrsg.)</i> : Franz Kafka: Schriftverkehr (<i>A.Honold</i>)	196/932
<i>Köppel, Peter</i> : Die Agonie des Subjekts. Das Ende der Aufklärung bei Franz Kafka und Blanchot (<i>C.Feldmann</i>)	196/934
<i>Lampe, Gerhard</i> : »Ich will mich erinnern an alles, was man vergißt«: Erich Fried, Biographie und Werk (<i>H.-J.Neubauer</i>)	193/455
<i>Le Rider, Jacques</i> : Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität (<i>A.Honold</i>)	194/619
<i>Lehmann, David</i> : Signs of the Times. Deconstruction and the Fall of Paul de Man (<i>S.Howald</i>)	194/616
<i>Mayer, Hans</i> : Über Erich Fried (<i>M.Wedel</i>)	193/453
<i>Mudry, Anna (Hrsg.)</i> : Gute Nacht, Du Schöne. Autorinnen blicken zurück (<i>K.Hauser</i>)	191/124
<i>Palmstierna-Weiss, Gunilla, und Jürgen Schutte (Hrsg.)</i> : Peter Weiss. Leben und Werk (<i>R.Koch</i>)	192/292
<i>Pêcheux, Michel</i> : L'inquiétude du discours (<i>S.Ghisu</i>)	194/609
<i>Pusch, Luise</i> : Alle Menschen werden Schwestern (<i>B.Stuhlmann</i>)	191/132
<i>Ridebusch, Eckhardt</i> : Irland im Zeitalter der Revolution (<i>H.-C.Oeser</i>)	193/458
<i>Schmitz, Ulrich</i> : Postmoderne Concierge: Die »Tagesschau«. Wortwelt und Weltbild der Fernsehnachrichten (<i>N.Badenberg</i>)	192/290
<i>Scholes, Robert</i> : Protocols of Reading (<i>U.Blumenbach</i>)	192/297
<i>Schuller, Marianne</i> : Im Unterschied. Lesen, Korrespondieren. Adressieren (<i>D.Riess-Beger</i>)	191/131
<i>Sick, Franziska</i> : Literaturpolitik und politische Literatur. Zum Selbstverständnis der französischen Romanschriftsteller im Umkreis der Volksfront (<i>R.Jerzewski</i>)	192/300
<i>Soden, Kristine von (Hrsg.)</i> : Irmtraud Morgners hexische Weltfahrt. Eine Zeitmontage (<i>D.Janhsen</i>)	191/127
<i>Stephan, Inge, u.a. (Hrsg.)</i> : »Wen kümmert's, wer spricht«. Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West (<i>H.Behrend</i>)	191/125
<i>Viehoff, Reinhold (Hrsg.)</i> : Alternative Traditionen. Dokumente zur Entwicklung einer empirischen Literaturwissenschaft (<i>T.Themannn</i>)	194/615
<i>Way, Eileen Cornell</i> : Knowledge Representation and Metaphor (<i>U.Schmitz</i>)	194/611

Kunst- und Kulturwissenschaft

Altersbild Inkognito. <i>Frauen und Film</i> , Heft 50/51 (S.Kaltenecker)	192/310
Asholt, Wolfgang, und Walter Fähnders (Hrsg.): Arbeit und Müßiggang 1789-1914 (S.Harringer/D.Kramer)	192/311
Deleuze, Gilles: Das Zeitbild. Kino 2 (Ch.Jäger)	195/787
Hickethier, Knut, und Siegfried Zielinski (Hrsg.): Medien/Kultur (U.Schmid)	192/307
Holub, Renate: Antonio Gramsci (P.Jehle)	192/302
Maase, Kaspar: BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren (V.Gransow)	195/783
Morera, Esteve: Gramsci's Historicism (Th.Sablowski)	192/304
Möbius, Hanno, und Guntram Vogt: Drehort Stadt. Das Thema »Großstadt« im deutschen Film (A.Delpho)	195/786
Schlüpmann, Heide: Unheimlichkeit des Blicks. Das Drama des frühen deutschen Kinos (U.Weber)	192/308
Sraffa, Piero: Lettere a Tania per Gramsci (G.Baratta)	192/305
Tietze, Wolfgang, und Manfred Schneider (Hrsg.): Fernsehshows. Theorie einer neuen Spielwut (S.Kaltenecker)	195/784

Soziologie

Bourdieu, Pierre: Die Intellektuellen und die Macht (W.Kowalsky)	193/466
Duerr, Hans Peter: Intimität. Der Mythos vom Zivilgesellschaftsprozeß II (A.Schobert)	193/463
Eagleton, Terry: Ideology. An Introduction (A.Franke)	191/136
Eckart, Christel: Der Preis der Zeit. Eine Untersuchung der Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit (B.Brugger)	195/794
Helgesen, Sally: Frauen führen anders. Vorteile eines neuen Führungsstils (U.Weber)	195/792
Holub, Robert C.: Jürgen Habermas – Critic in the Public Sphere (V.Gransow)	193/465
Leuschner, Udo: Entfremdung – Neurose – Ideologie (G.Loidolt)	191/139
Lincoln, James R., und A.R. Kalleberg: Culture, Control and Commitment. A study of organization and work attitudes in the US and Japan (C.Gilleßen)	195/789
Lüdtko, Helga (Hrsg.): Leidenschaft und Bildung. Zur Geschichte der Frauenarbeit in Bibliotheken (E.Marks)	195/796
Richter, Götz: Die lineare Zeit. Eine Untersuchung zum Zusammenhang von Zeitform und Entfremdung (K.Geißler)	193/467
Risert, Jürgen: Models and Concepts of Ideology (J.Koivisto)	191/138
Sprenger, Reinhard: Mythos Motivation (U.Kowol)	195/791
Spurk, Jan: Gemeinschaft und Modernisierung. Entwurf einer soziologischen Gedankenführung (J.Reindl)	193/461
Weingart, Peter (Hrsg.): Technik als sozialer Prozeß (D.Barben)	191/141

Erziehungswissenschaft

Birmily, Elisabeth (Hrsg.): Die Schule ist männlich. Zur Situation von Schülerinnen und Lehrerinnen (U.Preuss-Lausitz)	196/941
Büttner, Christian, und Marianne Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben? Erziehung zur Geschlechtsidentität in Kindergarten und Grundschule (U.Preuss-Lausitz)	196/941
Cremer, Christa, Christiane Bader und Anne Dudeck (Hrsg.): Frauen in sozialer Arbeit. Zu Theorie und Praxis feministischer Bildungs- und Sozialarbeit (M.Wens)	193/468
Dewe, Bernd, u.a. (Hrsg.): Erziehen als Profession (Ch.Lüders)	196/946
Egger, Rudolf (Hrsg.): Zwischen Null und Unendlich – Identität und Pädagogik (K.A.Chassé)	196/949
Essed, Philomena, und Chris Mullard: Antirassistische Erziehung (G.Auernheimer)	195/797
Klier, Freya: Lüg Vaterland – Erziehung in der DDR (E.Wollmann)	193/471
Kreienbaum, Anna Maria: Erfahrungsfeld Schule. Koedukation als Kristallisationspunkt (U.Preuss-Lausitz)	196/941

<i>Matthes, Eva</i> : Von der geisteswissenschaftlichen zur kritisch-konstruktiven Pädagogik und Didaktik. Der Beitrag Wolfgang Klafkis (<i>G.Ruder</i>)	196/943
<i>Merkert, Rainold</i> : Medien und Erziehung (<i>N.Franck</i>)	196/945
<i>Metz-Göckel, Sigrid, und Elke Nyssen</i> : Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung (<i>B.Ketelhut</i>)	193/470
<i>Paschen, Harm, und Lothar Wigger</i> : Zur Analyse pädagogischer Argumentation (<i>M.Bohlender</i>)	196/940
<i>Richter, Herbert-Friedrich</i> : Bildungsurlaub in der BRD (<i>A.Gmelch</i>)	196/949
<i>Rose, Lotte</i> : Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunststurnrinnen (<i>B.Blanke</i>)	193/473
<i>Steinlechner, Manfred</i> : Bildungsmythen der Moderne (<i>V.Schubert</i>)	196/947
<i>Ulrich, Winfried (Hrsg.)</i> : Mädchen und Junge – Mann und Frau: Geschlechtsspezifisch von Verhalten und Erziehung? (<i>U.Preuss-Lausitz</i>)	196/941

Psychologie

<i>Benjamin, Jessica</i> : Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht (<i>B.Ketelhut</i>)	194/624
<i>Dowling, Colette</i> : Perfekte Frauen. Die Flucht in die Selbstdarstellung (<i>C.Kramatschek</i>) ..	194/628
<i>Landweir, Hilge</i> : Das Märtyrerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung von weiblicher Identität (<i>G.Krone</i>)	194/625
<i>Miner, Valerie, und Helen Longino (Hrsg.)</i> : Konkurrenz – ein Tabu unter Frauen (<i>U.Diedrich/C.Glücksmann</i>)	194/629
<i>Weber, Inge, und Brigitte Rempp (Hrsg.)</i> : Lou Andreas-Salomé. Das »zweideutige« Lächeln der Erotik (<i>M.Plath/M.Turon Stein</i>)	194/622
<i>Weedon, Chris</i> : Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie (<i>A.Hohmann</i>)	194/626

Geschichte

<i>Asmus, Walter</i> : Richard Kroner (1884-1974). Ein Philosoph und Pädagoge unter dem Schatten Hitlers (<i>Th.Friedrich</i>)	196/956
<i>Broszat, Martin, und Klaus Schwabe (Hrsg.)</i> : Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg (<i>A.Rapmund</i>)	196/958
<i>Burchardt, Lothar, u.a.</i> : Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945 (<i>O.Burger</i>)	196/956
<i>Eggert, Hartmut, Ulrich Profilich und Klaus R. Scherpe (Hrsg.)</i> : Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit (<i>I.Simson</i>)	195/801
<i>Haumann, Heiko</i> : Geschichte der Ostjuden (<i>M.Dohmen</i>)	196/964
<i>Kieserling, Manfred</i> : Faschisierung und gesellschaftlicher Wandel. Mikroanalyse eines nordhessischen Kreises 1928-1935 (<i>K.Lauschke</i>)	196/954
<i>Landau, Edwin M., und Samuel Schmitt (Hrsg.)</i> : Lager in Frankreich. Zeugnisse der Emigration, Internierung und Deportation (<i>M.Philipp</i>)	196/965
<i>Merl, Stephan</i> : Sozialer Aufstieg im sowjetischen Kolchossystem der 30er Jahre? (<i>J.Becker</i>)	195/804
<i>Müller, Rolf-Dieter</i> : Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943 (<i>H.-H.Nolte</i>)	196/961
<i>Müller, Rolf-Dieter</i> : Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik (<i>H.-H.Nolte</i>)	196/961
<i>Nestler, Ludwig (Hrsg.)</i> : Der Weg deutscher Eliten in den Zweiten Weltkrieg (<i>A.Rapmund</i>)	196/958
<i>Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling</i> : Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz DDR (<i>J.Gieseke</i>)	195/803
<i>Paul, Gerhard</i> : Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933 (<i>U.Ehrlich</i>)	196/953
<i>Preuß, Reinhard</i> : Verlorene Söhne des Bürgertums. Linke Strömungen in der deutschen Jugendbewegung 1913-1919 (<i>E.Holler</i>)	195/805
<i>Reichel, Peter</i> : Der schöne Schein des Dritten Reiches (<i>Th.Alkemeyer</i>)	196/951
<i>Schneider, Wolfgang (Hrsg.)</i> : »Vernichtungspolitik«. Eine Debatte über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Genozid im nationalsozialistischen Deutschland (<i>W.Grode</i>)	196/962
<i>White, Hayden</i> : Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert (<i>W.Bialas</i>)	195/799

<i>Young, James Edward</i> : Beschreibung des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation (<i>W.Bialas</i>)	196/965
--	---------

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Bergmann, Werner, und Rainer Erb</i> (Hrsg.): Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945 (<i>E.Hennig</i>)	191/148
<i>Blohm, Frank, und Wolf Herzberg</i> (Hrsg.): »Nichts wird mehr so sein, wie es war«. Zur Zukunft der beiden deutschen Republiken (<i>A.Blastik u.a.</i>)	194/633
<i>Brus, Włodzimierz, und Kazimierz Laski</i> : Von Marx zum Markt (<i>M.Richter</i>)	192/315
<i>Bullmann, Udo</i> : Kommunale Strategien gegen Massenarbeitslosigkeit (<i>H.-J.Schabedoth</i>) ...	192/320
<i>Butterwege, Christoph, und Horst Isola</i> (Hrsg.): Rechtsextremismus im vereinten Deutschland (<i>M.Kieserling</i>)	191/153
<i>Davis, Mike</i> : City of Quartz (<i>A.Hess</i>)	194/646
<i>Edelman, Murray</i> : Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns (<i>F.Balke</i>)	191/157
<i>Engholm, Björn</i> : Vom öffentlichen Gebrauch der Vernunft (<i>J.-M.Vogl</i>)	194/648
<i>Faber, Christel, und Traute Meyer</i> : Unterm neuen Kleid der Freiheit das Korsett der Einheit. Auswirkungen der deutschen Vereinigung für Frauen in Ost und West (<i>E.Wöllmann</i>)	195/811
<i>Fetscher, Iring</i> : Toleranz. Von der Unentbehrlichkeit einer kleinen Tugend für die Demokratie (<i>R.Saage</i>)	191/144
<i>Frank, André Gunder, und Marta Fuentes-Frank</i> : Widerstand im Weltsystem. Kapitalistische Akkumulation – Staatliche Politik – Soziale Bewegung (<i>K.Hübner</i>)	193/476
<i>Frey, Martin, und Paul Schobel</i> : Konflikt um den Sonntag (<i>W.Joußen</i>)	192/323
<i>Funke, Hajo</i> : »Jetzt sind wir dran«. Nationalismus im geeinten Deutschland (<i>M.Kieserling</i>)	194/652
<i>Fülberth, Georg</i> : Sieben Anstrengungen, den vorläufigen Endsieg des Kapitalismus zu begreifen (<i>M.Krätker u.a.</i>)	194/631
<i>Giesen, Bernd, und Claus Leggewie</i> (Hrsg.): Experiment Vereinigung (<i>M.Azzolini u.a.</i>) ...	194/635
<i>Gorz, André</i> : Und jetzt wohin? (<i>R.Lederer</i>)	192/313
<i>Hartung, Klaus</i> : Neunzehnhundertneundachtzig. Ortsbesichtigungen nach einer Epochenwende (<i>W.Bialas</i>)	192/318
<i>Hindrichs, Wolfgang, u.a.</i> : Neue Technologien und Arbeitskampf (<i>J.Schmid</i>)	192/321
<i>Hippler, Jochen</i> : Die Neue Weltordnung (<i>M.Kloke</i>)	193/477
<i>Hoffmann, Jürgen, u.a.</i> (Hrsg.): Jenseits der Beschlußlage. Gewerkschaft als Zukunftswerkstatt (<i>F.-O.Pirschel</i>)	194/649
<i>Hörburger, Hortense</i> : Europas Frauen fordern mehr. Die soziale Dimension des EG-Binnenmarktes am Beispiel ihrer spezifischen Auswirkungen auf Frauen (<i>P.Dobner</i>)	195/809
<i>Imbusch, Peter</i> : »Das moderne Weltsystem«: Eine Kritik der Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins (<i>J.Gieseke</i>)	193/474
<i>Janson, Carl-Heinz</i> : Totengräber der DDR. Wie Günter Mittag den SED-Staat ruinierte (<i>K.Hauser</i>)	194/641
<i>Jessop, Bob</i> : State Theory. Putting Capitalist States in their Place (<i>B.Young/C.Scherrer</i>) ...	194/644
<i>Kaßbaum, Bernd</i> : Betriebliche Technologiepolitik. Arbeitsgestaltung in der Politik der IG Metall (<i>J.Schmid</i>)	192/322
<i>Klönne, Arno</i> : Rechts-Nachfolge. Risiken des deutschen Wesens nach 1945 (<i>J.Blume</i>)	191/150
<i>Lang, Jochen von</i> : Erich Mielke. Eine deutsche Karriere (<i>K.Hauser</i>)	194/639
<i>Leggewie, Claus</i> : Multi Kulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik (<i>F.Balke</i>)	191/146
<i>Loch, Dietmar</i> : Der schnelle Aufstieg des Front National: Rechtsextremismus im Frankreich der 80er Jahre (<i>J.M.Becker</i>)	191/155
<i>Luthardt, Wolfgang, und Alfons Söllner</i> (Hrsg.): Verfassungsstaat, Souveränität, Pluralismus. Otto Kirchheimer zum Gedächtnis (<i>R.Axtmann</i>)	191/156
<i>Naumann, Gerhard, und Eckhard Trümpler</i> : Von Ulbricht zu Honecker. 1970 – ein Krisenjahr der DDR (<i>K.Hauser</i>)	194/641
<i>Richelmann, Doris</i> : Gleichstellungsstellen, Frauenförderung, Quotierung. Ein Literaturbericht mit Auswahlbiographie (<i>U.Weber</i>)	195/809

<i>Schmid, Josef, und Heinrich Temann (Hrsg.): Aufbrüche: Die Zukunftsdiskussion in Parteien, Verbänden und Kirchen (S.Andresen)</i>	195/807
<i>Stöss, Richard: Die extreme Rechte in der Bundesrepublik: Entwicklung – Ursachen – Gegenmaßnahmen (J.-M.Vögl)</i>	191/152
<i>Tausch, Arno: Rußlands Tretmühle. Kapitalistisches Weltsystem, lange Zyklen und die neue Instabilität im Osten (H.-H.Nolte)</i>	193/478
<i>Van Dijk, Teun A.: Rassismus heute. der Diskurs der Elite und seine Funktion für die Reproduktion des Rassismus (W.Kowalsky)</i>	194/651
<i>Villain, Jean: Die Revolution verstößt ihre Väter. Aussagen und Gespräche zum Untergang der DDR (K.Hauser)</i>	194/637
<i>Wolf, Christa: Reden im Herbst (M.Schröter/H.Arends)</i>	194/642
<i>Zeuner, Bodo: Arbeitsunrecht. Geschichten über Bürgerrechte im Betrieb (F.-O.Pirschel) ..</i>	194/650

Ökonomie

<i>Allen, Robert L.: The life and work of Joseph Schumpeter (J.Hölscher)</i>	195/820
<i>Backhaus, Jürgen (Hrsg.): Systemwandel und Reform in östlichen Wirtschaften (J.Hölscher/A.Jacobsen)</i>	193/479
<i>Crosby, Alfred W.: Die Früchte des weißen Mannes. Ökologischer Imperialismus 900-1900 (V.Perthes)</i>	195/815
<i>Godelier, Maurice: Natur, Arbeit, Geschichte. Zu einer universalgeschichtlichen Theorie der Wirtschaftsformen (M.Richter)</i>	195/814
<i>Hübner, Kurt: Theorie der Regulation. Eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der Politischen Ökonomie (M.Krätke)</i>	196/967
<i>Kößler, Reinhardt: Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata (M.Oberg)</i>	193/483
<i>Mandel, Ernest: Kontroversen um »Das Kapital« (M.Krätke)</i>	195/817
<i>Muster, Manfred, und Udo Richter (Hrsg.): Mit Vollgas in den Stau. Automobil-Produktion, Unternehmensstrategien und die Perspektiven eines ökologischen Verkehrssystems (E.Scheunemann)</i>	196/971
<i>Priewe, Jan, und Rudolf Hickel: Der Preis der Einheit. Bilanz und Perspektiven der deutschen Vereinigung (M.Oberg)</i>	196/972
<i>Scherrer, Christoph: Im Banne des Fordismus. Die Auto- und Stahlindustrie der USA im internationalen Konkurrenzkampf (R.Dettwiler)</i>	196/970
<i>Westphal, Andreas, u.a. (Hrsg.): Wirtschaftspolitische Konsequenzen der deutschen Vereinigung (G.Bruno-Latocha/S.Tober)</i>	193/481
<i>Womack, James P., u.a.: Die zweite Revolution in der Autoindustrie. Konsequenzen aus der weltweiten Studie aus dem Massachusetts Institute of Technology (F.Haug)</i>	193/485

Einmischung erlaubt!

Bücher für Frauen

Irene Raehlmann/Birgit Meiners/
Alexander Glanz/Maria Funder (Hrsg.)
Zeit neu gestalten!
Humane Arbeitszeiten für Frauen
im Dienstleistungssektor
64 Seiten; DM 6,00

Irene Raehlmann/Birgit Meiners/
Alexander Glanz/Maria Funder (Hrsg.)
Alles unter einen Hut?
Flexibilisierungsfolgen für Arbeits-
und Lebenszeit von Frauen
176 Seiten; DM 29,80

Margit Frackmann (Hrsg.)
Ein Schritt vorwärts...
Frauen in Ausbildung und Beruf
220 Seiten; DM 24,80

Linda Wilken
Einmischung erlaubt?
Kommunale Frauenbüros
in der Bundesrepublik
140 Seiten; DM 22,80

Dieses Buch gibt einen Überblick über
die Handlungsfelder von Frauenbeauf-
tragten, und damit praktische Anregun-
gen für die Frauenbewegung zuhauf. Es
enthält u.a. die Anschriften aller Gleich-
stellungsstellen in den alten und neuen
Bundesländern.

Christa Lippmann (Hrsg.)
Technik ist auch Frauensache
Frauenförderung im Industriebetrieb
232 Seiten; DM 19,80

Marianne Weg/Otti Stein
Macht macht Frauen stark
Frauenpolitik für die 90er Jahre
214 Seiten; DM 19,80

VSA

VSA-Verlag
Postfach 50 15 71
Stresemannstr. 384a
W-2000 Hamburg 50

Podium Progressiv

*Dietzel/Gehrcke/
Hopfmann/Werner
(Hrsg.)*

Brückenköpfe

Texte zur Programmdis-
kussion der PDS
PP17, 128 S., DM 19,80
ISBN 3-89144-156-8

Mit Beiträgen von:

Harald Werner, Arndt Hopf-
mann, Frank Steffen, Wolf-
gang Gehrcke, Christiane
Reymann, Horst Dietzel,
Harald Wolf, Hans-Henning
Adler, Petra Bläß, Heidi
Knake-Werner, Roswitha
Steinbrenner

Fuchs/Scholz

Feindschaft und Wahlarithmetik

Die Linke in Frankreich
PP24, 58 S., DM 7,80
ISBN 3-89144-158-4

Jens Renner

Rückkehr zur euro- päischen Normalität

Die Linke in Italien
PP23, 50 S., DM 7,80
ISBN 3-89144-160-6

*Jelpke/Maurer/
Schröder (Hg.)*

Rassismus in Europa

PP16, 108 S., DM 13,80
ISBN 3-89144-157-6

Mit Beiträgen von:

Nora Räthzel, Ulla Jelpke,
Beat Leuthardt, Norbert Had-
dad, Gilles Smadja, Tobias
Plöger

Politt/Schwenke

Volksheim passé ?

Die Linke in Schweden
PP21, 48 S., DM 7,80
ISBN 3-89144-159-2

PRV, Breite Straße 47, 5300 Bonn

blätter *der* **IZSW**

185

Schwerpunkt Verstädterung

Jakarta – Eine Stadt, zwei Welten

E.Jakob Schütz: Überleben in den Städten
Stadtentwicklung von unten am Beispiel San-
to Domingos

Heimarbeit in den Armenvierteln Istanbuls
Kommunalpolitik in Brasilien

Der Volksaufstand und das Versagen der ira-
kischen Opposition

Hintergründe des Mordanschlages auf den
Vorsitzenden der Demokratischen Partei
Kurdistan-Iran

Die Öffnung Vietnams zum asiatischen
Wirtschaftsraum

Interview mit Elmar Altvater über den »Miß-
stand der Dinge«

Die Neuregelung des EG-Bananenmarktes

Feministische Studien

2 '92

Umbruch in Europa, Aufbruch der Frauen?

V.Jolušič: Desintegration Jugoslawiens und
ihre Folgen für Frauen

B.Pomorska: Geschlecht und Recht in Polen

T.Böhm: Wo stehen wir Frauen nach 40 Jah-
ren getrennter Geschichte in Deutschland
West und Ost?

U.Gerhard: Westdeutsche Frauenbewegung
zwischen Autonomie und dem Recht auf
Gleichheit

S.Zareva: Frauen in Südosteuropa

O.Lipovskaja: Der Mythos der Frau in der
heutigen sowjetischen Kultur

T.Afanassjewa: Das Schicksal der Frau im
Rußland der Umgestaltung

M.Karabelova: Verhandlungsstrategien in-
tellektueller Frauen im kommunistischen
Bulgarien

R.Staikova/S.Gateleva: Die Frauen in Bulga-
rien

E.Novikowa/T.Schipulo: Die Situation der
Frau in Rußland während der wirtschaftli-
chen Umstrukturierung

E.Brusskowa: In Wahrheit sind wir wirklich
stärker

B.Schmitt/H.Trepper: Gespräche in Mos-
kauer und St.Petersburger Frauengruppen

M.Marx: Die neuen russischen Frauen 1923.
Aufruf der Leningrader Frauen von 1979

I. Jg. 1992

Jährlich 8 Hefte, Einzelheft 6 DM, Jahresabo 48 DM (erm.
38 DM). Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum
Dritte Welt, Postfach 5328, 7800 Freiburg i. Br.

Hrsg. v. Juliane Jacobi, Christina Klausmann, Hilge Land-
weer, Claudia Opitz, Regine Orthmer-Vetter, Mechthild
Rumpf, Eva Senghaas-Knobloch, Anna Maria Stuby, Ulla
Wischermann (Geschäftsführerin). – Kontaktadresse für
Manuskripte: Juliane Jacobi, Kiskerstraße 6, 4800 Biele-
feld. – Erscheint zweimal jährlich, Einzelheft 22 DM, Jah-
resabo 36 DM, zzgl. Versand. – Deutscher Studien Verlag,
Postfach 100154, W-6940 Weinheim

Berliner Debatte
INITIAL
 Zeitschrift für Socialwissenschaftlichen Diskurs

links
 Sozialistische Zeitung

5 '92

Globaler Umbruch wirtschaftlicher Regulation?

K.Hübner: Analytische Vorsicht und problembewußter Internationalismus

J.Bischoff: ... ein überlebter Akkumulations- und Regulationstypus

N.Walter/E.Seifert: ... keine Änderung des Ordnungsparadigmas

E.Matzner: ... nicht die richtige Richtung

H.Wagner: Geschichte als Suchprozeß

R.Kollmorgen: Die Evolution der »evolutionary economics«

A.Krölls: Eigentumsideologie im Zeichen des postsozialistischen Kapitalismus

A.Schüler: Das gängige Klischee: Effizienz

Transformation in Osteuropa

A.Bozók: Demokraten gegen Demokratie? Ziviler Protest in Ungarn seit 1990

T.Cox: Strukturelle Barrieren für marktwirtschaftliche Reformen in Osteuropa

Ist der Mensch paradiesfähig?

M.Koch: »Neuer Mensch oder neue Verhältnisse«?

H.Schmidt: Über Metaphorik, Macht und manchen Zweifel

Uni-Seite

Strukturen, Personen, Projekte, Lehrangebote an der Universität Leipzig

Hrsg. v. d. Ges. f. sozialwiss. Forschung und Publizistik mbH i.A. des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident: Peter Ruben. – Redaktion: H.Bluhm, E.Crome, T.Ehrke, W.Hedeler, H.Schmidt, U.Tietz, J.Wielgohs; verantw.: R.Land. – Erscheint zweimonatlich, Einzelheft 10 DM, Jahresabo 54 DM (alte Bundesländer: 12/60 DM), Stud. etc. 30 DM. – Anschrift: Postfach 158, O-1058 Berlin

11 '92

W.Hermann/W.Lochmann: Gewerkschaftskrise eingeläutet, Unternehmenspleite abgewendet

Fremdenangst und Ausländerfeindlichkeit. Ein Memorandum

J.Hirsch: Währungskrise, Maastricht und nationale Machtpolitik

B.Röttger: Die Renaissance des Nationalen. Die gefährlichen Illusionen deutscher Maastricht-Kritik

Modell Deutschland im Umbruch

P.Kern: Trojanisches Pferd oder nur Modernisierungspakt? Über Gruppenarbeit und Gruppendynamik in den Betrieben

M.Jander u.a.: Betriebsräterebellion im Osten

L.Lodovico: Kopflose Kopflanger

Ch.Görg: Keine Panik auf der Titanic? Oder: Wie institutionalisiere ich ein Lebensgefühl

A.Ruf: Umwelttag-Bonbons

F.Schneider: Ein neues linkes Projekt? Interview mit Peter Glotz

H.Claasen: Wahlen in Angola

Th.Beier: Neue Überlegungen zum Internationalismus

P.-E.Jansen: Die »rassistische Karte« in der amerikanischen Politik

A.Maegerle: Der KuKluxKlan

H.-E.Schiller: Sprache, Nation und Utopie

22. Jg. 1992

Redaktion: N.Apostolidou, P.Bonavita-Lindloff, U.Braud, C.Görg, H.Grün, J.Hirsch, P.-E.Jansen, P.Kern, H.-D.Köhler, F.-M.Krämppe, T.Kunz, L.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt, F.Schneider. – AG Sozialistisches Büro, PF 10062, 6050 Offenbach 1. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl.Verand. – Verlag 2000 GmbH, PF 102062, 6050 Offenbach 1

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

11 '92

P.Glotz: Zum Tode von Willy Brandt
W.Geiger: Durch den Maastrichter hindurch
K.Koenen: »Heilig ist nur die Nation«

Thema: Drogen und Geschäfte

J.Nelles: Sucht in der modernen Gesellschaft
W.Raith: Drogenmafia und das Versagen der Politik
U.Heide: Drogen, Stafvollzug und Aids
C.Molloy: An-schaffen – Be-schaffen
M.Bröckers: Sucht und Ordnung

Frauen und Politik

B.Meyer: Feminismus und Demokratie
A.Kuhn: Kritische Theorie und Frauenforschung

Kontrovers

B.Röttger: D-Mark-Schlachten
H.-J.Schabedoth: Abschied vom Stallgeruch

Kultur

P.Glotz: Der Norden der Stadt (II)
Th.Rothschild: Alle Menschen sind gleich
W.Scheller: Zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit: Robert Musil
H.-M.Lohmann: Zeitschriften-Forum

39. Jg. 1992

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, W.Dirks †, G.Grass, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackerermann, N.Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatlich. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie
und sozialtheoretische Politik. ★

88

Chaos, Selbstorganisation und Gesellschaft

K.Müller: »Kastastrophen«, »Chaos« und »Selbstorganisation«. Methodologie und sozialwissenschaftliche Heuristik der jüngeren Systemtheorie
R.Rojas: Chaos als neues naturwissenschaftliches Paradigma
P.Mirowski: Die Bedeutung eines Dollars
B.Gill: Kettenmoleküle und Assoziationsketten. Metaphern in der Gentechnologie und Genomanalyse
E.Becker/Th.Jahn/P.Wehling: Revolutionäre Inszenierungen, Konzepttransfer und Wissenschaftsdynamik

Review Essay

P.Lohauß: Naturwissenschaftliche Paradigmen und ethische Verantwortung. Ein kritischer Blick auf Stephen Toulmins »Kosmopolis«

Kontroverse

J.O'Connor: Kein Ausweg? Die Ökonomie der 90er Jahre
R.Keil: Die Produktion des Raumes: Auswege aus der Krise des Fordismus? Eine Entgegnung auf James O'Connor
F.Ibrahim: Vom Panarabismus zum islamistischen Fundamentalismus. Zur Krise der politischen Systeme des Nahen Ostens

22. Jg. 1992

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. - Redaktion: E.Altvater, H.Ganßmann, M.Heinrich, K.Hübner, B.Mahnkopf, M.Mayer, D.Messner, S.Neckel, K.-D.Tangermann (geschäftsführend). - Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM. Jahresabo 52 DM - Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30. - Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.



Zeitschrift für
Sozialistische
Politik & Wirtschaft

67

Cuba-Kongreß: Abschlußerklärung

Kommentar

K.-O.Richter: Rostock und kein Ende

H.Peter: Petersberger Populismus

K.Fuchs: Humanitäre Interventionen Ja –
Kampfeinsätze Nein!

A.Wehr: Über das Elend sozialdemokrati-
scher Außenpolitik

A.Wöllersdorf: Im Westen nichts Neues, im
Osten eine neue Bewegung

Sozialdemokratie

R.Krämer: Spalten statt versöhnen!

M.Machnig: Ende des Modells Deutschland
– am Beginn eines neuen Politik- und Hege-
moniezyklus

Kompatible Welten

F.Saß: Auf dem Weg in die Informationsge-
sellschaft?

S.Zielinski: Nicht mehr Kino, nicht mehr
Fernsehen

U.Klotz: Computer im Paradigmenwechsel

G.Hooffacker: Neue Medien: Neue Öffent-
lichkeit per Computernetz

Debatte

I.Wallerstein: Geopolitische Strategien der
USA in einer nach-amerikanischen Welt

R.J.Barnet: Reflektionen. Die Unordnung
des Friedens

15. Jg. 1992

Hrsg.: D.Albers, H.Albrecht, D.Dehm, J.Egert, K.Fuchs,
J.Hindels, J.K.P.Kisker, H.Lienker, S.Möbbeck,
U.Pausch-Gruber, C.Wälther, K.Wand, K.P.Wolf, B.Zim-
mermann. — Redaktion: I.Arend, G.Becker, U.Kremer,
F.Saß, B.Zoerner. — Erscheint zweimonatlich. Jahresabo
51 DM, erm. 42 DM, Ausland 54 DM. Redaktion und Ver-
lag: Kieler Straße 13, 5000 Köln 80

UTOPIE

Diskussion sozialistischer Alternativen

kreativ

21/22

M.Djilas: Jugoslawien war eine ungewöhnli-
che Schöpfung

H.Thielen: Aufbrüche ins Leben

Unrechtsstaat – die Debatte geht weiter

Th.Klein/U.Wolf: Rechtsstaatliches Unrecht
oder unrechtsstaatliches Recht?

M.Nelken: »Unrechtsstaat« – ein Ideologem
am »Ende der Geschichte«

V.Schöneburg: Unrechtsstaat: Wissenschaft,
Moral oder Ideologie?

Gesellschaft – Analyse & Alternativen

G.Höpp: Die »Neue Weltordnung« und der
Islam

D.Segert: Spannungsverhältnisse zwischen
Wissenschaft und Politik

H.Jung: Doppelsprung der Moderne und ne-
gative Dialektik der Restauration

Konkrete Utopien

G.Kohlmeier: Sozialismus – Utopie als Ar-
beitsaufgabe

R.Diederich/A.Federlein: Die große Utopie

W.Friedrich u.a.: Ostdeutsche Jugend 1992

Wissenschaft und Kultur adé?

H.Hiob/D.Kittner: Ernst-Busch-Haus weicht
einem Baumarkt

Dokumentation: Ernst Busch und seine Par-
teiüberprüfung Anfang der fünfziger Jahre

D.Simon: Die Literatur hat alle ihre Ersatz-
funktionen wieder verloren (Interview)

A.Hoffmann/A.Krause/H.Schilling: Ent-
wicklung und Abwicklung

H.Klenner: Wissenschaftswende an der
Akademie

Hrsg. und Verlag: Dietz Verlag Berlin GmbH, Redaktion:
Helmut Steiner (Chefredakteur), Marion Kunze, Jörn Schü-
trumpf. — Erscheint sechsmal im Jahr als Doppelheft. Fin-
zelheft 10 DM; Jahresabo 60 DM. — Redaktionsadresse:
Weydingerstraße 14-15, 0-1020 Berlin

WECHSEL GNUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

57

Virtuelle Realitäten: Verschwindet die Wirklichkeit?

R.Keil-Slawik: Von der Benutzerin zur Kybernetikerin

L.Mikos: Cyberspace als populärer Text

J.Bischof: Television und Ökonomie

M.Bojadzjev: Künstliche Realität – Zweiter Golfkrieg – Wer blickte durch?

M.Ruhnau: Stand und Ergebnisse des Monitoringprogrammes des Bundesgesundheitsamtes

W.Hinderer: Systemtheorie – Informatik – Physik – Mathematik – Ingenieurwissenschaften

P.Döge: Anmerkungen zur Forschungs- und Technologiepolitik in den Fünf Neuen Ländern aus sozial-ökologischer Perspektive

H.H.Dieter: Zum Verhältnis von Chemiepolitik und Wissenschaft im Großlabor Ökosphäre

G.Lange: Überlastung der ServicetechnikerInnen in der Computerbranche

M.Mai: Technische Normung – eine Mikroebene der Technikbewertung und des Interessenausgleichs

A.Mayer: Glück – Wachstum – Müll

J.K.Kuark: Ingenieurinnen in der Schweiz

14. Jg. 1992

Redaktion: Suzanne Wagner, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. – Erscheint zweimonatlich. – Einzelheft 8 DM. Jahresabo 48 DM. – Verlag und Redaktion: remember e.G., Maria-brunnstraße 48, 5100 Aachen

WIDER★ SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

44

Armut in Frankfurt

H.-G.Jaschke: Neue Armut und Stadtentwicklung. Welche Rolle spielt »Armut« in der neueren politischen und wirtschaftlichen Stadtebatte?

W.Scherer: Kommunale Armutsberichterstattung. Eine Bibliographie

M.-E.Karsten: Die Produktion armer Frauen. Kommunale Armutsberichterstattung und die Armut von Frauen

K.Koch: Armut in Frankfurt. Eine Übersicht
Th.v.Freyberg: Städtische Modernisierung und soziale Polarisierung. Anmerkungen zur Armutsentwicklung in Frankfurt/Main

B.Hausmann: Frankfurt am Main: Die Metropole und die Moneten

Forum

E.Rohrmann: Armut, Wohnungsnot und soziale Randständigkeit auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Rückblick und Ausblick

V.Busch-Geertsema/E.-U.Ruhstrat: Armut, Recht und Rechtsverwirklichung. Ein Interview mit Rechtsanwalt Rasehorn über die Ausgrenzungen und Einschränkungen von Armen im sozialen Rechtsstaat

Magazin

12. Jg. 1992

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: M.Bitzan, E.Bolay, K.A.Chassé, N.Diemer, F.Düchting, D.Gipsner, T.Kunstreich, F.Manke, G.Pabst, F.Peters, W.Plum, B.Rose, A.Schaarschuch, F.Schütte, V.Schöneberg, H.Sunker, W.Völker. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft 14 DM, Jahresabo 54 DM + Versand. – Redaktion und Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach

Schildkröte Clementine hat Lust auf Abenteuer



Argument-Sonderband
Neue Folge Band 202
208 Seiten, broschiert, DM 18,50

... Schildkrötengatte Arthur hingegen möchte, daß Clementine zu Hause bleibt, während er arbeiten geht. Er überhäuft sie mit Geschenken, die sich auf ihrem Panzer türmen und sie immer unbeweglicher und unglücklicher machen. Als sie merkt, daß ihr nur noch ihre Träume geblieben sind, befreit sie sich. Sie verläßt Arthur und geht auf Reisen.

Feministische Märchen und Geschichten wie diese gefallen Erwachsenen, Kindern aber nicht. Woran liegt es, daß alternative Erziehungsansätze, die von Kindern ein nicht-geschlechtsspezifisches Verhalten erwarten, so wenig erfolgreich sind? Warum verwenden Kinder im Gegenteil ihre erfinderische Kreativität darauf, die Einordnung in weiblich und männlich »korrekt« vorzunehmen, wollen Mädchen wie Mädchen und Jungen wie Jungen sein?

Die australische Sozialwissenschaftlerin Bronwyn Davies erforscht seit vielen Jahren die soziale Welt von Kindern. Sie las mit Mädchen und Jungen im Vorschulalter Märchen und zeichnete die anschließenden Gespräche und Spiele auf. Fesselnd und neu verknüpft sie feministische Theorie und empirische Untersuchung, präsentiert faszinierende Einzelheiten aus der Welt der Kinder und vermittelt neue Einsichten in die soziale Konstruktion von Geschlecht.

Argument

Rentzelstraße 1 · 2000 Hamburg 13

Summaries

Philipa Rothfield: Subjectivity, Experience, and the Body

This article looks at the question of subjectivity and sexual difference. It traces the ways in which this relation has been thought within feminism; from consciousness-raising, though notions of the unconscious, to humanism and anti-humanism. Finally, the body is introduced in the context of a discussion on movement, dance and sexuality.

Elaine Showalter: Women – Men – Texts: »Gender« in Literary Criticism

The author systematically analyzes the historical status of the term gender in feminist theory, especially in feminist literary criticism, reconstructing the conflicts between Marxism and Structuralism on the subject of gender and gender difference. She urges the development of a literary criticism thematizing both men's and women's writing, which would thereby allow male literary scholars to reflect critically on what it means to write as a man.

Ruth Seifert: Constructions of Masculinity: The Military as a Discursive Power

Analysis of gender first assumes that masculinity and femininity are the results of constructions which take place in gender-specific institutions. This essay examines how and with the help of which mechanisms »masculinity« is produced in military organizations and the effects of these constructions on processes of social development.

Kathy E. Ferguson: Political Feminism and Deconstruction Theories

A visible tension exists in feminist theory between a hermeneutic project, which interprets an underlying sense, and a genealogical project of deconstructing pre-given meanings. Although each method depends on the other, they cannot be harmonized. Irony provides a possible way of dealing politically with this tension without erasing it.

Hans-Heinrich Nolte: Internal peripheries within the Modern World System and the Future of East Germany

One tension in the modern world system is that between ideals of equality such as »all men are created equal« and the extremely different opportunities individuals really have. This characterizes not only relations of »center« and »periphery« *between* different regions of the world but also relations of social spaces within nations. »Internal peripheries« develop in different ways: while in Catalonia the periphery became an economic center, Ireland can be seen to represent prevented industrialization, and the Midi in France deindustrialization. Attempts to correct the problems of development in Ireland and the Midi have not been successful. The chances that the former German Democratic Republic might experience a comparable fate are evaluated in terms of the claim for equal opportunity within the confines of the nation.

Volker Külow: David Rjasanov: With Marx against Stalin

David Borisowich Goldendach (1870-1938), who named himself Rjasanov after a figure from Russian literature, made the collection, research and publication of the complete posthumous papers of Marx and Engels his life's work. Founder of Moscow's Marx-Engels Institute and the driving force behind the first complete works of Marx and Engels, his work, until his removal in 1931, made a scholarly contribution whose effects can still be felt today.

Bert Hoffmann: Cuba: Not a Model but a Tragedy

In the light both of Cuba's dependence on the world market and of the tension between the dollar sector and the war footing of an economy of survival, the perspective of an alternative path of development appears illusory. Castro's strategy of resistance at every price threatens to end in a catastrophe.

Geschichte

<i>Reichel, Peter</i> : Der schöne Schein des Dritten Reiches (<i>Th. Alkemeyer</i>)	951
<i>Paul, Gerhard</i> : Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933 (<i>U. Ehrlich</i>)	953
<i>Kieserling, Manfred</i> : Faschisierung und gesellschaftlicher Wandel. Mikroanalyse eines nordhessischen Kreises 1928-1935 (<i>K. Lauschke</i>)	954
<i>Burchardt, Lothar, u.a.</i> : Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945 (<i>O. Burger</i>)	956
<i>Asmus, Walter</i> : Richard Kroner (1884-1974). Ein Philosoph und Pädagoge unter dem Schatten Hitlers (<i>Th. Friedrich</i>)	956
<i>Broszat, Martin, und Klaus Schwabe (Hrsg.)</i> : Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg (<i>A. Rapmund</i>)	958
<i>Nestler, Ludwig (Hrsg.)</i> : Der Weg deutscher Eliten in den Zweiten Weltkrieg (<i>A. Rapmund</i>)	958
<i>Müller, Rolf-Dieter</i> : Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik (<i>H.-H. Nolte</i>)	961
<i>Müller, Rolf-Dieter</i> : Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943 (<i>H.-H. Nolte</i>)	961
<i>Schneider, Wolfgang (Hrsg.)</i> : »Vernichtungspolitik«. Eine Debatte über den Zusammenhang von Sozialpolitik und Genozid im nationalsozialistischen Deutschland (<i>W. Grode</i>)	962
<i>Haumann, Heiko</i> : Geschichte der Ostjuden (<i>M. Dohmen</i>)	964
<i>Landau, Edwin M., und Samuel Schmit (Hrsg.)</i> : Lager in Frankreich. Zeugnisse der Emigration, Internierung und Deportation (<i>M. Philipp</i>)	965
<i>Young, James Edward</i> : Beschreibung des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation (<i>W. Bialas</i>)	965

Ökonomie

<i>Hübner, Kurt</i> : Theorie der Regulation. Eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der Politischen Ökonomie (<i>M. Krätke</i>)	967
<i>Scherrer, Christoph</i> : Im Bann des Fordismus. Die Auto- und Stahlindustrie der USA im internationalen Konkurrenzkampf (<i>R. Dettwiler</i>)	970
<i>Muster, Manfred, und Udo Richter (Hrsg.)</i> : Mit Vollgas in den Stau. Automobil-Produktion, Unternehmensstrategien und die Perspektiven eines ökologischen Verkehrssystems (<i>E. Scheunemann</i>)	971
<i>Priewe, Jan, und Rudolf Hickel</i> : Der Preis der Einheit. Bilanz und Perspektiven der deutschen Vereinigung (<i>M. Oberg</i>)	972

»Alternative Medien«

80 Seiten, Format A5, 1 200 Adressen themat.-tabellenförmig

Titel/Adresse/Telefon/Fax/Preis/Erscheinungsweise

Zeitschriften – Filmverleihe – Medienwerkstätten – Infoläden

Fotoagenturen – Mailboxen

Auch im Tabellen- und Datenbankformat

Schutzgebühr: Broschüre 5 DM, Diskette 10 DM

Broschüre und Diskette 12 DM (inkl. DFÜ-Programm gratis)

Infoladen Kellnerstraße e.V. · O-4020 Halle/S. · Tel. 0345 / 0046 / 550 07 98

Der Verein ist gemeinnützig. Sparkasse Halle - Konto 38401 1007 (BLZ 80053762)

Inhalt der letzten Hefte

195: Anti-Rassismus Methodendiskussion

G.Auernheimer: Universelle Rechtsansprüche und kulturelle Differenz / W.Heitmeyer: »Schwärmerischer Antirassismus« / M. u. S.Jäger: Rassistische Alltagsdiskurse / W.Kowalsky: Moralisierender Anti-Rassismus / R.Leiprecht: Auf der Suche nach Begriffen / J.Link: Normalismus und Neorassismus / J.Müller: Nationalismus der »Neuen Rechten« / U.Osterkamp: Weitere Fallstricke / N.Räthzel: Zivilgesellschaft und Einwanderung / E.Wulff: Zur Konstruktion von »Rassismus« / Besprechungen: Politische Philosophie; Arbeiterliteratur; Film und Fernsehen; Frauenarbeit; Antirassistische Erziehung; Geschichtsschreibung; Frauen unter EG-Binnenmarkt und deutscher Vereinigung; Marx

194: Was ist tot, was lebendig im Denken von Marx?

H.Fleischer: Lebendiges und Totes im Denken von Marx / F.Jameson: Spätkapitalismus als Problematik des real existierenden Marxismus / Th.Laugstien: Sandkühlers Enzyklopädie / P.Jehle: Was wird aus dem DDR-Projekt eines Wörterbuchs ästhetischer Grundbegriffe? / M.Löwy: Benjamins Marxismus / R.Wahsner: Was bleibt von Engels' Konzept einer Dialektik der Natur? / E.Tugendhat: Heidegger und Bergson über die Zeit / S.Willis: Körperarbeit / Besprechungen: Ethik und Moral; Diskurstheorie; Weibliche Identität; Zusammenbruch der DDR-Gesellschaft; Staatstheorie; Gewerkschaften; Rassismus

193: Literarische Frauen-Ratschläge

F.Haug: Feministische Literatur als Arbeit mit weiblichen Erfahrungen / K.Hauser: Das Patriarchat muß verlernt werden – auch im Sexuellen / U.Püschel: Über Nawal el Saadawi / J.Gohrlich: Lyrik schwarzer Frauen in Großbritannien / B.Baume: DDR-Autorinnen / A.Honold: Lesespuren in Peter Weiss' Ästhetik / A.Schwarz: Gramscis Zivilgesellschaft und die Umbruchprozesse in der DDR / A.Catone: Zivilgesellschaft in der Literatur der Perestrojka / L.Nikititsch: Gramsci und die Kritik des Stalinismus / Besprechungen: Foucault; Derrida; Erich Fried; Literatur im Zeitalter der Revolution; Bildungsarbeit von/für Frauen; Weltsystem und Weltordnung; Transformation der Wirtschaftssysteme in Ost-Europa; Arbeitskultur

192: Erinnerungsarbeit: Peter Weiss und Uwe Johnson

K.R.Scherpe: Peter Weiss' Schreckbilder politischer Gewalt / J.-F.Dwars: Zu Welschs post-moderner Lesart der »Ästhetik des Widerstands« / A.Bernhard: Die AdW als Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung / K.Briegleb: Widerstand als tätige Erinnerung / N.Mecklenburg: U.Johnson und der Sozialismus / P.González Casanova: An Kuba denken / K.Hauser: DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis / N.Schmacke: Die Beschwörung von Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen / U.Mehlem: Der ausgeblendete Krieg / Besprechungen: Antike Philosophie; Sprache und Ideologie; Tagesschau; Peter Weiss; Anglistik; Gramsci; Medien; Frauen und Film; Sozialistische Perspektiven; Gewerkschaftspolitik

191: Europa, Postkommunismus und Rassismus

E.Balibar: Europa nach dem Kommunismus / W.F.Haug: Zur Dialektik des Anti-Rassismus / U.Apitzsch: Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus / S.Rushdie: Attenboroughs Gandhi / C.Gallini: Symbolisch praktizierter Rassismus in der Alltagskultur / A.Soares do Bem: Kreuzberger Jugendliche zwischen Revolte und Autoritarismus / N.Räthzel: Anmerkungen zur Migrationspolitik / K.Hauser: Castor – die Lebensgeschichte eines feministischen Bibers / W.Grode: Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion / H.Behrend: Zum Feldzug gegen Heinrich Fink. Besprechungen: Marx heute; Früher Deutscher Idealismus; Frauenliteratur; Ideologie-Theorie; Multikulturelle Gesellschaft; Rechtsextremismus; Politik als Ritual

190: Sex/Gender

J.Stacey, B.Thorne: Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften / M.McIntosh: Der Begriff »Gender« / R.Seifert: Feministische Theorie und Militärsoziologie / U.Püschel: Über Irmaud Morgners »Amanda« / K.Hauser: Notiz zur »Leibrede« bei Irmaud Morgner / H.Peitsch: Westdeutsche Schriftsteller zur Einheit / D.Tetzlaff: Teile und herrsche – Populärkultur und kapitalistische Herrschaft / Besprechungen: Weibliche Moral; Benjamin, Avantgarde und Aufklärung; Geschichte der Germanistik; Kultur und Konsum; Subjekt der Pädagogik; Sozialgeschichte; Palästina, Islam; Politische Ökonomie

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin 36 Ariadne - Argument-Verlagsbuchhandlung, Reichenberger Str. 150;
Tel. 030/611 39 83
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/7 20 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel. 069/77 73 03
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/7 49 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/7 18 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/7 77 04
Köln 30 Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1, Tel. 0221/52 05 79
Köln 41 Der andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/2 47 87
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidistr. 12; Tel. 0251/4 49 26
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/1 39 49
Osnabrück Dieter zur Heide, Osterberger Reihe 2-8; Tel. 0541/2 10 51 und 2 64 05
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/56 04 22
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/251 26 74
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78
Wien, Sprachlos, Badatkustr. 6; Tel. 0222/752 42 45